blanvalet

MARKUS ZUSAK

Die Bücherdiebin

ROMAN

Markus Zusak

Die Bücherdiebin

Roman

Aus dem Englischen von Alexandra Ernst

PROLOG

TOD UND SCHOKOLADE

NEBEN DEN BAHNGLEISEN

DIE FINSTERNIS

DIE FAHNE

TEIL 1 - DAS HANDBUCH DES TOTENGRÄBERS

ANKUNFT IN DER HIMMELSTRASSE

ALS SAUMENSCH AUFZUWACHSEN

DIE FRAU MIT DER EISENFAUST

DER KUSS (Eine Kindheitsentscheidung)

DIE JESSE-OWENS-SACHE

DIE RÜCKSEITE VON SANDPAPIER

DER GERUCH VO
FREUNDSCHAFT

BOX-CHAMPION AUF DE
SCHULHOF

TEIL 2 - DAS SCHULTERZUCKEN

EIN MÄDCHEN, ERSCHAFFEN AU
DUNKELHEIT

GLÜCK GEGEN ZIGARETTEN

DIE STADTLÄUFERIN

TOTE BRIEFE

HITLERS GEBURTSTAG 1940

100 PROZENT REINER DEUTSCHI SCHWEISS

DIE TÜR ZUM DIEBSTAHL

BUCH DES FEUERS

TEIL 3 - MEIN KAMPF

DER HEIMWEG

DIE BIBLIOTHEK DE BÜRGERMEISTERS

DER KÄMPFER BETRITT DEN RING

DIE EIGENSCHAFTEN DI SOMMERS

DIE ARISCHE LADENBESITZERIN

DER KÄMPFER: ZWEITE RUNI SCHWINDLER

DER KÄMPFER: LETZTE RUNDE

T E I L 4 - DER ÜBERSTEHMANN

DER AKKORDEONSPIELER (D geheime Leben des Hans Hubermann)

EIN GUTES MÄDCHEN

EIN KURZER LEBENSLAUF EINES JÜDISCHEN FAUSTKÄMPFERS

ROSAS ZORN

DIE MAHNUNG DER SCHLÄFER

DER AUSTAUSCH VON ALBTRÄUMEN

DAS BUCH AUS DEM KELLER

TEIL 5 - DER PFEIFER

DAS TREIBENDE BUCH (Teil 1)

DIE SPIELER (Ein Würfel mit siebe

Seiten)

RUDIS JUGEND

DIE VERLIERER

SKIZZEN

DER PFEIFER UND DIE SCHUHE

DREI DUMMHEITEN VON RU
STEINER

DAS TREIBENDE BUCH (Teil 2)

TEIL 6 - DER TRAUMTRÄGER

DAS TAGEBUCH DES TODES: 1942

DER SCHNEEMANN

DREIZEHN GESCHENKE

FRISCHE LUFT, EIN ALTE
ALBTRAUM UND DIE FRAGE, WA
MAN MIT EINER JÜDISCHEN ...

DAS TAGEBUCH DES TODES: KÖLN
DER BESUCHER

DER SCHMUNZLER

DAS TAGEBUCH DES TODES: D
PARISER JUDEN

T E I L 7 - DUDEN BEDEUTUNGS WÖRTERBUCH

CHAMPAGNER UND AKKORDEON

DIE TRILOGIE

DER KLANG DER SIRENEN

DER HIMMELSDIEB

FRAU HOLZINGERS ANGEBOT

DER LANGE MARSCH NAC DACHAU

FRIEDE

DER IDIOT UND DI
MANTELMÄNNER

**TEIL 8 - DIE
WORTESCHÜTTLERIN**

DOMINOS UND DUNKELHEIT

DIE ÜBERLEGUNG, WIE RU
NACKT AUSSIEHT

STRAFE

DIE FRAU EINES MANNES, DEI
SEIN VERSPRECHEN HÄLT

DER SAMMLER DIE BROTESSER

DAS VERSTECKTE SKIZZENBUCH

DIE ANZUGSAMMLUNG DE
ANARCHISTEN

TEIL 9 - DIE LETZTI MENSCHLICHE FREMDE

DIE NÄCHSTE VERSUCHUNG

DER KARTENSPIELER

DER SCHNEE VON STALINGRAD

DER ALTERSLOSE BRUDER

DER UNFALL

DER BITTERE GESCHMACK VO
FRAGEN

EIN WERKZEUGKASTEN, E
BLUTER, EIN BÄR

HEIMKEHR

**TEIL 10 - DIE
BÜCHERDIEBIN**

DER WELTUNTERGANG (Teil 1)

DER ACHTUNDNEUNZIGSTE TAG

DER KRIEGSTREIBER

DER WEG DER WORTE

BEKENNTNISSE

ILSA HERMANNS KLEINE SCHWARZES BUCH

FLUGZEUGBÄUCHE

DER WELTUNTERGANG (Teil 2)

EPILOG

TOD UND LIESEL

HOLZ AM NACHMITTAG

MAX

PROLOG

EIN TRÜMMERBERG

Es wirken mit:

der Erzähler - Farben -und die Bücherdiebin

TOD UND SCHOKOLADE

Zuerst die Farben. Dann die Menschen

So sehe ich die Welt normalerweise. Ich versuche es zumindest.

EINE KURZE BEMERKUNG A RANDE

Ihr werdet sterben.

Ich bin nach Kräften bemüht, dieser ganzen Angelegenheit eine fröhliche Seite zu verleihen, aber die meisten Menschen haben einen tief sitzenden Widerwillen, der es ihnen unmöglich macht, mir zu glauben, so sehr ich auch versuche, sie davon zu überzeugen. Bitte glaubt mir: Ich kann wirklich fröhlich sein. Ich kann angenehm sein. Amüsant.

Achtsam. Andächtig. Und das sind nur die Eigenschaften mit dem Buchstaben »A«. Nur bitte verlangt nicht von mir, nett zu sein. Nett zu sein ist mir völlig fremd.

REAKTIONEN AUF DIE OBEN GENANNTE TATSACHE

Mache ich euch Angst? Ich bitte euch inständig - keine Sorge. Man kann mir alles nachsagen, nur nicht, dass ich ungerecht bin.

Was fehlt?

Natürlich - eine Bekanntmachung. Ein

Beginn.

Wo ist nur mein gutes Benehmen geblieben?

Ich könnte mich ganz förmlich vorstellen, aber das ist gar nicht nötig. Ihr werdet mich schon bald recht gut kennen; wie bald - das hängt von einer Reihe von Umständen ab. Nur so viel sei gesagt: Irgendwann einmal werde ich über euch allen stehen, so freundlich, wie es mir möglich ist. Eure Seelen werden in meinen Armen liegen. Auf meiner Schulter wird eine Farbe ruhen. Sanft werde ich euch davontragen.

Ihr werdet vor mir liegen. (Es passiert nur selten, dass ich Menschen stehend antreffe.) Ihr werdet in der Kruste eurer eigenen Körper gefangen sein. Vielleicht gibt es ein Erkennen; ein Schrei tröpfelt zu Boden. Die einzigen Geräusche, die ich danach hören werde, sind mein eigener Atem und der Klang des Geruchs, meine eigenen Schritte.

Die Frage ist, welche Farbe die Welt angenommen haben wird, wenn ich euch holen komme. Was wird der Himmel uns erzählen?

Ich persönlich mag einen schokoladenfarbenen Himmel. Dunkle

Bitterschokolade. Die Leute behaupten, das passt zu mir. Ich versuche trotzdem, mich an jeder Farbe zu erfreuen, die ich sehe, an dem ganzen Spektrum. Etwa eine Milliarde Schattierungen, keine wie die andere, und ein Himmel, der sie langsam in sich aufsaugt. Das nimmt dem Stress die Schärfe. Und es hilft mir, mich zu entspannen.

EINE KURZE ZWISCHENBEMERKUNG

Die Menschen beachten die Farben eines Tages lediglich an seinem Anfang und an seinem Ende. Dabei wandert ein Tag durch eine Vielzahl

von Farbtönen und Schattierungen, und zwar in jedem Augenblick. Eine einzige Stunde kann aus Tausenden von unterschiedlichen Farben bestehen. Wachsgelb, regenbesprühtes Blau. Schlammige Dunkelheit. In meinem Geschäft habe ich es mir zur Angewohnheit gemacht, darauf zu achten.

Wie schon angedeutet, ist Ablenkung meine einzige Rettung. Sie allein hilft mir, bei Verstand zu bleiben. Sie hilft mir, mit meiner Arbeit klarzukommen, was nicht so einfach ist, wenn man bedenkt, wie lange ich diese Tätigkeit schon ausübe. Das Problem ist: Wer

könnte mich ersetzen? Wer könnte für mich einspringen, während ich in einem Vier-Sterne-Hotel irgendwo am Meer Urlaub mache oder in den Bergen Ski fahre? Die Antwort ist: Niemand. Genau dieser Umstand hat mich dazu veranlasst, die Ablenkung zu meiner Erholung zu machen, mich damit zu zerstreuen. Also mache ich Urlaub in Farben, in Schattierungen.

Dennoch fragt ihr euch möglicherweise, warum ich überhaupt Urlaub brauche. Ihr wollt wissen, wovon ich mich ablenken muss?

Was mich zum nächsten Punkt bringt.

Es sind die übrig gebliebenen Menschen.

Die Überlebenden.

Sie sind es, deren Anblick ich nicht ertrage, und in meinem Bemühen, sie nicht anzusehen, versage ich häufig. Ich konzentriere mich absichtlich auf die Farben, um die Überlebenden aus meinen Gedanken zu verbannen, aber hin und wieder werde ich Zeuge, wie die Zurückbleibenden zwischen den Puzzlestücken der Erkenntnis, Überraschung und Verzweiflung zusammenbrechen. Sie haben zerstochene Herzen. Sie haben

zerschlagene Lungen.

Was mich wiederum zu dem Thema bringt, über das ich heute Abend - oder heute Mittag, oder welche Stunde und Farbe es auch immer gerade sein mag - mit euch reden will. Es ist die Geschichte von einer beständig Überlebenden - von einer Expertin im Zurückbleiben.

Es ist eigentlich nur eine kleine Geschichte, und sie handelt unter anderem von:

· einem Mädchen

· ein paar Worten

· einem Akkordeonspieler

· ein paar fanatischen Deutschen

· einem jüdischen Faustkämpfer

· und einer ganzen Menge Diebstählen

Ich sah die Bücherdiebin drei Mal.

NEBEN DEN BAHNGLEISEN

Das erste Mal war es weiß. Gleißend.

Einige von euch werden wahrscheinlich denken, dass Weiß gar keine Farbe ist. Völliger Blödsinn. Das stimmt nicht. Weiß ist zweifellos eine Farbe, und ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass ihr mit mir streiten wollt.

EIN WORT ZUR BESÄNFTIGUNG

Bitte bleibt ruhig, trotz dieser offenkundigen Drohung. Ich tue nur so. Ich bin nicht gewalttätig.

Ich bin nicht bösartig. Ich bin das Ergebnis.

Ja, es war weiß.

Es war so, als ob der ganze Erdball in Schnee gekleidet wäre. Als ob er ihn angelegt hätte, so wie ihr einen Pullover anzieht. Neben der Bahnstrecke verliefen Fußspuren, eingesunken bis zum Schienbein. Die Bäume trugen Decken aus Eis.

Wie ihr euch vielleicht schon gedacht habt, war jemand gestorben.

Sie konnten ihn nicht einfach auf dem Boden liegen lassen. Im Augenblick wäre das kein Problem gewesen, aber schon bald würde das Gleis geräumt sein und der Zug würde weiterfahren.

Da waren zwei Wachmänner.

Da waren eine Mutter und ihre Tochter.

Und eine Leiche.

Die Mutter, die Tochter und die Leiche verharrten, hartnäckig und still.

»Was willst du denn von mir?«

Die Wachmänner waren groß und klein. Der Große sprach stets zuerst, obwohl er nicht das Kommando führte. Er sah den rundlichen Kleinen an. Den mit dem feuchtroten Gesicht.

»Nun«, lautete die Erwiderung, »wir können ihn doch wohl nicht einfach hier liegen lassen?«

Der Große verlor die Geduld. »Und warum nicht?«

Der Kleinere explodierte beinahe. Er schaute zu dem Kinn des Großen auf und schrie: »Spinnst du?« Die Abscheu auf seinen Wangen wuchs mit jedem Moment. Seine Haut weitete sich. »Komm«, sagte er und stapfte durch den Schnee. »Wir tragen sie alle drei zurück, wenn es sein muss. Und wir melden es der nächsten Station.«

Was mich betrifft, so hatte ich den größten aller Fehler bereits begangen. Ich kann euch gar nicht sagen, wie sehr ich von mir selbst enttäuscht war. Anfangs hatte ich alles richtig gemacht:

Ich betrachtete den blendenden, weißschneeigen Himmel, der vor dem Fenster des fahrenden Zuges stand. Ich atmete ihn förmlich ein, aber trotzdem geriet ich ins Wanken. Ich gab nach mein Interesse war geweckt. An dem Mädchen. Die Neugier siegte, und ich beschloss, so lange zu bleiben, wie es mein Zeitplan erlaubte. Ich schaute zu.

Dreiundzwanzig Minuten später hielt der

Zug an, und ich stieg gemeinsam mit ihnen aus.

Eine kleine Seele lag in meinen Armen.

Ich stand zu ihrer Rechten, etwas abseits.

Die tatkräftigen beiden Wachmänner gingen zurück zu der Mutter, dem Mädchen und dem schmächtigen männlichen Leichnam. Ich erinnere mich noch genau daran, dass mein Atem an diesem Tag ungewöhnlich laut war. Ich war überrascht, dass die Wachen mich nicht bemerkten, als sie an mir vorbeigingen. Die Welt wurde

niedergedrückt unter all der Last aus Schnee.

Etwa zehn Meter zu meiner Linken stand das bleiche Mädchen, durchgefroren bis auf die Knochen und mit leerem Magen.

Ihr Mund zitterte.

Sie hatte die kalten Arme überkreuzt.

Gefrorene Tränen hingen auf dem Gesicht der Bücherdiebin.

DIE FINSTERNIS

Das nächste Mal war es schwarz, wie

Druckerschwärze, als ob der Gegensatz zu dem Weiß meine Vielseitigkeit unterstreichen wollte. Es war der dunkelste Augenblick vor der Dämmerung.

Diesmal war ich wegen eines Mannes von vierundzwanzig Jahren gekommen. Auf eine bestimmte Weise war es ein herrlicher Anblick. Das Flugzeug hustete noch. Rauch drang aus seiner Lunge.

Als es abstürzte, hinterließ es drei tiefe Furchen in der Erde. Seine Flügel waren nur mehr abgesägte Arme. Nie wieder durch die Lüfte gleiten. Auch das Leben des Flugzeugs war zu Ende.

EINE WEITERE BEMERKUNG A RANDE

Manchmal treffe ich zu früh ein. Ich beeile mich, und manche Menschen klammern sich länger an das Leben als erwartet.

Nach einer kurzen Ansammlung von Minuten hatte sich der Rauch erschöpft. Nichts mehr war geblieben.

Zuerst kam ein Junge, mit wildem Atem und einem Gegenstand in seiner Hand, der aussah wie ein Werkzeugkasten. Beklommen näherte er sich dem Cockpit und betrachtete den Piloten, versuchte

einzuschätzen, ob er am Leben war, was zu diesem Zeitpunkt noch zutraf. Die Bücherdiebin kam etwa eine halbe Minute später.

Jahre waren vergangen, aber ich erkannte sie.

Sie keuchte.

Aus dem Werkzeugkasten nahm der Junge einen Teddybären. Ausgerechnet einen Teddybären.

Er streckte seinen Arm durch die zersplitterte Windschutzscheibe und setzte den Teddy auf die Schulter des

Piloten. Der lächelnde Bär saß gemütlich in dem Durcheinander aus Wrackteilen und im Blut des zerschmetterten Mannes. Ein paar Minuten später ergriff ich die Gelegenheit. Der Zeitpunkt war gekommen.

Ich trat hinzu, löste seine Seele und trug sie sanft hinweg.

Alles, was übrig blieb, waren der Körper, der schwächer werdende Geruch nach Rauch und der lächelnde Teddybär.

Als die Menschenmenge eintraf, hatte

sich bereits alles verändert. Der Horizont glich glühender Kohle. Alles, was von der Schwärze übrig geblieben war, waren gekritzelte Linien auf dem Himmel, und auch die verschwanden schnell.

Im Vergleich dazu schimmerte der Mann knochenweiß. Seine Haut hatte die Farbe menschlichen Gebeins. Seine Augen waren kalt und braun - wie Kaffeeflecken -, und das schwächer werdende Gekritzel über mir formte sich, so schien es mir, zu einem merkwürdigen und doch vertrauten Zeichen.

Die Menge tat, was sie immer tut.

Während ich durch sie hindurchschritt, standen die Leute da und rührten in der Stille. Es war ein bescheidenes Gebräu aus unzusammenhängenden Gesten, gedämpften Sätzen und schweigender Unbehaglichkeit. Manche wandten sich ab.

Ich blickte zurück zum Flugzeug. Der offene Mund des Piloten schien zu lächeln.

Ein letzter schmutziger Witz.

Eine weitere menschliche Pointe.

Seine Uniform umfing ihn wie ein Leichentuch, während das graue Tageslicht sich in den Himmel drückte. Als ich mich weiter entfernte, war mir - wie bei so vielen anderen zuvor -, als ob sich die Welt noch einmal für einen kurzen Moment in Schatten hüllte, ein letzter Moment der Finsternis - die Erkenntnis, dass eine weitere Seele gegangen war.

Wisst ihr, ich sehe sie oft, wenn ein Mensch stirbt, diese Finsternis, trotz all der Farben, die das, was ich in der Welt wahrnehme, berühren und durchdringen.

Ich habe Millionen Finsternisse gesehen.

Ich habe sie schon so oft gesehen, dass ich mich nicht mehr an sie erinnern will.

DIE FAHNE

Das letzte Mal, als ich sie sah, war es rot. Der Himmel war wie eine kochende, brodelnde Suppe. An einigen Stellen war er angebrannt. Schwarze Krumen und Pfefferkörner waren über die Röte verstreut.

Vor Kurzem hatten Kinder hier Himmel und Hölle gespielt, hier auf der Straße, die wie ölverschmierte Buchseiten aussah. Als ich ankam, konnte ich immer noch das Echo hören. Die Füße, die auf

der Straße aufsetzten. Die lachenden Kinderstimmen und die salzigen, lächelnden Gesichter, der Fäulnis ausgesetzt.

Dann Bomben.

Diesmal war alles zu spät.

Die Sirenen. Das einfältige Gekreische im Radio. Alles zu spät.

In wenigen Minuten waren Berge aus Stein und Erde aufgehäuft und festgebacken. Die Straßen waren aufgerissene Adern. Blut strömte, bis es auf der Erde trocknete, und die Leichen

lagen darin wie Treibgut nach einer Flut.

Sie klebten am Boden fest, jede einzelne von ihnen. Ein Haufen Seelen.

War es Schicksal?

Pech?

War es das, was sie verklebt hatte? Natürlich nicht.

Das zu behaupten wäre lächerlich.

Es hatte wahrscheinlich mehr mit den Bomben zu tun, abgeworfen von Menschen, die sich in den Wolken

versteckten.

Ja, der Himmel war nun ein verheerendes, eingekochtes Rot. Das deutsche Städtchen war ein weiteres Mal entzweigerissen worden. Schneeflocken aus Asche segelten so lieblich lilienfarber durch die Luft, dass man versucht war, die Zunge herauszustrecken und sie aufzufangen, sie zu schmecken. Aber sie hätten einem nur die Lippen versengt. Sie hätten einem den Mund verbrannt.

Ich sehe es klar und deutlich vor mir.

Ich wollte gerade wieder gehen, da sah

ich sie auf den Knien kauern.

Ein Gebirgszug aus Schutt war geplant, entworfen und um sie herum aufgerichtet worden. Sie hielt ein Buch umklammert.

Abgesehen von allem anderen wünschte sich die Bücherdiebin nichts sehnlicher, als in den Keller zurückzukehren, um dort zu schreiben oder ihre Geschichte ein letztes Mal zu lesen. Im Nachhinein erkenne ich das Verlangen in ihrem Gesicht ganz deutlich. Sie hätte alles dafür gegeben - für die Sicherheit und die Geborgenheit dort -, aber sie konnte sich nicht bewegen. Außerdem existierte der Keller nicht mehr. Er war Teil der

zermangelten Landschaft.

Noch einmal bitte ich euch inständig, mir zu glauben. Ich wollte innehalten. Ich wollte mich niederkauern. Ich wollte sagen:

»Es tut mir leid, Kind.«

Aber das ist nicht erlaubt.

Ich kauerte nicht. Ich sprach nicht.

Stattdessen schaute ich ihr eine Weile zu. Als sie sich wieder rühren konnte, folgte ich ihr. Sie ließ das Buch fallen. Sie kniete nieder. Die Bücherdiebin

heulte auf.

Das Buch wurde mehrmals mit Füßen getreten, als das Aufräumen begann, und obwohl befohlen worden war, dass lediglich die Steine weggeschafft werden sollten, landete der kostbare Besitz des Mädchens auf einem Müllwagen. Angesichts dieser Tatsache blieb mir keine andere Wahl. Ich kletterte hinauf und nahm es in die Hand. Mir war nicht klar, dass ich es behalten und über die Jahre hinweg wohl an die tausend Mal anschauen würde. Ich würde die Orte betrachten, an denen sich unsere Wege kreuzten, mich über die Dinge wundern, die das Mädchen sah,

und darüber, dass sie überlebte. Das ist das Beste, was ich tun kann: Ich kann miterleben, wie sich die Ereignisse, die in dem Buch geschildert werden, in die Ereignisse einfügen, deren Zeuge ich in jener Zeit wurde.

Wenn ich an sie denke, dann sehe ich eine ganze Palette an Farben, aber es sind die drei, in denen ich sie in Fleisch und Blut erlebte, die mir am deutlichsten vor Augen stehen. Manchmal gelingt es mir, weit über jenen drei Momenten zu schweben. Ich hänge fest, bis sich eine eitrige Wahrheit in Erkenntnis erblutet.

In diesem Moment sehe ich das Muster.

DIE FARBEN: ROT - WEISS-SCHWARZ

Sie fallen aufeinander. Das schwarze Gekritzel auf das gleißende, kreisrunde Weiß und dann auf das dickflüssige Rot.

Ja, ich denke oft an sie, und in einer meiner unzähligen Taschen bewahre ich ihre Geschichte auf, um sie weiterzuerzählen. Es ist eine von vielen, eine aus einer ganzen Legion von Geschichten, und jede davon ist einzigartig. Jede davon ist ein Versuch - ein ungeheuer mächtiger Versuch -, mir zu beweisen, dass ihr und eure menschliche Existenz es wert seid.

Hier ist sie. Eine von vielen.

Die Bücherdiebin.

Wenn ihr Lust habt, begleitet mich. Ich werde euch eine Geschichte erzählen. Ich will euch etwas zeigen.

TEIL 1

DAS HANDBUCH DE TOTENGRÄBERS

Es wirken mit: die Himmelstraße - Saumenschen - eine Frau mit Eisenfäusten - ein gescheiterter Kuss -

Jesse Owens -

Sandpapier - der Geruch von Freundschaft - ein Schwergewichts-Champion - und die Mutter aller Watschen

ANKUNFT IN DER HIMMELSTRASSE

Das letzte Mal.

Dieser rote Himmel...

Wie konnte die Bücherdiebin so enden, auf den Knien, heulend und flankiert von lächerlich wirkenden, klebrigen,

zusammengebackenen Schutthaufen - alles das Werk von Menschen?

Es begann Jahre zuvor, mit Schnee.

Die Zeit war gekommen. Für einen.

EIN BESONDERS TRAGISCHE MOMENT

Ein Zug fuhr schnell. Er war vollgepackt mit Menschen. Im dritten Wagen starb ein sechsjähriger Junge.

Die Bücherdiebin und ihr Bruder fuhren nach München, wo sie Pflegeeltern übergeben werden sollten. Aber wir

wissen ja bereits, dass der Junge dort niemals ankam.

WIE ES GESCHAH

Ein heftiger Hustenanfall. Ein letzter Atemzug, der Endspurt. Und dann - nichts mehr.

Als der Husten aufhörte, blieb nichts mehr außer dem Nichts des Lebens, das weiterschleift, kurz und still aufzuckt. Eine Plötzlichkeit fand ihren Weg auf seine Lippen - Lippen von einem korrodierten Braun, die sich abschälten wie alte Farbe. Die dringend einen neuen Anstrich benötigten.

Ihre Mutter schlief.

Ich betrat den Zug.

Meine Füße bahnten sich durch den überfüllten Gang, und dann lag meine Hand auf seinem Mund.

Niemand bemerkte etwas.

Der Zug raste weiter.

Bis auf das Mädchen.

Mit einem wachen und einem noch träumenden Auge sah die Bücherdiebin, auch bekannt unter ihrem Namen Liesel

Meminger, dass Werner, ihr kleiner Bruder, zur Seite gerutscht war. Er war tot, daran gab es keinen Zweifel.

Seine blauen Augen starrten zu Boden.

Und sahen nichts.

Bevor sie aufwachte, hatte die Bücherdiebin vom Führer geträumt, von Adolf Hitler. In ihrem Traum nahm sie an einer Versammlung teil, auf der er eine Rede hielt. Sie betrachtete den knochenfarbenen Scheitel in seinem Haar und das vollkommene Viereck seines Schnurrbarts. Bereitwillig lauschte sie dem Strom aus Worten, die

aus seinem Mund quollen. Seine Sätze glühten im Licht. In einem ruhigeren Augenblick beugte er sich doch tatsächlich nieder und lächelte sie an. Sie erwiderte das Lächeln und sagte: »Guten Tag, Herr Führer. Wie geht's dir heut?« Sie konnte nicht besonders gut sprechen, geschweige denn lesen, weil sie kaum je die Schule besucht hatte. Den Grund dafür würde sie zur rechten Zeit erfahren.

Gerade als der Führer antworten wollte, wachte sie auf.

Es war Januar 1939. Sie war neun Jahre alt.

Ihr Bruder war tot.

Ein Auge offen.

Eines noch träumend.

Ich glaube, es ist besser, wenn ein Traum vollendet wird, aber darüber habe ich nun wirklich keine Macht.

Das zweite Auge schrak auf, erwachte und erwischte mich, gerade als ich niederkniete, seine Seele heraustrennte, in meine geschwollenen Arme nahm, wo sie schlaff lag. Schon bald wurde sie wärmer, aber als ich die Seele des Jungen aufnahm, war sie noch ganz

weich und kalt, wie Eiskrem. Sie schmolz in meinen Armen. Dann wurde sie warm. Heilte.

Für Liesel Meminger blieben nur die eingekerkerte Steifheit der Glieder und der beständige Angriff der Gedanken.

Es stimmt nicht. Es stimmt nicht. Es stimmt nicht.

Und das Zittern.

Warum zittern sie immer?

Ja, ich weiß, ich weiß - ich nehme an, es hat etwas mit Instinkt zu tun. Den Fluss

der Wahrheit aufzuhalten. Ihr Herz war in diesem Augenblick schlüpfrig und heiß, und laut, so laut so laut.

Dummerweise blieb ich. Ich schaute zu.

Als Nächstes ihre Mutter.

Die Bücherdiebin weckte sie mit demselben verstörten Zittern.

Vielleicht könnt ihr es euch vorstellen, vielleicht auch nicht. Denkt euch eine schwerfällige Stille. Denkt euch Fetzen und Splitter aus fließender Verzweiflung. Und stellt euch vor, wie man in einem Zug ertrinkt.

Es schneite unentwegt, und der Zug nach München musste wegen eingeschneiter Gleise auf der Strecke anhalten. Eine Frau heulte. Neben ihr stand ein Mädchen, wie betäubt.

In Panik öffnete die Mutter die Tür.

Sie kletterte hinaus in den Schnee, den kleinen Körper in den Armen.

Dem Mädchen blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Wie ihr bereits wisst, stiegen auch zwei Wachmänner aus. Sie diskutierten und stritten darüber, was zu tun war. Die

Situation war, gelinde gesagt, unerfreulich. Es wurde schließlich beschlossen, dass alle drei zur nächsten Station gebracht werden sollten, wo man Weiteres veranlassen würde.

Diesmal humpelte der Zug durch das eingeschneite Land. Er taumelte in den Bahnhof und blieb stehen.

Sie traten auf den Bahnsteig, der Körper des Jungen noch immer in den Armen der Mutter.

Sie standen da.

Der Junge wurde schwer.

Liesel hatte keine Ahnung, wo sie sich befand. Alles war weiß, und als sie im Bahnhof zurückblieben, starrte sie auf die verblassten Buchstaben auf dem Schild vor ihr. Für Liesel hatte dieses Dorf keinen Namen. Hier, in diesem namenlosen Dorf, sollte ihr Bruder Werner zwei Tage später begraben werden. Die Trauergesellschaft bestand aus einem Priester und zwei frierenden Totengräbern.

EINE ÜBERLEGUNG

Zwei Wachmänner. Zwei Totengräber. Der eine gibt Befehle.

Der andere tut, was man ihm sagt. Was, wenn der andere mehr als ein Einzelner wäre?

Fehler, Fehler - manchmal scheine ich nichts als Fehler zu machen.

Zwei Tage lang kümmerte ich mich um meine Angelegenheiten. Ich reiste über den Erdball und legte die Seelen auf das Förderband zur Ewigkeit. Ich sah ihnen nach, wie sie reglos dahinglitten.

Ein paar Mal schärfte ich mir ein, mich von der Beerdigung von Liesel Memingers Bruder fernzuhalten. Doch ich missachtete meinen eigenen Rat.

Bereits aus großer Entfernung sah ich die kleine Gruppe Menschen steif inmitten des Ödlands aus Schnee stehen. Ich näherte mich, und der Friedhof hieß mich willkommen wie einen Freund.

Schon bald war ich bei ihnen.

Ich senkte den Kopf.

Links neben Liesel standen die Totengräber, rieben sich die Hände und jammerten über den Schnee und die schlechten Arbeitsbedingungen. »Es ist so schwer, durch das ganze Eis zu graben« und so weiter. Einer von ihnen war sicher nicht älter als vierzehn Jahre.

Ein Lehrling.

Als er davonging, fiel ihm nach ein paar Dutzend Schritten ein schwarzes Buch aus der Manteltasche, ohne dass er es merkte. Ein sanfter Fall.

Ein paar Minuten später wandte sich Liesels Mutter gemeinsam mit dem Priester zum Gehen. Sie dankte ihm für die Zeremonie.

Aber das Mädchen blieb.

Ihre Knie berührten den eisigen Boden. Ihr Augenblick war gekommen.

Immer noch ungläubig, fing sie an zu graben. Er konnte nicht tot sein. Er konnte nicht tot sein. Er konnte nicht...

Innerhalb von Sekunden hatte sich der Schnee in ihre Haut gefressen.

Gefrorenes Blut malte Linien auf ihren Händen.

Irgendwo in all dem Schnee sah sie ihr entzweigebrochenes Herz. Jede seiner Hälften glühte und schlug unter all dem Weiß. Sie merkte erst, dass ihre Mutter zurückgekommen war, um sie zu holen, als sie die knochige Hand auf ihrer Schulter spürte. Sie wurde weggezerrt.

Ein warmer Schrei füllte ihre Kehle.

EINE KURZE SZENE, ETW ZWANZIG METER ENTFERNT

Als das Zerren ein Ende nahm, standen die Mutter und das Mädchen da und atmeten. Etwas Schwarzes, Eckiges ruhte im Schnee.

Nur das Mädchen sah es. Sie bückte sich, hob es auf und hielt es fest in ihren Fingern. Die Schrift auf dem Buch war silbern.

Sie hielten sich an den Händen.

Ein letzter, durchnässter Abschied, dann drehten sie sich um und verließen den Friedhof, wobei sie mehrmals zurückschauten.

Ich dagegen blieb noch ein Weilchen länger.

Ich winkte.

Niemand winkte zurück.

Mutter und Tochter ließen den Friedhof hinter sich und machten sich auf zum Bahnhof, um den nächsten Zug zu besteigen, der nach München fuhr.

Beide waren mager und bleich.

Beide hatten wunde Lippen.

Liesel sah es in dem schmutzigen, angelaufenen Fenster des Zuges, als sie kurz vor Mittag einstiegen. In den Worten der Bücherdiebin, die sie später niederschrieb, setzten sie ihre Reise fort, als ob ***alles*** passiert sei.

Als der Zug im Münchener Hauptbahnhof einfuhr, quollen die Passagiere aus den Wagen wie aus einem aufgerissenen Paket. Es waren Menschen jeder Größe und Statur; die Armen unter ihnen erkannte man am

leichtesten. Sie bemühen sich, immer in Bewegung zu bleiben, als ob es helfen würde, von einem Ort zum anderen zu gehen. Sie ignorieren die Tatsache, dass am Ende ihrer Reise nur eine neue Version desselben alten Problems auf sie wartet - wie ein Verwandter, den man nur widerwillig begrüßt.

Ich glaube, die Mutter wusste das nur zu genau. Sie würde ihr Kind zwar nicht den oberen Zehntausend von München übergeben, aber immerhin einer Pflegefamilie, die das Mädchen und den Jungen zumindest ernähren und ihnen eine Ausbildung angedeihen lassen konnte.

Den Jungen.

Liesel war sich sicher, dass die Mutter die Erinnerung an ihn mit sich trug, auf ihren Schultern. Sie setzte ihn ab. Sie sah seine Füße und Beine und den Rumpf auf dem Bahnsteig aufschlagen.

Wie konnte diese Frau bloß laufen?

Wie schaffte sie es, sich zu bewegen?

Das ist etwas, was ich nie wissen oder begreifen werde - wozu menschliche Wesen fähig sind.

Sie hob ihn auf und lief weiter. Das

Mädchen blieb dicht an ihrer Seite.

Ihr nächster Weg führte sie zu den Behörden. Fragen wurden gestellt, über ihre Verspätung und den Jungen, und diese Fragen brachten sie dazu, die verletzlichen Köpfe zu heben. Liesel blieb in der Ecke des kleinen, staubigen Büros, während ihre Mutter mit verkrampften Gedanken auf einem sehr harten Stuhl saß.

Dann kam das Durcheinander des Abschieds.

Der Abschied war feucht. Das Mädchen vergrub den Kopf in den wollenen,

fadenscheinigen Tiefen des Mantels der Mutter. Wieder nahm das Gezerre seinen Anfang und sein Ende.

Eine ganze Wegstrecke außerhalb von München lag eine Kleinstadt namens Molching. Dorthin brachte man sie, in eine Straße, die nach dem Himmel benannt war.

Wer immer der Himmelstraße ihren Namen gegeben hatte, war offensichtlich mit einem gesunden Sinn für Humor gesegnet gewesen. Nicht dass es die Hölle auf Erden wäre. Das nicht. Aber so sicher, wie es nicht die Hölle war, so sicher war es auch nicht der Himmel.

Dessen ungeachtet warteten die Pflegeeltern auf ihren Schützling.

Die Hubermanns.

Sie hatten ein Mädchen und einen Junger erwartet, für deren Pflege sie eine magere Unterstützung bekommen sollten. Niemand wollte Rosa Hubermann erklären müssen, dass der Junge die Reise nicht überlebt hatte. Tatsache war, dass überhaupt niemand jemals den Wunsch hatte, ihr irgendetwas erklären zu müssen. Was ihre Natur anging, so war sie nicht gerade als umgänglich bekannt, obwohl sie in Bezug auf Pflegekinder einen guten Ruf genoss. Sie

hatte etliche von ihnen geradegerückt.

Liesel fuhr in einem Auto.

Sie war noch nie in einem Auto gefahren.

Ihr Magen hob und senkte sich unentwegt, gemeinsam mit ihrer vergeblichen Hoffnung, dass sie sich verfahren würden oder irgendjemand seine Meinung ändern würde. Inmitten von all dem kehrten ihre Gedanken immer wieder zu ihrer Mutter zurück, die am Bahnhof darauf wartete, wieder abfahren zu können. Zitternd. Eingehüllt in diesen nutzlosen Mantel. Sie kaute an

den Nägeln und wartete auf den Zug. Der Bahnsteig war lang und ungemütlich, ein Band aus kaltem Zement. Würde sie bei ihrer Rückfahrt nach der Grabstätte ihres Sohnes Ausschau halten? Oder würde der Schlaf übermächtig sein?

Der Wagen fuhr weiter, und Liesel sah voller Angst der letzten, endgültigen Kurve entgegen.

Der Tag war grau, die Farbe Europas.

Vorhänge aus Regen waren um den Wagen gezogen.

»Wir sind gleich da.« Die Dame von der

Pflegevermittlung, Frau Heinrich, wandte sich um und lächelte. »Dein neues Zuhause.«

Liesel wischte einen blanken Kreis auf die angelaufene Fensterscheibe und schaute hinaus.

MOMENTAUFNAHME DE HIMMELSTRASSE

Die Gebäude scheinen zusammengeklebt zu sein, meistens kleine zweistöckige Häuser und Mehrfamilienhäuser, die nervös wirken. Schmutziger Schnee liegt ausgebreitet da wie ein Teppich.

Zement, leere Hutständerbäume und graue Luft.

Im Auto saß auch ein Mann. Während Frau Heinrich im Haus verschwand, blieb er bei dem Mädchen. Er sagte kein Wort. Liesel vermutete, dass er sie im Zweifelsfall am Weglaufen hindern oder sie nach drinnen schleppen sollte, wenn sie versuchte, Ärger zu machen. Als der Ärger jedoch anfing, saß er einfach nur da und sah zu. Vielleicht war er nur der letzte Ausweg, wenn nichts anderes mehr half.

Nach ein paar Minuten kam ein sehr großer Mann nach draußen. Hans

Hubermann, Liesels Pflegevater. An seiner einen Seite ging die mittelgroße Frau Heinrich. An seiner anderen befand sich die klobige Gestalt von Rosa Hubermann, die aussah wie ein kleiner Schrank, über den man einen Mantel geworfen hatte. Sie watschelte mehr, als dass sie ging. Man hätte es fast niedlich nennen können, wenn da nicht ihr Gesicht gewesen wäre, verkniffen wie zerdrückte Pappe und verärgert, als ob sie sich mit allem und jedem nur gerade eben so abfinden könnte. Ihr Mann ging aufrecht und hatte eine brennende Zigarette zwischen den Fingern. Eine selbst gedrehte.

Folgendes geschah:

Liesel weigerte sich auszusteigen.

»Was ist los mit dem Kind?«, wollte Rosa Hubermann wissen. Sie wiederholte es: »Was ist los mit diesem Kind?« Sie steckte ihr Gesicht in den Wagen und sagte: »Na, komm. Komm.«

Der Vordersitz flog auf das Armaturenbrett zu. Ein Korridor aus kaltem Licht öffnete sich Liesel. Sie rührte sich nicht.

Durch den Kreis auf der Fensterscheibe, den sie gewischt hatte, konnte Liesel die

Finger des großen Mannes draußen sehen, die immer noch die Zigarette hielten. Asche taumelte von ihrer Spitze, wirbelte ein paar Mal herum und fiel dann zu Boden. Es dauerte fast fünfzehn Minuten, bis sie sich aus dem Auto locken ließ. Es war der große Mann, dem das Kunststück gelang.

Still.

Dann kam das Gartentor. Sie klammerte sich daran.

Tränen stürmten aus ihren Augen, während sie sich festhielt und sich weigerte, ins Haus zu gehen. Die Leute

kamen aus ihren Häusern auf die Straße und gafften, bis Rosa Hubermann ihnen Flüche entgegenschleuderte, die dafür sorgten, dass sie dahin zurückeilten, woher sie gekommen waren.

WAS ROSA HUBERMANN IHNE ZU SAGEN HATTE

»Was glotzt ihr denn so, ihr Arschlöcher?«

Schließlich trat Liesel Meminger zögernd ein. Hans Hubermann hielt ihre Hand. Der kleine Koffer hielt ihre andere. Vergraben in den Falten ihrer Kleidung im Innern des Koffers lag ein

kleines schwarzes Buch, nach dem - so dürfen wir vermuten - ein vierzehnjähriger Totengräber in einem namenlosen Dorf stundenlang gesucht hatte. »Ich schwöre Ihnen«, höre ich ihn zu seinem Vorgesetzten sagen, »ich habe keine Ahnung, wo es geblieben ist. Ich habe überall gesucht. Überall!« Ich bin sicher, dass er niemals das Mädchen verdächtigt hätte. Und doch war es hier - ein schwarzes Buch mit silbernen Buchstaben unter der Decke ihrer Kleidung:

HANDBUCH FÜR TOTENGRÄBER

In zwölf Schritten zum Erfolg. Wie

man ein guter Totengräber wird. Herausgegeben von der Bayerischen Friedhofsvereinigung.

Die Bücherdiebin hatte zum ersten Mal zugeschlagen. Es war der außergewöhnlichen Karriere.

ALS SAUMENSCH AUFZUWACHSEN

Ja, eine außergewöhnliche Karriere.

Ich sollte allerdings vorausschicken, dass zwischen dem ersten Diebstahl und dem zweiten eine nicht unerhebliche Zeitspanne lag. Eine weitere

bemerkenswerte Tatsache ist, dass das erste Buch aus dem Schnee gestohlen wurde und das zweite aus dem Feuer. Und es darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass sie Bücher geschenkt bekam. Alles in allem besaß sie vierzehn Bücher, aber ihre Geschichte besteht - aus ihrem Blickwinkel heraus betrachtet - hauptsächlich aus zehn. Von diesen zehn waren sechs gestohlen. Eines tauchte auf dem Küchentisch auf, zwei fertigte ein versteckter Jude für sie an, und eines wurde ihr an einem weichen, gelbgekleideten Nachmittag überreicht.

Als sie ihre Geschichte aufschrieb,

fragte sie sich, ab welchem Augenblick genau die Bücher und Worte nicht mehr nur irgendetwas bedeuteten, sondern alles. War es, als sie das erste Mal jenen Raum erblickte, in dem sich die Regale bis zur Zimmerdecke streckten? Oder als Max Vandenburg in der Himmelstraße eintraf und zwei Hände voll Leid und eine Ausgabe von Hitlers ***Mein Kampf*** bei sich trug? War es das Vorlesen im Luftschutzraum? Der letzte Marsch nach Dachau? War es ***Die Worteschüttlerin?*** Vielleicht würde es niemals eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Wann und Wo geben. Überhaupt greife ich mir selbst vor. Bis wir zu den genannten

Ereignissen kommen, müssen wir uns zunächst Liesel Memingers Anfängen in der Himmelstraße widmen und der Frage, was es mit Saumenschen auf sich hat.

Bei ihrer Ankunft waren die Bissspuren des Schnees auf ihren Händen und das frostige Blut auf ihren Fingern noch deutlich sichtbar. Alles an ihr war unterernährt. Drahtdünne Schienbeine. Arme, hager wie Kleiderbügel. Sie zeigte es nicht oft, aber wenn es herausbrach, war auch ihr Lächeln am Verhungern.

Ihre Haarfarbe näherte sich dem Blond,

das als Kennzeichen des Deutschtums galt, aber sie hatte gefährliche Augen. Dunkelbraun. Zu jener Zeit mochte man in Deutschland keine braunen Augen. Vielleicht hatte sie die von ihrem Vater geerbt, aber wissen konnte sie es nicht; sie konnte sich nicht an ihn erinnern. Es gab nur eine einzige Sache, die sie von ihrem Vater wusste, ein Etikett, das sie nicht verstand.

EIN MERKWÜRDIGES WORT

Kommunist

Sie hatte es in den vergangenen Jahren einige Male gehört. »Kommunist.«

Da waren Pensionen, vollgestopft mit Menschen, Zimmer, vollgestopft mit Fragen. Und dieses Wort. Das merkwürdige Wort war immer da, irgendwo in der Nähe, stand in der Ecke, lauerte im Schatten. Es trug Anzüge und Uniformen. Egal wohin sie gingen, es war da, sobald die Sprache auf ihren Vater kam. Sie konnte es riechen und schmecken. Sie konnte es nur nicht buchstabieren und auch nicht begreifen. Wenn sie ihre Mutter fragte, was es bedeutete, wurde ihr gesagt, dass es nicht wichtig sei, dass sie sich über diese Sachen keine Sorgen machen solle. In einer Pension gab es eine Frau, die kräftiger und gesünder war als die

anderen und die versuchte, den Kindern das Schreiben beizubringen, indem sie mit Kohle auf Wände malte. Liesel hätte sie zu gerne nach der Bedeutung jenes Wortes gefragt, aber es bot sich einfach nie die Gelegenheit. Eines Tages holte man die Frau zum Verhör. Sie kehrte nicht zurück.

Als Liesel in Molching eintraf, hatte sie zumindest eine Ahnung, dass sie gerettet war, aber das war ihr kein Trost. Wenn ihre Mutter sie liebte, warum setzte sie sie dann vor der Haustür von Fremden aus? Warum? Warum?

Warum?

Der Umstand, dass sie die Antwort kannte - wenn auch nur in groben Zügen -, war unwichtig. Ihre Mutter war ständig krank, und es war nie genug Geld da, um sie gesund zu machen. Liesel wusste das. Aber das hieß nicht, dass sie es auch akzeptieren musste. Auch wenn ihr immer wieder gesagt worden war, dass sie geliebt wurde, so gab es für sie keinen Grund, den Beweis dafür in der Tatsache zu sehen, dass sie zurückgelassen worden war. Nichts konnte etwas daran ändern, dass sie ein verlorenes, hageres Kind an einem weiteren fremden Ort war, mit noch mehr fremden Menschen. Allein.

Die Hubermanns lebten in einem der kleineren Häuser in der Himmelstraße. Eine Handvoll Zimmer, eine Küche und ein Toilettenhäuschen hinter dem Haus, das sie sich mit den Nachbarn teilten. Das Dach war flach, und es gab einen niedrigen Keller, wo Vorräte aufbewahrt wurden. Der Keller war wirklich sehr niedrig. 1939 war das noch kein Problem. Später, 1942 und '43, wurde es zu einem. Als die Luftangriffe begannen, mussten sie immer die Straße hinunterlaufen, bis sie zu einem geeigneten Schutzraum kamen.

Am Anfang war es das Fluchen, das den größten Eindruck auf Liesel machte. Es

war so heftig und maßlos. Jedes zweite Wort war entweder Saumensch oder Saukerl oder Arschloch.

»Saumensch, du dreckiges!«, schrie Liesels Pflegemutter an jenem ersten Abend, als das Mädchen sich weigerte, ein Bad zu nehmen. »Du dreckiges Schwein! Warum willst du dich nicht ausziehen?« Zu wüten war eine ihrer großen Stärken. Man konnte mit Fug und Recht behaupten, dass Rosa Hubermanns Gesicht permanent mit Wut bekleidet war. So waren die Knitter und Falten in ihrer Pappkartonhaut entstanden.

Liesel ihrerseits war in Angst gebadet.

Auf keinen Fall würde sie in die Wanne steigen und erst recht nicht in ein Bett. Sie hatte sich in eine Ecke des wandschrankengen Badezimmers geklemmt und tastete nach nicht vorhandenen Armen an der Wand, an denen sie sich festhalten konnte. Aber da war nichts außer der Wandfarbe, gepressten Atemzügen und der Sintflut aus Rosas Beschimpfungen.

»Lass sie in Ruhe.« Hans Hubermann betrat die Szene. Seine sanfte Stimme bahnte sich den Weg hinein, als ob sie durch eine Menschenmenge schlüpfte. »Überlass sie mir.«

Er kam näher und setzte sich auf den Boden, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Die Kacheln waren kalt und unfreundlich.

»Weißt du, wie man Zigaretten dreht?«, fragte er sie, und in der nächsten Stunde saßen sie in dem aufsteigenden Teich aus Dunkelheit, spielten mit Tabak und Zigarettenpapierchen. Hans Hubermann rauchte ihre selbst gedrehten Zigaretten.

Als die Stunde vorbei war, konnte Liesel eine halbwegs anständige Zigarette drehen. Ein Bad nahm sie noch immer nicht.

EIN PAAR WORTE ÜBER HAN HUBERMANN

Er rauchte gern. Was er am Rauchen am meisten mochte, war das Drehen der Zigaretten. Er war Anstreicher von Beruf, und er spielte Akkordeon. Das war ganz nützlich, besonders im Winter, wenn er ein bisschen Geld verdienen konnte, indem er in den Kneipen von Molching spielte, im »Knoller« beispielsweise.

Er war mir bereits in einem Weltkrieg aus dem Weg gegangen, sollte aber später in einen zweiten geschickt werden (als eine perverse Art von

Belohnung), wo er es irgendwie schaffte, sich mir ein weiteres Mal zu entziehen.

Für die meisten Menschen war Hans Hubermann kaum sichtbar. Ein unbesonderer Mensch. Seine Fähigkeiten als Anstreicher waren zweifellos exzellent. Sein Können als Musiker war überdurchschnittlich. Und doch war er irgendwie in der Lage - und ich bin mir sicher, dass auch euch schon solche Menschen begegnet sind -, mit dem Hintergrund zu verschmelzen, selbst wenn er in vorderster Reihe stand. Er war immer nur ***da.*** Nicht auffällig. Nicht wichtig oder besonders wertvoll.

Das Gute an diesem Eindruck war, dass er täuschte. Denn Hans Hubermann war wertvoll, und Liesel Meminger erkannte dies. (Das Menschenkind - manchmal viel schlauer als der unfassbar schwerfällige Erwachsene.) Sie bemerkte es sofort.

Seine Haltung.

Die Ruhe, die ihn umgab.

Als er an jenem Abend das Licht in dem kleinen, lieblos wirkenden Badezimmer einschaltete betrachtete Liesel die außergewöhnlichen Augen ihres Pflegevaters. Sie waren aus

Freundlichkeit gemacht und aus Silber. Weiches Silber, schmelzend. Liesel sah diese Augen und begriff, dass Hans Hubermann sogar eine ganze Menge wert war.

EIN PAAR WORTE ÜBER ROSA HUBERMANN

Sie war 1,55 Meter groß und trug die braungrauen Strähnen ihres elastischen Haars zu einem Knoten am Hinterkopf zusammengefasst. Um die Haushaltskasse aufzubessern, wusch und bügelte sie die Wäsche für fünf der wohlhabenderen Familien in Molching. Ihr Essen schmeckte

scheußlich. Sie besaß das unglaubliche Talent, fast jeden, den sie traf, vor den Kopf zu stoßen. Aber sie liebte Liesel Meminger. Sie hatte nur einfach eine merkwürdige Art,

diese Liebe zu zeigen. Ihre Art bestand darin, sie regelmäßig mit dem Kochlöffel und mit Beschimpfungen zu malträtieren.

Als Liesel endlich ein Bad nahm - zwei Wochen nachdem sie in der Himmelstraße eingetroffen war -, nahm Rosa sie in die Arme und drückte sie so heftig, dass ihr die Knochen knackten. Während sie das Mädchen fast erstickte,

sagte sie: »Saumensch, du dreckiges -
das wurde aber auch Zeit!«

Ein paar Monate später waren sie nicht
mehr Herr und Frau Hubermann. Mit der
ihr eigenen Arl warf Rosa Hubermann
Liesel eines Tages eine Faustvoll Worte
entgegen: »Jetzt hör mal zu, Liesel, von
heute an nennst du mich Mama.« Sie
dachte einen Moment lang nach. »Wie
hast du deine richtige Mutter genannt?«

Leise sagte Liesel: »Auch Mama.«

»Na, dann bin ich jetzt Mama Nummer
zwei.« Sie warf ihrem Ehemann einen
Blick zu. »Und den da drüben.« Sie

schien die Worte in ihrer Hand zu sammeln, sie zu einem Teig zu kneten und sie über den Tisch zu feuern. »Den Saukerl da, den nennst du Papa, verstanden?«

»Ja«, nickte Liesel schnell. Schnelle Antworten wurden in diesem Haus geschätzt.

»Ja, *Mama*«, korrigierte Mama sie. »Saumensch! Nenn mich Mama, wenn du mit mir redest!«

In diesem Moment war Hans Hubermann mit dem Drehen seiner Zigarette fertig geworden, hatte das Papier abgeleckt

und sie zwischen seinen Fingern glatt gerollt. Er schaute zu Liesel hinüber und zwinkerte ihr zu. Sie hatte keine Vorbehalte, ihn Papa zu nennen.

DIE FRAU MIT DER EISENFAUST

Die ersten Monate waren die schwersten. Jede Nacht hatte Liesel Albträume. Das Gesicht ihres Bruders Das zu Boden starrt.

Sie wachte auf, schwamm in ihrem Bett, schrie und drohte in der Flut ihrer Decken zu ertrinken. Auf der anderen Seite des Zimmers trieb das Bett, das für ihren Bruder bestimmt gewesen war,

wie ein Boot in der Finsternis. Langsam sank es zu Boden, während das Bewusstsein wiederkehrte. Keine wirkliche Erleichterung - und für gewöhnlich dauerte es eine ganze Weile, bis das Schreien aufhörte.

Das einzig Gute an diesen Albträumen war, dass sie Hans Hubermann, ihren neuen Papa, zu ihr ins Zimmer trieben, um sie zu beruhigen und sie zu trösten.

Er kam jede Nacht und setzte sich zu ihr. Die ersten paar Male blieb er einfach nur da - ein Fremder, der die Einsamkeit tötete.

Ein paar Nächte später flüsterte er: »Sch, sch, ist ja gut, ich bin ja da.«

Nach drei Wochen nahm er sie in den Arm. Schnell war Vertrauen geschaffen, angesichts der überwältigenden Stärke, die der Sanftheit dieses Mannes innewohnte, angesichts seines Daseins. Das Mädchen wusste intuitiv, dass Hans Hubermann stets mitten im Schreien auftauchen und dass er sie nicht alleinlassen würde.

EINE DEFINITION, DIE IN KEINEM WÖRTERBUCH STEHT

Nicht alleinlassen: ein Beweis des

Vertrauens und der Liebe, oft empfunden von Kindern

Nacht für Nacht saß Hans Hubermann mit schläfrigen Augen auf dem Bett, und Liesel weinte in seinen Ärmel. Jeden Morgen, kurz nach zwei Uhr, schlief sie wieder ein, gehüllt in seinen Geruch. Es war eine Mischung aus kaltem Zigarettenrauch, jahrzehntealtem Farbgeruch und menschlicher Haut. Zunächst saugte sie ihn auf, dann atmete sie ihn ein, bis sie wieder in den Schlaf glitt. Jeden Morgen hockte er, kaum zwei Meter von ihr entfernt, eingesunken und wie ein Taschenmesser zusammengeklappt auf dem Stuhl. Er

legte sich nie in das zweite Bett. Liesel stand auf, küsste vorsichtig seine Wange, und er erwachte und lächelte.

An manchen Tagen schickte Papa sie nach dem Aufwachen zurück ins Bett und sagte ihr, sie solle einen Moment warten. Dann ging er das Akkordeon holen und spielte für sie. Liesel setzte sich in ihren Kissen auf und summte, die kalten Zehen vor freudiger Erregung gekrümmt. Noch nie zuvor hatte ihr jemand Musik geschenkt. Sie grinste, bis ihr schwindelig wurde, und betrachtete die Linien, die sich in seinem Gesicht hinabzogen, betrachtete das geschmolzene Metall seiner Augen - bis

aus der Küche ein Fluchen zu hören war.

»HÖR MIT DIESEM KRACH AU
SAUKERL!«

Papa spielte noch ein Weilchen länger.

Er zwinkerte dem Mädchen zu, und
ungeschickt zwinkerte sie zurück.

Ein paar Mal, nur um Mama noch ein
bisschen mehr zu ärgern, nahm er das
Instrument mit in die Küche und spielte
während des Frühstücks.

Dann blieb das Marmeladenbrot halb
gegessen auf seinem Teller liegen,

gezeichnet von seinen Bissspuren, und die Musik blickte Liesel ins Gesicht. Ich weiß, das hört sich seltsam an, aber so empfand sie es. Papas rechte Hand spazierte über die zahnfarbenen Tasten. Seine linke drückte die Knöpfe. (Sie liebte es, wenn er jenen silbernen, funkelnden Knopf drückte, das C-Dur.) Die zerkratzte und doch glänzend schwarze Schale des Akkordeons bewegte sich vor und zurück, während seine Arme die staubigen Blasebälge drückten, die Luft hineinsaugten und herauspressten. An diesen Tagen, frühmorgens in der Küche, erweckte Papa das Akkordeon wahrhaftig zum Leben. Ich denke, das ist einleuchtend, wenn man darüber nachdenkt.

Woher weiß man, ob etwas lebendig ist?

Man schaut nach, ob es atmet.

Der Klang des Akkordeons war außerdem ein Ausdruck von Sicherheit. Von helllichtem Tag. Am Tag konnte sie nicht von ihrem Bruder träumen. Liesel vermisste ihn, und in dem winzigen Badezimmer weinte sie oft, so leise wie möglich, aber sie war dennoch froh, wach zu sein.

In der ersten Nacht bei den Hubermanns hatte sie das letzte Bindeglied zu ihm - das ***Handbuch für Totengräber*** - unter

der Matratze versteckt. Manchmal zog sie es hervor und betrachtete es. Sie starrte die Buchstaben auf dem Einband an und berührte die bedruckten Seiten, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was da geschrieben stand. Aber es war ja auch völlig ohne Bedeutung, wovon das Buch handelte. Wichtig war nur, was es ihr bedeutete.

DIE BEDEUTUNG DES BUCHES

1. **Das letzte Beisammensein mit ihrem Bruder.**

2. **Das letzte Beisammensein mit ihrer Mutter.**

Manchmal flüsterte sie das Wort »Mama« und sah das Gesicht ihrer Mutter hundert Mal an einem einzigen Nachmittag. Aber dies waren unbedeutende Qualen im Vergleich zu den Schrecken ihrer Träume. In solchen Zeiten, in der Unendlichkeit des Schlafes, fühlte sie sich so allein wie nie zuvor.

Ihr habt sicher bemerkt, dass es keine anderen Kinder im Haus gab.

Die Hubermanns hatten zwei eigene Kinder, aber sie waren schon erwachsen und längst ausgezogen. Hans Hubermann junior arbeitete in der Münchener

Innenstadt, und Trudi hatte eine Anstellung als Hausgehilfin. Bald schon würden beide in den Krieg ziehen. Die eine würde Munition herstellen, der andere damit schießen.

Wie ihr euch vorstellen könnt, war die Schule eine absolute Katastrophe.

Obwohl es eine staatliche Schule war, herrschte dort ein strenger katholischer Geist, und Liesel war Protestantin. Keine guten Voraussetzungen. Dann fand man heraus, dass sie weder lesen noch schreiben konnte.

Zu ihrer Beschämung steckte man sie zu

den kleinen Kindern, die gerade erst das Alphabet lernten. Obwohl sie dünn und bleich war, fühlte sie sich wie ein Riese inmitten von madengroßen Wichteln, und oft wünschte sie sich, dass sie noch blasser wäre und ganz verschwinden könnte.

Auch zu Hause konnte sie keine Unterstützung erwarten.

»Den musst du gar nicht erst fragen«, sagte Mama. »Den Saukerl.« Papa starrte aus dem Fenster, wie so oft. »Der hat die Schule nach der vierten Klasse verlassen.«

Ohne sich umzudrehen, erwiderte Papa mit ruhiger, aber giftiger Stimme: »Nun, ***sie*** musst du aber auch nicht fragen.« Er schnickte etwas Asche aus dem offenen Fenster. »Sie ist schon nach der dritten Klasse abgegangen.«

Im Hause Hubermann gab es keine Bücher (außer dem einen, das Liesel unter ihrer Matratze versteckte), und alles, was sie tun konnte, war, das Alphabet leise vor sich hinzumurmeln, bis man ihr unmissverständlich klarmachte, dass sie gefälligst den Mund halten sollte. Das ganze Gemurmel und Gebrummel. Erst später, als es zu einem bettnässenden Albtraum gekommen war,

nahm ein außergewöhnlicher Nachhilfeunterricht im Lesen seinen Anfang. Inoffiziell wurde er »Mitternachtsklasse« genannt, obwohl er gewöhnlich erst gegen zwei Uhr morgens begann. Aber davon später mehr.

Mitte Februar, als sie zehn wurde, bekam Liesel eine gebrauchte Puppe mit gelben Haaren, der ein Bein fehlte.

»Mehr können wir uns nicht leisten«, sagte Papa entschuldigend.

»Was redest du da? Sie soll froh sein, dass sie überhaupt etwas kriegt«, mischte sich Mama ein.

Hans fuhr mit der Begutachtung des vorhandenen Puppenbeins fort, während Liesel ihre neue Uniform anzog. Mit zehn Jahren ging man zur Hitlerjugend. Bei der Hitlerjugend bekam man eine schmale braune Uniform. Weil Liesel ein Mädchen war, wurde sie zum JM geschickt.

ERKLÄRUNG DER VORGENANNTEN ABKÜRZUNG

JM = Jungmädelbund

Als Erstes wurde den Mädchen dort beigebracht, den Hitlergruß ordentlich auszuführen, mit einem klar

vernehmlichen »Heil Hitler«. Als Nächstes lernten sie, in Reih und Glied zu marschieren, Bandagen aufzurollen und Kleider zu flicken. Es fanden auch Wanderungen und andere Aktivitäten statt und mittwochs und samstags Versammlungen, von drei bis fünf Uhr nachmittags.

Jeden Mittwoch und jeden Samstag brachte Papa Liesel dorthin und holte sie zwei Stunden später wieder ab. Sie sprachen nicht viel über diese zwei Stunden. Sie hielten sich an der Hand und lauschten dem Klang ihrer Schritte, und Papa rauchte ein oder zwei Zigaretten.

Die einzige Sorge, die Papa Liesel bereitete, war der Umstand, dass er ständig fortging. Oft trat er abends ins Wohnzimmer (das gleichzeitig auch als Schlafzimmer der Hubermanns diente), nahm das Akkordeon aus der alten Kommode und verließ das Haus durch die Küche.

Wenn er schon draußen auf der Himmelstraße war, öffnete Mama das Fenster und brüllte ihm hinterher: »Komm nicht zu spät nach Hause!«

»Nicht so laut«, gab er dann zurück und drehte sich halb um.

»Saukerl! Leck mich doch am Arsch! Ich rede so laut, wie ich will!«

Das Echo ihrer Flüche folgte ihm die Straße entlang. Er schaute nie zurück, jedenfalls nicht, bis er sicher war, dass Rosa Hubermann nicht mehr am Fenster stand. Erst am Ende der Straße, kurz bevor er Frau Lindners Eckladen erreichte, drehte er sich dann mit dem Akkordeonkasten in der Hand um und betrachtete die Gestalt, die nun statt seiner Frau im Fenster stand. Kurz hob sich seine schmale, geisterhafte Hand, und dann wandte er sich wieder um und ging langsam weiter. Liesel sah ihn erst um zwei Uhr morgens wieder, wenn er

sie sanft aus ihrem Albtraum riss.

Die Abende in der kleinen Küche waren wüst und wild, ohne Ausnahme. Rosa Hubermann redete die ganze Zeit, und wenn sie redete, dann schimpfte sie. Ständig stritt sie und beklagte sich. Es gab zwar eigentlich niemanden, mit dem sie sich streiten konnte, aber Mama ergriff dennoch jede sich bietende Gelegenheit. Sie konnte sich in dieser Küche mit der ganzen Welt anlegen, und sie tat es auch fast jeden Abend. Wenn sie mit dem Essen fertig waren und Papa gegangen war, blieben Liesel und Rosa meist in der Küche, und Rosa erledigte die Bügelarbeit.

Ein paar Mal in der Woche ging Liesel nach der Schule mit Mama durch die Straßen von Molching und nahm in den wohlhabenderen Vierteln Schmutzwäsche an und lieferte gebügelte Wäsche aus. Knauptstraße, Heidestraße, ein paar andere. Mama machte stets ein pflichtschuldiges Gesicht, wenn sie die Wäsche abgab oder in Empfang nahm, aber sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte und sie weitergegangen waren, verfluchte sie diese reichen Leute, die faul waren und Geld hatten.

»Zu g'schtinkert, um ihre eigenen Sachen zu waschen«, sagte sie dann, obwohl sie

auf die Arbeit angewiesen war.

»Der da«, sagte sie über Herrn Vogel in der Heidestraße, »der hat sein ganzes Geld vom Vater geerbt. Er verprasst es für Frauen und Schnaps. Und natürlich fürs Waschen und Bügeln.«

Es war, als würde sie eine Anklageschrift verlesen.

Herr Vogel, Herr und Frau Pfaffelhürver, Helena Schmidt, die Weingartners - sie alle hatten sich irgendeines Vergehens schuldig gemacht.

Abgesehen von seinem dauerhaften

Rausch und seiner kostspieligen Lüsternheit, war Ernst Vogel - schenkte man Rosa Glauben - ständig dabei, sich seine verlausten Haare zu kratzen, sich die Finger zu lecken und dann die Bügelarbeit zu bezahlen. »Ich sollte das Geld waschen, bevor ich es einstecke«, lautete ihr Resümee.

Die Pfaffelhürvers prüften jeden Zentimeter des Stoffs. »>Bitte keine Knitter in den Hemden!<«, äffte Rosa sie nach. »>Und keine Falte in diesem Anzug, keine einzige!< Und dann stellen sie sich hin, wenn ich noch dabei bin, und untersuchen alles. Direkt unter meinen Augen! Was für ein G'sindel!«

Die Weingartners waren offenbar dämliche Leute mit einem Saukerl von einem Kater, der haufenweise Haare verlor. »Hast du eine Ahnung, wie lange ich brauche, um die ganzen Haare von den Sachen zu zupfen? Die sind überall!«

Helena Schmidt war eine reiche Witwe. »Der alte Krüppel - hockt da und verrottet langsam. Die hat in ihrem ganzen Leben noch keinen Finger krummgemacht!«

Die meiste Verachtung allerdings hatte Rosa für das Haus in der Großen Straße übrig. Es war ein mächtiges Haus, oben

auf einem Hügel, in dem höchstgelegenen Teil von Molching.

»Das da«, sagte sie zu Liesel, als sie das erste Mal gemeinsam dorthin gingen, »ist das Haus des Bürgermeisters. Der Lump! Seine Frau sitzt den ganzen lieben langen Tag zu Hause und ist sich zu fein, auch nur den Herd anzufeuern. Da drin ist es immer eiskalt. Sie ist verrückt.« Rosa spie die Worte förmlich hervor. »Vollkommen. Verrückt.«

Am Tor bedeutete sie dem Mädchen vorzugehen. »Du klopfst.«

Liesel war entsetzt. Über der schmalen

Treppe thronte eine riesige braune Tür
mit einem Türklopfer aus Messing.
»Was?«

Mama schob sie nach vorn. »Frag nicht
so dumm, Saumensch. Beweg dich.«
Liesel bewegte sich. Sie ging zur
Treppe, erklomm sie, zögerte und
klopfte. Ein Morgenmantel öffnete.

In dem Morgenmantel steckte eine Frau
mit verwirrten Augen, Haaren, die wie
Fusseln aussahen, und einer Haltung, als
hätte sie eine Niederlage einstecken
müssen. Sie sah Mama am Tor stehen
und reichte dem Mädchen einen Sack mit
Wäsche. »Danke«, sagte Liesel, aber sie

erhielt keine Antwort. Nur die Tür reagierte. Sie schloss sich.

»Siehst du?«, sagte Mama, als Liesel zum Tor zurückkehrte. »Damit muss ich mich abplagen. Diese reichen Schufte, diese faulen Säcke...«

Mit der Wäsche in der Hand wandte sich Liesel im Davongehen um. Der Türklopfer beäugte sie von oben herab.

Wenn sie die Leute, für die sie arbeitete, hinreichend gescholten hatte, ging Rosa Hubermann für gewöhnlich zum zweiten Objekt ihrer Beschimpfung über. Ihrem Ehemann. Sie betrachtete den

Wäschesack und die zusammengekauerten Häuser und redete und redete und redete. »Wenn dein Papa auch nur zu irgendetwas taugen würde«, erklärte sie Liesel, und zwar jedes Mal, wenn sie durch Molching liefen, »dann würde ich das hier nicht machen müssen.« Sie schnaubte spöttisch. »Ein Anstreicher! Warum dieses Arschloch heiraten? Das hat mich meine Familie gefragt - alle haben sie mich das gefragt.« Ihre Schritte knirschten den Weg entlang. »Und hier bin ich nun, laufe durch die Straßen und schufte mich in meiner Küche ab, nur weil dieser Saukerl niemals Arbeit hat. Keine richtige Arbeit jedenfalls. Nur dieses jämmerliche Akkordeon, das er jede

Nacht in diesen Dreckslöchern spielt.«

»Ja, Mama.«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?« Mamas Augen waren wie blassblaue Flecken, die jemand ausgeschnitten und auf ihr Gesicht geklebt hatte.

Sie gingen weiter.

Liesel trug den Sack.

Zu Hause wurde der Inhalt in einem Waschkessel neben dem Ofen gewaschen, vor dem Kamin im

Wohnzimmer aufgehängt und dann in der Küche gebügelt. In der Küche, da fand das Leben statt.

»Hast du das gehört?«, fragte Mama sie fast jeden Abend. Sie hielt das Bügeleisen, heiß vom Ofen, in der Hand. Das Licht im Haus war dämmrig, und Liesel starrte vom Küchentisch aus in die Lücken aus Flammen vor ihr.

»Was?«, fragte sie. »Was denn?«

»Das war diese Holzinger.« Mama stand kerzengerade da. »Dieses Saumensch hat gerade wieder gegen unsere Tür gespuckt.«

Frau Holzinger war ihre Nachbarin, und sie hatte die Angewohnheit, jedes Mal die Tür der Hubermanns anzuspucken, wenn sie vorüberging. Die Haustür war ein paar Meter vom Tor entfernt, aber Frau Holzinger meisterte diese Distanz mit verblüffender Treffsicherheit.

Das Spucken hatte seinen Ursprung in einem jahrzehntealten Krieg, den sie und Rosa Hubermann mit Worten ausfochten. Keiner wusste, was der Grund für die Feindseligkeiten war. Wahrscheinlich hatten es die beiden Frauen selbst längst vergessen.

Frau Holzinger war eine drahtige Frau

und ganz offensichtlich voller Bosheit. Sie war nie verheiratet gewesen, hatte aber zwei Söhne, die ein paar Jahre älter waren als die Kinder der Hubermanns. Beide Söhne waren in der Armee, und beide - das kann ich euch versichern - werden noch eine Rolle spielen, bevor alles vorbei ist, wenn auch eine kleine.

Frau Holzinger war nicht nur boshaft, sondern auch sehr gründlich. Sie versäumte es nie, gegen die Tür von Nummer 33 zu spucken und »Schweine!« zu sagen, wenn sie vorbeiging. Das ist im Übrigen etwas, was mir bei den Deutschen aufgefallen ist:

Sie scheinen Schweine sehr zu mögen.

EINE KURZE FRAGE UND IHR ANTWORT

Wer, glaubt ihr, musste jeden Abend die Spucke wieder von der Tür abwischen? Richtig - ihr habt es erraten.

Wenn eine Frau mit einer Eisenfaust befiehlt, man solle hinausgehen und die Spucke abwischen, dann tut man es. Besonders, wenn das Eisen heiß ist.

Aber das war alles schon zur Gewohnheit geworden.

Jeden Abend ging Liesel nach draußen, wischte die Tür sauber und schaute in den Himmel. Normalerweise sah er aus wie verschüttet - kalt und schwer, glitschig und grau. Aber manchmal fassten sich ein paar Sterne ein Herz, erhoben sich und schwebten, wenn auch nur für wenige Minuten. In diesen Nächten blieb sie ein bisschen länger draußen und wartete.

»Hallo, Sterne.« Wartete.

Auf die Stimme aus der Küche.

Oder bis die Sterne wieder hinabgezogen wurden in das trübe

Wasser des Himmels über Deutschland.

DER KUSS *(Eine Kindheitsentscheidung)*

Wie in den meisten Kleinstädten gab es auch in Molching eine Handvoll Originale, von denen einige in der Himmelstraße lebten. Frau Holzinger war nur ein Exemplar davon.

Es waren ebenfalls dazuzuzählen:

· Rudi Steiner, der Nachbarsjunge, der von dem schwarzen amerikanischen Leichtathleten Jesse Owens besessen

war

· Frau Lindner, die Ladenbesitzerin, eine überzeugte Verfechterin von Hitlers Rassenideologie

· Tommi Müller, ein Junge, dessen zahlreiche Ohrenentzündungen ihm schon etliche Operationen, einen rosigen Strom aus beständigem Schmerz im Gesicht und ein nervöses Zucken beschert hatten

· ein Mann, der allgemein als »Pfiffikus« bekannt war und dessen vulgäre Art Rosa Hubermann wie eine Dichterin und Heilige wirken ließ

Insgesamt lebten in der Himmelstraße ziemlich arme Leute, trotz des augenscheinlichen Wirtschaftswachstums, zu dem Hitler Deutschland verholfen hatte. Armenviertel gab es dennoch fast überall.

Wie bereits erwähnt, war das Haus neben den Hubermanns an eine Familie namens Steiner vermietet. Die Steiners hatten sechs Kinder. Eines von ihnen, der berüchtigte Rudi, sollte bald Liesels bester Freund werden und später ihr Partner und gelegentlicher Anstifter zu ihren Verbrechen. Sie lernte ihn auf der Straße kennen.

Ein paar Tage nach Liesels erstem Bad erlaubte ihr Mama, nach draußen zu gehen, um mit den anderen Kindern zu spielen. In der Himmelstraße wurden Freundschaften im Freien geschlossen, egal bei welchem Wetter. Die Kinder besuchten einander nur selten zu Hause, denn dort war es beengt, und außerdem gab es nicht viel zu sehen. Darüber hinaus konnten sie ihrer Lieblingsbeschäftigung am besten auf der Straße nachgehen: Fußball, ganz wie die Profis. Mannschaften wurden gebildet. Mülltonnen stellten die Torpfosten dar.

Als Neue in der Stadt wurde Liesel

sofort zwischen zwei dieser Tonnen gestellt. (Tommi Müller, der erbärmlichste Fußballspieler, den die Himmelstraße je erlebt hatte, war endlich von dieser ungeliebten Pflicht befreit.)

Alles ging gut - für eine Weile, bis zu jenem schicksalhaften Moment, als Rudi Steiner von einem völlig frustrierten Tommi Müller gefoult wurde und im Schnee landete.

»Was?«, schrie Tommi. Sein Gesicht zuckte vor Verzweiflung. »Was soll ich denn jetzt schon wieder gemacht haben?«

Alle in Rudis Mannschaft verlangten nach einem Strafstoß, und jetzt hieß es Rudi Steiner gegen Liesel Meminger, die Neue.

Er platzierte den Ball auf einem matschigen Schneekegel, selbstbewusst und siegessicher. Immerhin hatte Rudi jeden seiner letzten achtzehn Elfmeter versenkt, selbst als die gegnerische Mannschaft den Torwart Tommi Müller gegen einen anderen Spieler ausgewechselt hatte. Egal wer im Tor stand, Rudi würde treffen.

Ihre Mannschaft versuchte, Liesel aus dem Tor zu holen. Wie ihr euch

vorstellen könnt, wollte sie sich das nicht gefallen lassen. Rudi pflichtete ihr bei.

»Nein, nein.« Er lächelte. »Lasst sie ruhig drin.« Er rieb sich die Hände.

Es hatte aufgehört zu schneien, und zwischen ihnen hatten sich braune Fußabdrücke angesammelt. Rudi lief an, schoss, und Liesel tauchte seitwärts und wehrte den Ball irgendwie mit ihrem Ellbogen ab. Grinsend stand sie auf, aber das Erste, was sie sah, war ein Schneeball, der ihr ins Gesicht flog. Er bestand nur zur Hälfte aus Schnee, die andere Hälfte war Schlamm. Er brannte

wie verrückt.

»Wie gefällt dir das?« Der Junge grinste und rannte dann dem Ball hinterher.

»Saukerl«, flüsterte Liesel. Sie gewöhnte sich schnell an den Umgangston in ihrem Zuhause.

EIN PAAR WORTE ÜBER RUDI STEINER

Er war acht Monate älter als Liesel, hatte dürre Beine, spitze Zähne, listige blaue Augen, und seine Haare hatten

die Farbe von Zitronen. Als eines von sechs Steiner-Kindern war er immer hungrig.

Die Bewohner der Himmelstraße hielten ihn für ein bisschen verrückt. Grund dafür war ein Ereignis, über das nur selten gesprochen wurde, das aber allgemein als die »Jesse-Owens-Sache« bekannt war: Rudi hatte sich eines Nachts mit Kohle schwarz angemalt und war ein einsames 100-Meter-Rennen auf dem hiesigen Sportplatz gelaufen.

Verrückt oder nicht, Rudi war dazu bestimmt, Liesels bester Freund zu

werden. Und ein Schneeball im Gesicht ist der perfekte Beginn einer lebenslangen Freundschaft.

Ein paar Tage nachdem für Liesel die Schule angefangen hatte, trat sie mit den Steiner-Kindern den Schulweg an. Rudis Mutter, Barbara, nahm ihrem Sohn das Versprechen ab, das neue Mädchen zu begleiten, hauptsächlich weil sie von der Geschichte mit dem Schneeball gehört hatte. Es spricht für Rudi, dass er sofort damit einverstanden war. Er war kein jugendlicher Frauenhasser, ganz und gar nicht. Er mochte Mädchen, sehr sogar, und er mochte Liesel. (Daher auch der Schneeball.) Im Grunde genommen war

Rudi Steiner einer dieser dreisten kleinen Kerle, die es genossen, von Weibern umschwärmt zu sein.

Eine jede Kindheit scheint ein solches Exemplar in ihrer Mitte und ihrem Dunstkreis zu haben. Er war der Junge, der sich weigerte, vor dem anderen Geschlecht Angst zu haben, gerade weil alle anderen sich zu Tode fürchteten, und er war der Typ, der sich nicht scheute, eine Entscheidung zu treffen. In Bezug auf Liesel Meminger hatte Rudi seine Entscheidung bereits gefällt.

Auf dem Weg zur Schule versuchte er, sie auf ein paar Besonderheiten der

Stadt aufmerksam zu machen. Zumindest gelang es ihm, sie alle aufzuzählen, während er gleichzeitig seinen jüngeren Geschwistern befahl, gefälligst den Mund zu halten, und er selbst das Gleiche von seinen älteren Geschwistern zu hören bekam.

Sein erstes Objekt des Interesses war ein kleines Fenster im zweiten Stock eines Wohnhauses.

»Da wohnt der Tommi.« Er merkte, dass Liesel sich nicht an ihn erinnerte. »Der mit dem Zucken, weißt du noch? Als er fünf Jahre alt war, hat er sich am kältesten Tag des Jahres auf dem Markt

verlaufen. Als man ihn drei Stunden später fand, war er eingefroren und hatte schlimme Ohrenschmerzen. Nach einer Weile haben sich seine Ohren innen ganz entzündet, und er musste sich drei, vier Mal operieren lassen. Dabei haben die Ärzte irgendwelche Nerven kaputtgemacht. Und deshalb zuckt er jetzt.«

»Und kann nicht Fußball spielen«, fügte Liesel hinzu.

»Überhaupt nicht.«

Als Nächstes kam der Eckladen am Ende der Himmelstraße. Frau Lindners

Eckladen.

EINE WICHTIGE TATSACH ÜBER FRAU LINDNER

Sie hatte eine goldene Regel.

Frau Lindner war eine scharfkantige Frau mit dicken Brillengläsern und einem ruchlosen Blick. Sie hatte sich diesen Blick zugelegt, um jeden Gedanken an Diebstahl in ihrem Laden im Keim zu ersticken. Sie hütete ihr Geschäft mit einer soldatesken Haltung, einer unterkühlten Stimme, und selbst ihr Atem roch nach »Heil Hitler«. Der Laden selbst war im Innern weiß und

kalt und völlig blutleer. Das kleine Haus, das an seine Seite gezwängt dastand, schien vor lauter Strenge zu erschauern. Frau Lindner selbst verströmte diesen Eindruck im Übermaß; er war das Einzige, was man in ihrem Geschäft umsonst bekam. Sie lebte für ihren Laden, und ihr Laden lebte für das Dritte Reich. Als später im Jahr die Lebensmittel rationiert wurden, war es ein offenes Geheimnis, dass sie bestimmte Waren, die schwer zu bekommen waren, unter der Hand verkaufte und das Geld der Partei spendete. An der Wand hinter ihrem Sitzplatz, den sie für gewöhnlich einnahm, hing ein gerahmtes Bild des Führers. Wenn man ihren Laden betrat

und nicht »Heil Hitler« sagte, wurde man nicht bedient.

Als sie vorbeigingen, lenkte Rudi Liesels Aufmerksamkeit auf die stark vergrößerten Augen hinter den dicken Brillengläsern, die sie durch das Ladenfenster anfunkelten.

»Sag >Heil<, wenn du da reingehst«, wies er sie an. »Es sei denn, du willst woanders einkaufen.« Als sie das Geschäft schon weit hinter sich gelassen hatten, schaute sich Liesel noch einmal um und sah, dass die kugelsicheren Augen immer noch da waren, wie festgeklebt am Schaufenster.

Sie bogen um die Ecke in die Münchener Straße, die Hauptstraße, die nach Molching hinein und wieder heraus führte. Sie war mit Schneematsch zugekleistert.

Wie so oft kamen ein paar Reihen von Soldaten anmarschiert, die eine Übung absolvierten. Ihre Uniformen gingen aufrecht, und ihre schwarzen Stiefel verunreinigten den Schnee zusätzlich. Ihre Gesichter waren konzentriert geradeaus gerichtet.

Sie schauten den Soldaten nach, bis diese verschwunden waren. Dann gingen Liesel und die Steiner-Kinder an ein

paar Schaufenstern vorbei und an dem imposanten Rathaus, das in späteren Jahren von den Füßen gefegt und untergepflügt werden würde. Ein paar der Läden waren verlassen und trugen noch den gelben Stern und judenfeindliche Schmähungen. Weiter unten an der Straße reckte sich die Kirche himmelwärts, ihr Dach ein kunstvolles Ziegelarrangement. Die gesamte Straße war eine lang gestreckte Röhre aus reinem Grau - ein Korridor aus Feuchtigkeit, Menschen, die durch die Kälte stapften, und dem platschenden Geräusch wässriger Schritte.

Plötzlich rannte Rudi los und zog Liesel

mit sich.

Er klopfte an das Fenster einer Schneiderei.

Wenn Liesel in der Lage gewesen wäre, das Schild zu lesen, hätte sie erkannt, dass der Laden Rudis Vater gehörte. Das Geschäft war noch nicht geöffnet, aber drinnen breitete ein Mann Kleidungsstücke auf der Verkaufstheke aus. Er schaute hoch und winkte.

»Mein Papa«, erklärte ihr Rudi, und schon bald waren sie von einer Schar unterschiedlich hoch gewachsener Steiner-Sprösslinge umgeben, die alle

winkten oder ihrem Vater Handküsse zuwarfen oder - was die Älteren anbelangte - einfach nur dastanden und grüßend nickten. Dann gingen sie weiter, zu dem letzten bemerkenswerten Ort, bevor man die Schule erreichte.

LETZTER HALT

Die Straße der gelben Sterne

Es war ein Ort, an dem niemand bleiben, den niemand anschauen wollte, aber fast jeder tat es trotzdem. Wie ein langer, gebrochener Arm krümmte sich die Straße vor ihnen, und sie war von etlichen Häusern mit Fenstern wie

klaffende Wunden und zerschlagenen Wänden gesäumt. Auf den Türen prangte der Davidsstern.

Diese Häuser waren wie Aussätzige, wie entzündete Wunden auf dem verletzten deutschen Boden.

»Schillerstraße«, verkündete Rudi. »Die Straße der gelben Sterne.«

Am Fuß der Straße waren ein paar Leute zu sehen. Durch den Nieselregen wirkten sie wie Geister. Keine Menschen, sondern Schemen gingen dort unter den bleifarbenen Wolken.

»Kommt schon, ihr zwei«, rief Kurt, der Älteste der Steiner-Kinder, ihnen zu, und Rudi und Liesel gingen schnell weiter.

In der Schule suchte Rudi in den Pausen Liesels Nähe. Es war ihm egal, dass die anderen sich über die Dummheit des neuen Mädchens lustig machten. Er war für sie da, von Anfang an, und er war auch später noch da, als Liesels Wut überkochte. Aber er tat es nicht umsonst.

WAS IST SCHLIMMER ALS EI JUNGE, DER DICH HASST?

Ein Junge, der dich liebt.

Als sie eines Tages Ende April aus der Schule kamen, warteten Rudi und Liesel in der Himmelstraße auf ihr tägliches Fußballspiel. Sie waren ein bisschen zu früh dran, und die anderen waren noch nicht da.

Die einzige Person, die auf der Straße auftauchte, war dieses Schandmaul Pfiffikus.

»Schau mal«, sagte Rudi.

STECKBRIEF

Pfiffikus war schmal gebaut. Er bestand aus weißem Haar.

Er bestand weiterhin aus einem schwarzen Regenmantel, braunen Hosen, modrigen Schuhen und einem Mundwerk -und was für einem Mundwerk!

»He, Pfiffikus!«

Als die Gestalt, die noch ein ganzes Stück von ihnen entfernt war, sich umdrehte, fing Rudi an zu pfeifen.

Im selben Moment straffte der alte Mann die Schultern und begann, mit einer derartigen Heftigkeit und einem Talent zu fluchen, das seinesgleichen sucht. Keiner schien den Namen zu kennen, auf

den er getauft war, und wenn doch, dann benutzten sie ihn nie. Er wurde Pfiffikus genannt, weil er gerne pfiff. Ständig entschlüpfte seinen gespitzten Lippen die Melodie des Radetzky-Marsches, und sämtliche Kinder aus Molching riefen ihn, wenn sie ihn sahen, und pfiffen dieselbe Melodie. In diesem Augenblick warf dann Pfiffikus seine gewohnte Gangart ab (gebückt, mit großen, langen Schritten, die Hände hinter seinem Regenmantel auf dem Rücken verschränkt), richtete sich zu voller Größe auf und begann mit seiner Schimpftirade. Dann fiel jegliche Gelassenheit von ihm ab, und seine Stimme erzitterte vor Zorn.

An besagtem Tag folgte Liesel Rudis Neckerei ganz automatisch.

»Pfiffikus!«, rief auch sie, und ihre Stimme nahm jenen bösartigen Ton an, der der Kindheit vorbehalten ist. Ihr Pfeifen war grauenhaft, aber ihr war nie Zeit zum Üben geblieben.

Er jagte sie, brüllte ihnen hinterher. »Geht scheißen!« war nur der Anfang. Zunächst richtete er seine Schimpfworte nur an den Jungen, aber bald schon war auch Liesel an der Reihe.

»Du kleine Schlampe!«, schrie er sie an. Die Worte schlugen ihr in den Rücken.

»Dich hab ich noch nie gesehen!« Stellt
euch vor: Ein zehnjähriges Mädchen
eine Schlampe zu nennen! Aber so war
Pfiffikus. Es herrschte Einigkeit darüber,
dass er und Frau Holzinger ein
allerliebstes Paar abgeben würden.
»Kommt sofort her!« waren die letzten
Worte, die Liesel und Rudi hörten, als
sie davonliefen. Sie rannten, bis sie die
Münchener Straße erreicht hatten.

»Komm weiter«, sagte Rudi, nachdem
sie wieder zu Atem gekommen waren.
»Nur noch ein kleines Stück.«

Er brachte sie zum Sportplatz, wo sich
jene berüchtigte Jesse-Owens-Sache

zugetragen hatte. Sie standen da, mit den Händen in den Taschen. Vor ihnen erstreckte sich die Bahn. Es kam, wie es kommen musste. Rudi machte den Anfang. »Hundert Meter«, stachelte er sie an. »Ich wette, ich bin schneller.«

Das ließ sich Liesel nicht gefallen. »Wetten, dass nicht?« »Worum wetten wir, Saumensch? Hast du Geld?« »Natürlich nicht. Du etwa?«

»Nein.« Aber Rudi hatte eine Idee. Aus seinen nächsten Worten sprach der liebeshungrige Jüngling. »Wenn ich gewinne, kriege ich einen Kuss.« Er bückte sich und fing an, sich die

Hosenbeine hochzurollen.

Liesel war, gelinde gesagt, erschrocken. »Warum willst du mich küssen? Ich bin dreckig.«

»Ich auch.« Rudi sah nicht ein, wieso ein bisschen Dreck einem Kuss im Wege stehen sollte. Es war eine Weile her, seit die beiden ein Bad genommen hatten.

Liesel dachte ein paar Augenblicke darüber nach, während sie die dürren Beine ihres Herausforderers betrachtete. Ihre eigenen sahen genauso aus. Der schlägt mich auf keinen Fall, dachte sie und nickte. Sie waren handelseins.

»Wenn du gewinnst, kannst du mich küssen. Und wenn ich gewinne, dann muss ich beim Fußball nicht mehr im Tor stehen.«

Rudi überlegte. »Abgemacht.« Sie besiegelten ihre Wette per Handschlag.

Der Himmel war dunkel, und diesiger Nebel überschattete alles. Erste kleine Regensplitter fielen herab.

Die Bahn war weicher, als es zunächst den Anschein hatte. Die Wettläufer machten sich bereit.

»Ich kann nicht mal die Ziellinie sehen«,

beklagte sich Liesel. »Meinst du vielleicht, ich?«

Rudi warf als Startzeichen einen Stein in die Luft. Das Rennen war eröffnet, als er zu Boden fiel.

Sie rannten nebeneinanderher, schubsten sich mit den Ellbogen, und jeder versuchte, in Führung zu gehen. Der glitschige Boden schlürfte an ihren Füßen und brachte sie etwa zwanzig Meter vor der Ziellinie zu Fall.

»Jesus, Maria und Josef!«, quietschte Rudi. »Ich bin voller Scheiße!«

»Das ist keine Scheiße«, widersprach Liesel, obwohl sie selbst ihre Zweifel hatte. »Das ist Schlamm.« Sie rutschten weitere fünf Meter in Richtung Ziel. »Unentschieden?«, schlug Liesel vor.

Rudi schaute sie von der Seite an. Seine spitzen Zähne und die strahlenden blauen Augen blitzten. Die Hälfte seines Gesichts war mit Schlamm bemalt. »Wenn es unentschieden ist, kriege ich trotzdem einen Kuss?«

»Nie im Leben.« Liesel stand auf und wischte sich etwas Schlamm von der Jacke. »Du darfst auch aus dem Tor raus.« »Pfeif drauf.«

Während sie zur Himmelstraße zurückgingen, wagte Rudi eine Prophezeiung. »Eines Tages, Liesel«, sagte er, »wirst du bereit sein, für einen Kuss von mir zu sterben.«

Aber Liesel wusste es besser.

Sie tat einen Schwur.

So lange sie und Rudi Steiner lebten, würde sie diesen elenden, schmutzigen Saukerl nie und nimmer küssen, schon gar nicht heute. Es gab Wichtigeres. Sie schaute an ihrem Anzug aus Schlamm hinab und sprach aus, was offensichtlich war.

»Sie bringt mich um.«

»Sie« war natürlich niemand anderes als Rosa Hubermann, auch bekannt als Mama, und sie brachte Liesel tatsächlich fast um. Das Wort »Saumensch« spielte bei der Bestrafungszeremonk eine herausragende Rolle. Sie machte Hackfleisch aus Liesel.

DIE JESSE OWENS SACHE

Als Rudi sein Husarenstück auf der Rennbahn vollführte, wohnte Liesel noch nicht in der Himmelstraße. Trotzdem hatte sie das Gefühl, dabei gewesen zu sein. In ihrer Erinnerung war sie zu

einem Mitglied von Rudis imaginärem Publikum geworden. Niemand sonst sprach darüber, Rudi dagegen umso häufiger - und zwar so häufig, dass Liesel, als sie daranging, ihre eigene Geschichte aufzuschreiben, die Jesse-Owens-Sache als Teil der Ereignisse betrachtete, die sie wirklich und wahrhaftig selbst erlebt hatte.

Es war das Jahr 1936. Die Olympischen Spiele. Hitlers Spiele.

Jesse Owens hatte gerade mit der Staffelmannschaft seine vierte Goldmedaille gewonnen. Die Behauptung, dass er ein Untermensch

sei, weil er schwarz war, und die Tatsache, dass Hitler sich weigerte, ihm die Hand zu schütteln, gingen um die ganze Welt. Selbst die rassistischsten Deutschen waren beeindruckt von Owens' Leistung, und so schlüpften auch Worte der Anerkennung und Bewunderung durch die Maschen der Zensur. Doch niemand war begeisterter als Rudi Steiner.

Die ganze Familie saß im Wohnzimmer versammelt. Rudi schlich sich aus dem Zimmer und in die Küche. Er holte ein paar Stückchen Kohle aus dem Herd und versteckte sie in seinen kleinen Händen. Auf geht's. Ein Lächeln. Er war bereit.

Er schmierte sich mit Kohle voll, schön dick, bis er vollkommen schwarz war. Selbst seine Haare kamen nicht ungeschoren davon.

Der Junge erblickte sein Spiegelbild im Fenster und schenkte ihm ein fast irres Grinsen. Gekleidet in eine kurze Hose und Unterhemd, stahl er heimlich, still und leise das Fahrrad seines älteren Bruders und radelte die Straße entlang zum Sportplatz. In eine seiner Hosentaschen hatte er eine Kohlereserve gepackt, für den Fall, dass etwas von der Schwärze abging.

In Liesels Erinnerung war der Mond in

dieser Nacht wie an den Himmel genäht. Drumherum waren Wolken gestickt.

Das rostige Fahrrad kam knirschend am Zaun des Sportplatzes zum Stehen, und Rudi kletterte hinüber. Er landete auf der anderen Seite und trottete mit seinen schmächtigen Beinen auf die Startlinie der 100-Meter-Strecke zu. Voller Enthusiasmus setzte er zu einer Reihe von unbeholfenen Dehnübungen an. Er grub Startlöcher in den Schmutz.

Er wartete auf seinen Augenblick, marschierte auf und ab, sammelte seine Konzentration unter der Dunkelheit des Himmels, während Mond und Wolken

zuschauten. Angespannt.

»Owens sieht gut aus«, begann er seinen Kommentar. »Dies könnte sein bisher größter Sieg werden...«

Er schüttelte die nicht vorhandenen Hände seiner Kontrahenten und wünschte ihnen Glück, obwohl er genau wusste: Sie hatten keine Chance.

Der Starter bedeutete ihnen, nach vorn zu kommen. Ringsherum verdichtete sich die Menschenmenge auf den Tribünen. Bald war jeder Zentimeter besetzt. Sie alle riefen wie aus einem Mund. Sie sangen Rudi Steiners Namen - und sein

Name war Jesse Owens.

Dann wurde alles still.

Seine nackten Füße bohrten sich in die Erde. Er spürte sie zwischen den Zehen.

Auf die Anordnung des Starters hin begab er sich in eine kauernde Position - und die Pistole schoss ein Loch in die Nacht.

Im ersten Drittel des Rennens lagen alle gleichauf, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis sich der kohlschwarze Owens löste und den anderen davonlief.

»Owens ist vorn«, schrie die schrille Stimme des Jungen, während er über die leere Aschenbahn lief, direkt auf den tosenden Applaus und den olympischen Ruhm zu. Er konnte sogar das Band fühlen, das von seiner Brust entzweigesprengt wurde, als er - der Sieger - ins Ziel lief. Der schnellste Mann der Welt.

Erst bei der Ehrenrunde wendete sich das Blatt. Inmitten der Menge stand sein Vater, genau auf der Ziellinie, wie der Leibhaftige. Na ja, wie der Leibhaftige in einem Anzug. (Wie bereits erwähnt, war Rudis Vater Schneider. Er ging meist in Anzug und Krawatte auf die

Straße. In dieser Nacht trug er nur einen Anzug und ein zerknautschtes Hemd. Die Krawatte fehlte.)

»Was ist hier los?«, fragte er seinen Sohn, als der in seiner ganzen verkohlten Pracht die Ziellinie erreichte. »Was zum Teufel geht hier vor?« Die Menge verschwand. Eine Brise erhob sich. »Ich war in meinem Sessel eingeschlafen, als Kurt bemerkte, dass du nicht mehr da warst. Alle suchen nach dir.«

Herr Steiner war unter normalen Umständen ein ausgesprochen höflicher Mann. Der Anblick eines seiner Kinder, das sich in einer Sommernacht mit Kohle

vollgeschmiert hatte, war kein normaler Umstand. »Der Junge ist verrückt«, murmelte er, obwohl er nicht umhinkam zuzugeben, dass man bei wenigstens einem von sechs Kindern mit so etwas rechnen musste. Es lag durchaus im Rahmen der Wahrscheinlichkeit, dass eines davon ein faules Ei war. Er schaute dieses Ei an und wartete auf eine Erklärung. »Nun?«

Rudi keuchte, beugte sich nach vorn und legte die Hände auf die Knie. »Ich war Jesse Owens.« Er gab diese Antwort, als ob dies die normalste Sache der Welt wäre. In seiner Stimme lag sogar ein tadelnder Unterton, der zu sagen

schien: »Das sieht man doch wohl, oder?« Der Ton verschwand allerdings, als er die Ringe unter den Augen seines Vaters eingraviert sah.

»Jesse Owens?« Herr Steiner war ein recht hölzerner Mann. Seine Stimme war kantig und verbindlich. Sein Körper war groß und schwer, wie Eiche. Seine Haare waren wie Splitter. »Was soll mit ihm sein?«

»Du weißt doch, Papa, der mit dem schwarzen Wunder.«

»Ich geb dir gleich schwarzes Wunder!« Er packte das Ohr seines Sohns

zwischen Daumen und Zeigefinger.

Rudi wand sich. »Au, das tut weh!«

»Ach ja?« Sein Vater war mehr mit dem schmierigen Belag aus Kohle und Schweiß beschäftigt, den er an seinen Fingern spürte. Gründlich ist er, dachte er. Das Zeug ist sogar in seinen Ohren, verdammt nochmal. »Komm jetzt.«

Auf dem Heimweg beschloss Herr Steiner, mit seinem Sohn über Politik zu reden, so gut er es eben vermochte. Erst mit den Jahren würde Rudi alles verstehen. Aber da war es für das Begreifen schon zu spät.

DIE WIDERSPRÜCHLICH HALTUNG VON ALEX STEINER

1. Er war Mitglied der nationalsozialistischen Partei, aber er hasste keine Juden oder sonst irgendjemanden.

2. Insgeheim konnte er sich allerdings nicht einer gewissen Erleichterung (oder schlimmer noch: Freude) erwehren, als die jüdischen Ladenbesitzer aus der Stadt gejagt wurden - die Propaganda hatte ihn davon überzeugt, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis jüdische Schneider das Land überschwemmten

und ihm seine Kunden stahlen.

3. Aber musste man sie deshalb gleich ganz vertreiben?

4. Seine Familie. Natürlich war es seine Pflicht, alles zu tun, um sie zu beschützen und zu unterstützen. Wenn er dazu in der Partei sein musste, dann war es eben so.

5. Irgendwo, tief in ihm drin, gab es eine kleine Stelle in seinem Gewissen, die juckte, aber er vermied es zu kratzen. Er hatte Angst vor dem, was darunter zum Vorschein kommen würde.

Sie gingen um ein paar Ecken in Richtung Himmelstraße, und Alex Steiner sagte: »Mein Sohn, du kannst nicht schwarz angemalt herumlaufen, hast du verstanden?«

Rudi wurde hellhörig. Der Mond hatte sich befreit und konnte nun ungehindert weiterziehen, konnte sich erheben und niedergehen und das Gesicht des Jungen bescheinen, machte ihn mit seinem Licht hübsch und unergründlich, wie seine Gedanken. »Warum nicht, Papa?«

»Weil sie dich dann holen kommen.«

»Warum?«

»Weil du keine Schwarzen oder Juden bewundern darfst, und auch niemand anderen, der nicht so ist wie wir.«

»Wer ist denn Jude?«

»Du kennst doch meinen ältesten Kunden, Herrn Kaufmann. Bei dem wir deine Schuhe gekauft haben.«

»Ja.«

»Nun, er ist Jude.«

»Das wusste ich nicht. Muss man dafür bezahlen, wenn man Jude sein will? Braucht man eine Genehmigung?«

»Nein, Rudi.« Herr Steiner steuerte das Fahrrad mit der einen Hand und Rudi mit der anderen. Mit der Richtung, die das Gespräch nahm, hatte er mehr Probleme als mit Rad und Sohn zusammen. Er hielt Rudi immer noch am Ohrläppchen fest. Er war mit den Gedanken woanders. »Das ist so, wie wenn man Deutscher ist. Oder Katholik.«

»Oh. Ist Jesse Owens katholisch?«

»Ich weiß nicht.« Er stolperte über ein Pedal und ließ das Ohr los.

Eine Zeit lang gingen sie schweigend nebeneinanderher, bis Rudi sagte: »Ich

wünschte, ich wäre wie Jesse Owens, Papa.«

Diesmal legte Herr Steiner seine Hand auf Rudis Kopf und erklärte ihm: »Ich weiß, mein Sohn - aber du hast wunderschöne blonde Haare und große, beruhigend blaue Augen. Darüber solltest du froh sein, ist das klar?«

Aber nichts war klar.

Rudi verstand rein gar nichts, und diese Nacht war nur das Vorspiel dessen, was bald folgen sollte. Zweieinhalb Jahre später war von Herrn Kaufmanns Schuhgeschäft lediglich zerbrochenes

Glas übrig, nachdem auch die Schuhe, noch in ihren Kartons, auf einen Lastwagen geworfen worden waren.

DIE RÜCKSEITE VON SANDPAPIER

Menschen haben Schlüsselerlebnisse, nehme ich an, besonders wenn sie noch jung sind. Für die einen ist es eine Jesse-Owens-Sache, für die anderen ein bettnässender Albtraum:

Ende Mai 1939. Der Abend war wie die meisten anderen verlaufen. Mama hatte ihre Eisenfaust geschüttelt. Papa war ausgegangen. Liesel wischte die Haustür

sauber und betrachtete den Himmel über der Himmelstraße.

Früher am Abend hatte eine Parade stattgefunden.

Eine Gruppe aus dem harten Kern der NSDAP - der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei -, in ihre braunen Hemden gewandet, war die Münchener Straße entlangmarschiert. Ihre Banner hatten stolz geweht, und ihre Gesichter waren erhoben gewesen, als steckten sie auf Stöcken. Auf ihren Stimmen hatten Lieder gesessen und hatten sich schließlich zu einem brüllenden Choral vereinigt:

»Deutschland, Deutschland über alles.«

Wie üblich wurden sie beklatscht.

Man feuerte sie an auf ihrem Weg Gott weiß wohin.

Die Leute standen am Straßenrand und schauten zu, manche mit zum Hitlergruß steif ausgestrecktem Arm, andere mit vom Applaus brennenden Handflächen. Einige trugen Mienen, die vor Stolz und Führerliebe verzerrt waren, wie Frau Lindner, und dann gab es vereinzelt jene anderen wie Alex Steiner, die wie ein menschlich geformter Holzklotz dastanden und bedächtig und

pflichtbewusst klatschten. Voller Schönheit. Die Unterwerfung.

Auf dem Bürgersteig standen Liesel, ihr Papa und Rudi. Hans Hubermann hatte ein Gesicht aufgelegt, in dem alle Vorhänge zugezogen waren.

EIN PAAR WILLKÜRLICH ZAHLEN

1933 war die Mehrheit der Deutschen für Adolf Hitler. Eine Minderheit war gegen ihn. Hans Hubermann gehörte zu dieser Minderheit. Und dafür gab es einen Grund.

In der Nacht träumte Liesel, wie immer. Zunächst sah sie die Braunhemden marschieren, aber schon bald führten sie Liesel zu einem Zug, wo die übliche Erkenntnis auf sie wartete. Ihr Bruder mit dem starren Blick.

Als sie schreiend aufwachte, wusste Liesel sofort, dass etwas anders war. Ein Geruch schlich sich unter der Decke hervor, warm und widerlich. Zunächst versuchte sie, sich einzureden, dass nichts passiert wäre, aber als Papa näher kam und sie in den Arm nahm, flüsterte sie ihm ein Geständnis ins Ohr.

»Papa«, flüsterte sie, »Papa.« Das war

alles. Er konnte es ohnehin riechen.

Sanft hob er sie vom Bett und trug sie ins Badezimmer. Das Schlüsselerlebnis folgte ein paar Minuten später.

»Wir ziehen das Bett ab«, sagte Papa, und als er unter die Matratze griff, um das Laken herauszuziehen, löste sich etwas, wurde mit dem Laken hervorgeschleudert und landete mit einem dumpfen Aufprall auf dem Boden. Ein schwarzes Buch mit silberner Schrift lag jetzt zwischen den Füßen des großen Mannes.

Er schaute darauf hinab.

Er schaute das Mädchen an, das schüchtern mit den Schultern zuckte.

Dann las er den Titel laut vor, mit äußerster Konzentration: ***»Handbuch für Totengräber«.***

So heißt es also, dachte Liesel.

Ein Flecken Stille lag zwischen ihnen dreien. Dem Mann, dem Mädchen und dem Buch. Er hob es auf und sagte, so weich wie Watte:

EIN GESPRÄCH UM ZWEI UH MORGENS

»Ist das deins?« »Ja, Papa.« »Willst du es lesen?« Wieder: »Ja, Papa.« Ein müdes Lächeln. Metallische Augen, schmelzend. »Na, dann lesen wir es wohl besser.«

Vier Jahre später, als sie im Keller anfing zu schreiben, wurden Liesel zwei Dinge über das Trauma jenes Bettnässens klar. Zum einen war sie überglücklich, dass es Papa war, der das Buch gefunden hatte. (Glücklicherweise hatte Rosa immer Liesel das Bett abziehen lassen, wenn die Bettwäsche gewaschen werden musste. »Und zwar schnell, Saumensch! Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit!«)

Zweitens war sie uneingeschränkt stolz auf die Ausbildung, die sie durch Hans Hubermann erfuhr. ***Man kann es kaum glauben,*** schrieb sie, ***aber in der Schule habt ich das Lesen nicht gelernt. Papa hat es mir beigebracht. Die Leute denken, dass er nicht besonders klug ist, und es stimmt, dass er nicht besonders schnell lesen kann, aber ich sollte bald erfahren, dass Worte und das Schreiben ihm einmal das Leben gerettet haben. Oder besser gesagt: Worte - und ein Mann, der ihm das Akkordeonspielen beibrachte*** ...

»Eins nach dem anderen«, sagte Hans

Hubermann in jener Nacht. Er wusch das Laken und den Bettbezug und hängte beides zum Trocknen auf. »Also«, sagte er, als er wiederkam, »dann lass uns mit der Mitternachtsklasse beginnen.«

Das gelbe Licht war mit staubigem Leben erfüllt.

Liesel saß auf ihrem kalten, sauberen Laken, beschämt und freudig erregt. Der Gedanke, dass sie ins Bett gemacht hatte, nagte an ihr, aber sie würde lesen lernen. Sie würde das Buch lesen.

Die Erregung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Sie sah sich bereits als ein zehnjähriges Wortewunder.

Wenn es bloß so einfach wäre.

»Um die Wahrheit zu sagen«, erklärte Papa rundheraus, »ich kann selbst nicht besonders gut lesen.«

Aber es machte nichts, dass er langsam las. Im Gegenteil, es war womöglich hilfreich, dass sein Lesetempo unter dem Durchschnitt lag. Vielleicht half es, die Ungeduld und die Enttäuschung angesichts von Liesels Unvermögen abzumildern.

Dennoch schien Hans sich anfangs ein wenig unbehaglich zu fühlen mit dem Buch in der Hand. Er blätterte es durch.

Dann setzte er sich zu ihr aufs Bett,

lehnte sich zurück und ließ die Beine baumeln. Er betrachtete wieder das Buch und warf es auf die Decke. »Warum will ein so liebes Mädchen wie du ein solches Buch lesen?«

Wieder zuckte Liesel mit den Schultern. Wenn der Lehrling des Totengräbers ein Werk von Goethe oder das eines vergleichbaren großen Geistes gelesen hätte, würde eben das jetzt auf der Bettdecke liegen. Sie versuchte, es zu erklären. »Ich ... als ... Es lag im Schnee, und...« Die leisen Worte fielen vom Bett und ergossen sich wie Puder auf den Boden.

Papa wusste, was er sagen musste. Das wusste er immer.

Er fuhr sich mit der Hand durch das schläfrige Haar und sagte: »Eines musst du mir versprechen, Liesel. Wenn ich demnächst sterben sollte, sorg dafür, dass ich richtig beerdigt werde.«

Sie nickte mit einem Ausdruck größter Ernsthaftigkeit.

»Du wirst nicht zulassen, dass etwa Kapitel 6 übersprungen wird oder Punkt 4 in Kapitel 9, nicht wahr?« Er lachte, genauso wie die Bettnässerin. »Dann ist es also abgemacht. Fangen wir an.«

Er suchte sich eine bequeme Position, sodass seine Knochen knackten wie nervöse Holzdielen. »Los geht's.«

Die Dunkelheit der Nacht vertiefte das Schwarz des Einbands. Das Buch öffnete sich - ein Windstoß.

Rückblickend wusste Liesel ganz genau, was ihr Papa dachte, als er das ***Handbuch für Totengräber*** durchblätterte. Er erkannte, wie schwierig der Text war und wie wenig geeignet für ihr Vorhaben. Da standen Worte, mit denen sogar er Probleme hatte. Ganz zu schweigen von dem düsteren Thema des Buchs. Das

Mädchen andererseits empfand ein solches Verlangen zu lesen, dass sie nicht einmal versuchte, diesen Umstand zu begreifen. Vielleicht wollte ein Teil von ihr sicher sein, dass ihr Bruder richtig begraben worden war. Doch was immer der Grund war, ihr Hunger nach diesem Buch war so heftig, wie ihn ein zehnjähriges Kind nur empfinden konnte.

Kapitel 1 hieß: »Der erste Schritt: Die Wahl der geeigneten Gerätschaften«. In einer kurzen Einführung wurden die Utensilien vorgestellt, die auf den nächsten zwanzig Seiten genauer erklärt werden würden. Verschiedene Arten von Schaufeln, Spitzhacken,

Handschuhen und so weiter wurden erwähnt, gefolgt von der Ermahnung, alles stets in Ordnung zu halten. Die Totengräberei war ein ernstes Geschäft.

Während Papa die Seiten umblätterte, spürte er Liesels Augen auf sich ruhen. Sie packten ihn, warteten auf etwas, irgendetwas, das von seinen Lippen fiel.

»Hier.« Er veränderte erneut seine Sitzposition und reichte ihr das Buch. »Schau dir diese Seite an, und sag mir, wie viele Worte du lesen kannst.«

Sie schaute - und log.

»Ungefähr die Hälfte.«

»Lies mir etwas vor.« Aber das konnte sie natürlich nicht. Er ließ sie auf die Worte deuten, die sie lesen konnte, und verlangte von ihr, sie auszusprechen. Es waren nur drei - »der«, »die« und »das«. Auf der ganzen Seite standen insgesamt etwa zweihundert Worte.

Das wird schwieriger, als ich dachte.

Sie erwischte ihn dabei, wie er das dachte.

Er hievte sich nach vorn, erhob sich auf die Füße und ging hinaus.

Als er zurückkam, sagte er: »Ich habe eine bessere Idee.« In seiner Hand hielt er einen dicken Malerbleistift und einen Stapel Sandpapier. »Wir fangen ganz von vorne an.« Liesel hatte nichts dagegen einzuwenden.

In die linke Ecke der Rückseite eines Blatts Sandpapier zog er ein Quadrat von etwa drei Zentimetern Kantenlänge und schob den Großbuchstaben »A« hinein. In die andere Ecke platzierte er das kleine »a«. So weit, so gut.

»A«, sagte Liesel.

»>A< wie...?«

Sie lächelte. »Apfel.«

Er schrieb das Wort in Großbuchstaben auf und malte ungeschickt einen Apfel darunter. Er war Anstreicher, kein Künstler. Als er fertig war, schaute er sie an und sagte: »Nun zum >B<.«

Während sie sich durch das Alphabet arbeiteten, wurden Liesels Augen immer größer. Sie hatte es schon in der Schule durchgenommen, in der ersten Klasse, aber diesmal war alles viel besser. Hier war sie allein mit Papa, und sie kam sich nicht wie ein ungeschickter Riese vor. Es war schön, Papas Hand zu beobachten, die die Worte schrieb und

stockend die einfachen Zeichnungen anfertigte.

»Komm schon, Liesel«, sagte er, als sie zögerte. »Was fängt mit einem >S< an? Es ist so leicht - enttäusch mich nicht.«

Ihr fiel nichts ein.

»Na, komm schon!« Sein Flüsterr spielte mit ihr. »Denk an Mama.«

Da schlug ihr das Wort mitten ins Gesicht. Ein Grinsen, ohne nachzudenken. »SAUMENSCH!«, rie sie, und Papa brüllte vor Lachen - und hörte abrupt wieder auf.

»Psst, wir müssen leise sein.« Dann fing er erneut an zu lachen, schrieb das Wort auf und fügte eine Zeichnung hinzu.

EIN KUNSTWERK VON HAN HUBERMANN

»Papa«, flüsterte Liesel, »ich hab ja gar keine Augen.«

Er streichelte dem Mädchen übers Haar. Sie war ihm in die Falle gegangen. »Mit einem Lächeln wie dem deinen«, sagte Hans Hubermann, »brauchst du keine Augen.« Er umarmte sie und schaute dann wieder das Bild an. Sein Gesicht war aus warmem Silber. »Jetzt das >T<.«

Als sie das Alphabet vollendet hatten und etliche Male durchgegangen waren, beugte Papa sich vor und sagte: »Genug für heute Nacht.«

»Noch ein paar Worte mehr!«

Er blieb hart. »Genug. Wenn du

aufwachst, werde ich Akkordeon für dich spielen.« »Danke, Papa.«

»Gute Nacht.« Ein leises, einsilbiges Lachen. »Gute Nacht, Saumensch.« »Gute Nacht, Papa.«

Er schaltete das Licht aus, kam zurück und setzte sich auf den Stuhl. In der Dunkelheit behielt Liesel die Augen offen. Sie sah die Worte vor sich.

DER GERUCH VON FREUNDSCHAFT

So ging es weiter.

In den folgenden Wochen und weit in den Sommer hinein folgte auf jeden Albtraum der Mitternachtsunterricht. Zwei weitere Male war das Bett eingenässt, aber Hans Hubermann wiederholte lediglich seine heldenhafte Reinigung und wandte sich dann den wichtigeren Aufgaben zu: dem Lesen, Zeichnen und Nachsprechen. In der frühen Morgenstunden waren selbst leise Stimmen laut.

An einen Donnerstag, kurz nach drei Uhr nachmittags, sagte Mama zu Liesel, sie solle sich fertig machen, um mit ihr die Bügelwäsche auszuliefern. Papa allerdings hatte etwas anderes vor.

Er ging in die Küche und sagte: »Tut mir leid, Mama, heute kommt sie nicht mit.«

Mama machte sich nicht einmal die Mühe, von ihrem Wäschesack aufzuschauen. »Wer hat dich denn gefragt, Arschloch? Los jetzt, Liesel.«

»Sie liest«, sagte er. Papa schenkte Liesel ein festes Lächeln und ein Zwinkern. »Mit mir. Ich unterrichte sie. Wir gehen zur Amper, flussaufwärts, wo ich früher mit dem Akkordeon geübt habe.«

Jetzt hatte er ihre volle Aufmerksamkeit.

Mama stellte die Wäsche auf den Tisch und raffte ein gutes Maß an Zynismus zusammen. »Was hast du gesagt?«

»Du hast mich schon verstanden, Rosa.«

»Was zum Teufel kannst du ihr schon beibringen?« Ein gefalztes Grinsen. Worte wie ein rechter Haken. »Als ob du so gut lesen könntest, du Saukerl.«

Die Küche wartete. Papa schlug zurück. »Wir liefern auch die Wäsche für dich aus.«

»Du dreckiger...« Sie verstummte. Die Worte fielen in ihren Mund zurück, und

sie überlegte. »Ihr seid vor Sonnenuntergang wieder da.«

»Im Dunkeln können wir sowieso nicht lesen«, sagte Liesel.

»Was hast du gesagt, Saumensch?«

»Nichts, Mama.«

Papa grinste und zeigte mit dem Finger auf das Mädchen. »Buch, Sandpapier, Bleistift«, befahl er. »Und das Akkordeon!«, rief er ihr noch hinterher, als sie bereits davongesaust war. Schon bald waren sie draußen auf der Himmelstraße und trugen bei sich die

Wörter, die Musik und die Wäsche.

Auf ihrem Weg zu Frau Lindners Eckladen drehten sie sich ein paar Mal um und schauten nach, ob Mama noch am Tor stand und sie beobachtete. Sie tat es. Einmal rief sie ihnen zu: »Liesel, halt die Wäsche ordentlich! Mach bloß keine Knitter rein!«

»Ja, Mama!«

Ein paar Schritte später: »Liesel, bist du auch warm genug angezogen?« »Was hast du gesagt?«

»Saumensch, dreckiges! Du hörst mir nie

zu! Bist du warm genug angezogen? Es könnte kühl werden.«

Als sie um die Ecke gebogen waren, bückte sich Papa, um sich die Schnürsenkel zu binden. »Liesel«, sagte er, »könntest du mir eine Zigarette drehen?«

Nichts hätte ihr größere Freude bereitet.

Nachdem die Wäsche ausgeliefert war, machten sie sich auf den Weg zur Amper, dem Fluss, der sich an der Stadt vorbei in Richtung Dachau schlängelte, wo sich das Konzentrationslager befand.

Etwa dreißig Meter von einer Holzbrücke entfernt setzten sie sich ins Gras, schrieben Worte und lasen sie laut vor, und als sich die Dunkelheit näherte, holte Hans das Akkordeon hervor. Liesel schaute ihn an und hörte zu, wobei sie nicht sofort den verblüfften Ausdruck bemerkte, der an diesem Abend auf dem Gesicht ihres Papas lag, während er spielte.

PAPAS GESICHT

Es rührte und es fragte sich, aber es enthüllte keine Antworten. Noch nicht.

Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. Ein kaum merklicher Ruck.

Sie sah es, doch erst später, als sich alle Geschichten zusammenfügten, verstand sie es. Sie bemerkte nicht, wie er schaute, als er spielte, denn sie hatte keine Ahnung, dass Hans Hubermanns Akkordeon selbst eine Geschichte war. Irgendwann in einer Zeit, die heranrollte, würde diese Geschichte eines frühen Morgens in der Himmelstraße 33 ankommen, mit faltigen Schultern und einem zitternden Jackett. Sie würde einen Koffer tragen, ein Buch und zwei Fragen. Eine Geschichte. Geschichte um Geschichte. Geschichte

innerhalb von Geschichte.

Im Augenblick gab es jedoch nur eine einzige, zumindest was Liesel betraf, und sie genoss sie in vollen Zügen.

Sie kuschelte sich in die langen Arme des Grases und streckte sich aus.

Sie schloss die Augen, und ihre Ohren fingen die Noten ein.

Natürlich gab es auch Probleme. Manchmal hätte Papa sie fast angeschrien. »Jetzt komm schon, Liesel«, sagte er. »Du kennst dieses Wort. Du kennst es!« Gerade wenn die

Sache ins Rollen gekommen war, schien alles wieder stecken zu bleiben.

Wenn das Wetter gut war, gingen sie nachmittags zur Amper. Bei Regen blieb nur der Keller. Das lag an Mama. Sie hatten versucht, in der Küche zu lernen, aber das war ein hoffnungsloses Unterfangen.

»Rosa«, hatte Hans einmal zu ihr gesagt. Ruhig und leise durchschnitt seine Stimme einen ihrer Sätze.

Sie schaute vom Herd auf. »Was?«

»Ich bitte dich, ich flehe dich an -

könntest du nur ein einziges Mal für fünf Minuten den Mund halten?«

Was dann folgte, könnt ihr euch vorstellen.

Sie landeten im Keller.

Es gab kein Licht da unten, daher nahmen sie die Kerosinlampe mit. Langsam, zwischen Schule und Zuhause, zwischen Fluss und Keller, zwischen guten und schlechten Tagen - langsam lernte Liesel lesen und schreiben.

»Bald schon«, sagte Papa zu ihr, »wirst du dieses fürchterliche Grabesbuch mit

geschlossenen Augen lesen können.«

»Und ich kann endlich aus der Wichtelklasse raus.« Aus ihren Worten sprach grimmiger Besitzerstolz.

Während einer ihrer Kellerstunden legte Papa das Sandpapier beiseite (viel war nicht mehr übrig) und holte einen Pinsel hervor. Es gab wenig Luxus im Haus der Hubermanns, aber an Farbe mangelte es nicht, und sie wurde zu einem wichtigen Verbündeten in Liesels Unterricht. Papa sagte ein Wort, das Mädchen musste es buchstabieren und dann, wenn es richtig war, an die Wand malen. Nach einem Monat war die Wand voll. Eine frisch

bedruckte Zementseite.

An einigen Abenden saß Liesel nach dem Kellerunterricht in der Badewanne und lauschte den immer gleichen Worten aus der Küche.

»Du stinkst«, sagte Mama zu Hans, »nach Zigaretten und Kerosin.«

Sie hockte im Wasser und stellte sich den Geruch vor, der sich auf Papas Kleidern entfaltete. Mehr als alles andere war es der Geruch von Freundschaft, und sie roch ihn auch an sich selbst. Liesel liebte diesen Geruch. Sie schnüffelte an ihrem Arm und

lächelte, während das Badewasser kalt wurde.

BOX CHAMPION AUF DEM SCHULHOF

Der Sommer des Jahres 1939 hatte es eilig, oder vielleicht war es auch Liesel, die in Eile war. Sie spielte Fußball mit Rudi und den anderen Kindern auf der Himmelstraße (ein ganzjähriges Vergnügen), lieferte mit Mama zusammen Wäsche aus, und sie lernte Wörter. Der Sommer schien vorbei, kaum dass er begonnen hatte.

In der zweiten Jahreshälfte ereignete

sich zweierlei:

SEPTEMBER BIS NOVEMBER 1939

1. Der Zweite Weltkrieg bricht aus.

2. Liesel Meminger wird Box-Champion auf dem Schulhof.

Anfang September.

Es war ein kühler Tag in Molching, als der Krieg ausbrach und ich mit noch mehr Arbeit überhäuft wurde.

Die Welt sprach darüber.

Die Zeitungen ergötzten sich daran.

Aus den deutschen Radios brüllte die Stimme des Führers. Wir werden nicht aufgeben. Wir werden nicht ruhen. Wir werden siegen. Unsere Zeit ist gekommen.

Deutschland marschierte in Polen ein. Überall versammelten sich Menschen und lauschten den Neuigkeiten. Die Münchener Straße, wie jede andere Straße in Deutschland auch, wimmelte vor lauter Krieg. Der Geruch, die Stimme. Vor einigen Tagen hatte die Rationierung begonnen, es war überall angeschlagen - und jetzt war es offiziell:

England und Frankreich hatten Deutschland den Krieg erklärt. Um mit Hans Hubermanns Worten zu sprechen:

Los geht's.

Am Tag der Kriegserklärung hatte Hans Hubermann das Glück, etwas Arbeit gefunden zu haben. Auf dem Heimweg hob er eine weggeworfene Zeitung auf, und statt sie zusammengefaltet zwischen die Farbeimer auf seinem Handkarren zu schieben, steckte er sie sich unters Hemd. Als er zu Hause ankam und sie wieder hervorzog, hatte sein Schweiß die Druckerschwärze auf seine Haut gepresst. Die Zeitung landete auf dem

Tisch, aber die Nachrichten standen auf seiner Brust. Eine Tätowierung. Er zog das Hemd zur Seite und schaute im unsicheren Licht der Küchenlampe an sich herab.

»Was steht da?«, fragte Liesel. Sie schaute zwischen den schwarzen Buchstaben auf seiner Haut und dem Papier auf dem Tisch hin und her.

»Hitler überrollt Polen«, antwortete er und ließ sich auf den Stuhl fallen. »Deutschland, Deutschland über alles«, flüsterte er. Seine Stimme hatte nicht den leisesten patriotischen Unterton.

Da war es wieder - das Akkordeon-Gesicht.

Das war der eine Krieg.

Liesel sollte sich bald in einem zweiten befinden.

Fast einen Monat nachdem die Schule wieder angefangen hatte, wurde sie in ihren entsprechenden Jahrgang versetzt. Man sollte glauben, dass dies mit ihrem verbesserten Lesevermögen zu tun hatte, aber das war nicht der Fall. Trotz ihrer Fortschritte hatte sie immer noch große Schwierigkeiten beim Lesen. Überall waren Sätze verstreut. Worte hielten sie

zum Narren. Der Grund dafür, dass man sie versetzte, war, dass sie in der Klasse der Schulanfänger zum Störfaktor wurde. Sie beantwortete Fragen, die an andere Kinder gerichtet waren, und rief dazwischen. Ein paar Mal wurde sie heftig von ihrer Lehrerin gewatscht.

EINE ERKLÄRUNG

Watsche = eine ordentliche Ohrfeige
watschen = jemandem eine anständige Abreibung verpassen

Und so wurde sie versetzt, wurde zu einem Platz am Rande des Klassenzimmers gewiesen, und die

Lehrerin, die außerdem Nonne war, befahl ihr, den Mund zu halten. Rudi, der auf der anderen Seite des Raums saß, sah zu ihr und winkte. Liesel winkte zurück und versuchte, nicht zu lächeln.

Zu Hause kamen sie und Papa mit dem ***Handbuch für Totengräber*** gut voran. Sie unterstrichen die Wörter, die sie nicht verstanden, und nahmen sie am nächsten Tag mit hinunter in den Keller. Liesel glaubte, das wäre genug. Aber das war es nicht.

Anfang November fanden in der Schule Prüfungen statt; die Fortschritte der Schüler sollten kontrolliert werden. Eine

dieser Prüfungen betraf das Lesen. Jedes Kind musste vor die Klasse treten und einen Absatz vorlesen, den die Lehrerin ausgewählt hatte. Es war ein frostiger Morgen, aber sonnenhell. Die Kinder kniffen die Augen zusammen. Ein Heiligenschein umgab Schwester Maria, die Nonne, die eher aussah wie ein Sensenmann ohne Sense. (Übrigens mag ich die Vorstellung, die sich die Menschen vom Tod als Sensenmann machen. Mir gefällt die Sense. Ich finde sie amüsant.)

In dem sonnendurchfluteten Klassenzimmer wurden willkürlich Namen aufgerufen.

»Waidenheim. Lehmann. Steiner.«

Alle standen auf und lasen vor, alle mit höchst unterschiedlichen Ergebnissen. Rudi war überraschend gut.

Während die Prüfung ihren Lauf nahm, saß Liesel mit einer Mischung aus heißer Erregung und maßloser Angst da. Sie wünschte sich verzweifelt, ihre Fähigkeit einschätzen zu können, ein für alle Mal herauszufinden, welche Fortschritte sie mit dem Lesen gemacht hatte. War sie der Aufgabe gewachsen? Konnte sie sich auch nur annähernd mit Rudi und den anderen messen?

Jedes Mal, wenn Schwester Maria au
ihre Liste schaute, verkrampfte sich ein
Nervenstrang in Liesels Brustkorb. Es
hatte im Bauch angefangen, sich aber
mittlerweile nach oben gearbeitet. Bald
schon würde der Krampf um ihren Hals
liegen wie ein dickes Seil.

Nachdem Tommi Müller seine
mittelmäßige Vorstellung abgegeben
hatte, sah sich Liesel im Klassenzimmer
um. Alle hatten vorgelesen. Sie war als
Einzige noch übrig.

»Sehr gut.« Schwester Maria nahm die
Liste noch einmal genau in Augenschein.
»Das war's.« Was? »Nein!«

Auf der anderen Seite des Raums nahm die Stimme eine fast körperliche Form an. An ihr hing ein Junge mit zitronengelben Haaren, dessen knochige Knie in den Hosenbeinen unter dem Tisch aneinanderklapperten. Er hob die Hand und sagte: »Schwester Maria, ich glaube, Sie haben Liesel vergessen.«

Schwester Maria. Blieb unbeeindruckt.

Sie ließ die Mappe mit der Liste von sich auf das Pult fallen und betrachtete Rudi mit seufzender Missbilligung. Ihr Seufzen war beinahe schon melancholisch. Warum, so klagte sie still, musste sie sich mit Rudi Steiner

herumärgern? Er konnte einfach seinen Mund nicht halten. Warum nur, Gott, warum?

»Nein«, sagte sie, mit Endgültigkeit in der Stimme. Ihr kleiner Bauch neigte sich zusammen mit dem Rest ihres Körpers nach vorn. »Ich fürchte, Liesel kann das nicht, Rudi.« Die Lehrerin schaute dorthin, wo Liesel saß, als erwartete sie eine Bestätigung. »Sie kann mir später vorlesen.«

Das Mädchen räusperte sich und sprach mit gelassener Aufsässigkeit. »Ich kann jetzt lesen, Schwester.« Die Mehrzahl der Kinder verfolgte die Szene

schweigsam. Ein paar von ihnen übten sich in der herrlichen Kindheitskunst des Kicherns.

Der Schwester riss der Geduldsfaden. »Nein, das kannst du nicht! - Was machst du da?«

Denn Liesel war aufgestanden und ging nun langsam und steif nach vorne zur Tafel. Sie hob das Buch auf und öffnete es irgendwo in der Mitte.

»Also gut«, sagte Schwester Maria. »Du willst also vorlesen? Dann lies vor.«

»Ja, Schwester.« Nach einem hastigen

Blick auf Rudi sah Liesel hinab und begutachtete die Seite.

Als sie wieder aufschaute, wurde der Raum zunächst auseinandergezogen und dann wieder zusammengepresst. Die Kinder wurden zerquetscht, direkt vor ihren Augen, und in einem Augenblick voll hellem Strahlen stellte sie sich vor, dass sie die ganze Seite in fehlerlosem, flüssigem Triumph vorlas.

DER KNACKPUNKT

... stellte sie sich vor...

»Mach schon, Liesel!« Rudi brach das

Schweigen. Die Bücherdiebin sah wieder auf die Worte herab.

Mach schon. Diesmal sprach Rudi lautlos, bewegte nur die Lippen. Mach schon, Liesel.

Ihr Blut wurde lauter. Die Sätze verschwammen.

Die weiße Seite war plötzlich in einer fremden Sprache bedruckt, und es half auch nichts, dass sich jetzt Tränen in ihren Augen bildeten. Sie konnte die Worte nicht einmal mehr sehen.

Und die Sonne. Diese schreckliche

Sonne. Sie brach durch das Fenster - das Glas war überall - und beschien geradewegs die Niederlage des Mädchens. Sie schrie ihr ins Gesicht: »Du kannst zwar ein Buch stehlen, aber lesen kannst du es nicht!«

Da dämmerte es ihr. Die Lösung.

Sie atmete und atmete und fing an zu lesen, aber nicht aus dem Buch, das sie in der Hand hielt. Es war eine Stelle aus dem ***Handbuch für Totengräber,*** Kapitel 3: »Wenn Schnee liegt«. Sie sprach der Stimme von Hans Hubermann in ihrem Innern nach.

»Wenn Schnee liegt«, sagte sie, »ist der Gebrauch einer guten Schaufel unerlässlich. Man muss tief graben, auch wenn die Bedingungen widrig sind. Schlamperei würde sich rächen.« Wieder saugte sie einen großen Klumpen Luft ein. »In den wärmeren Stunden des Tages ist es selbstverständlich einfacher...«

Es war vorbei.

Das Buch wurde ihr aus der Hand gerissen, und eine Stimme befahl ihr: »Raus auf den Gang, Liesel.«

Während sie im Gang eine gewatscht

bekam - diesmal beinahe sanft -, konnte sie in den Pausen zwischen Schwester Marias klatschender Hand die anderen im Klassenzimmer lachen hören. Sie sah sie vor sich. All die zerquetschten Kinder. Grinsend und lachend. Gebadet in Sonnenschein. Alle lachten - alle außer Rudi.

In der Pause wurde sie gehänselt. Ein Junge namens Ludwig Schmeikl kam mit einem Buch auf sie zu. »He, Liesel«, sagte er. »Ich kann das Wort hier nicht lesen. Liest du es mir bitte vor?« Er lachte - ein zehnjähriges, selbstgefälliges Lachen. »Dummkopf!«

Wolken füllten jetzt den Himmel, große und ungeschickte Wolken, und immer mehr Kinder bedachten Liesel mit Schmähworten und sahen zu, wie sie vor Wut kochte.

»Hör nicht auf sie«, sagte Rudi zu ihr.

»Du hast leicht reden. Du bist ja nicht der Dummkopf.«

Gegen Ende der Pause standen neunzehn Kommentare zu Buche. Beim zwanzigsten riss Liesel der Geduldsfaden. Es traf Schmeikl, der nicht genug hatte kriegen können. Er hatte ihr wieder das Buch unter die Nase

gehalten. »Ach, komm schon, Liesel, hilf mir!«

Und Liesel half ihm, auf ihre Weise.

Sie stand auf und nahm es ihm aus der Hand. Während er noch einigen Kinderr über die Schulter hinweg zugrinste, warf sie das Buch weg und trat ihn, so fest sie konnte, in den Unterleib.

Wie ihr euch sicher vorstellen könnt, klappte Ludwig Schmeikl zusammen wie ein Taschenmesser, und auf dem Weg nach unten bekam er noch einen Hieb aufs Ohr. Nachdem er gelandet war, setzte sich Liesel auf ihn drauf, und dann

wurde Ludwig geschlagen und gekratzt und geprügelt, von einem Mädchen, das mit Haut und Haaren vor Zorn zerfressen war. Seine Haut war so warm und weich. Ihre Knöchel und Fingernägel waren so erschreckend hart, trotz ihrer Schmächtigkeit. »Du Saukerl!« Auch ihre Stimme war in der Lage, ihn zu zerkratzen. »Du Arschloch! Kannst du >Arschloch< buchstabieren?«

Oh, wie die Wolken stolperten und sich dümmlich am Himmel zusammenrotteten.

Große, fette Wolken.

Dunkel und plump.

Sie stießen gegeneinander. Entschuldigten sich. Rückten ab und suchten sich einen anderen Platz.

Kinder waren da, so schnell wie... wie sich eben nur Kinder um eine Prügelei versammeln können. Ein Gewimmel aus Armen und Beinen, aus Schreien und Anfeuerungen wuchs an, wurde dichter. Sie alle schauten zu, wie Liesel Meminger Ludwig Schmeikl die Abreibung seines Lebens verpasste. »Jesus, Maria und Josef«, ließ sich eine schrille Mädchenstimme vernehmen. »Sie bringt ihn noch um!«

Liesel brachte ihn nicht um.

Aber sie war kurz davor.

Was sie davon abhielt, war das mitleiderregend zuckende und grinsende Gesicht von Tommi Müller. Immer noch bis zu den Haarspitzen mit Adrenalin angefüllt, fiel Liesels Blick auf den Jungen, der so lächerlich grinste, dass sie ihn herbeizerrte, ihn niederwarf und anfing, auch ihn zu verdreschen.

»Was machst du denn?«, heulte er, und erst dann, nach dem dritten oder vierten Schlag und dem Anblick eines Rinnsals aus hellem Blut, das aus seiner Nase tröpfelte, hörte sie auf.

Auf Händen und Knien sog sie die Luf ein und lauschte auf das Stöhnen unter ihr. Sie schaute auf den Mahlstrom aus Gesichtern rechts und links von ihr und verkündete: »Ich bin kein Dummkopf.«

Niemand widersprach.

Erst als alle wieder hineingingen und Schwester Maria sah, in welchem Zustand sich Ludwig Schmeikl befand, ging der Krieg weiter. Zunächst fiel der Verdacht auf Rudi und ein paar andere. Sie rauften ständig miteinander. »Hände vorzeigen!«, lautete der Befehl. Aber die Jungen waren allesamt sauber.

»Ich kann es nicht glauben«, murmelte die Schwester, »das kann doch nicht wahr sein«, denn als Liesel vortrat, um ihre Hände zu zeigen, stand klar und deutlich auf allen beiden »Ludwig Schmeikl« geschrieben, in dunklem Rot, das langsam zu Rost antrocknete. »Raus auf den Gang«, befahl Schwester Maria ihr zum zweiten Mal an diesem Tag. Oder vielmehr zum zweiten Mal innerhalb einer Stunde.

Diesmal fiel die Abreibung weniger sanft aus. Diesmal war es keine Durchschnittsabreibung. Diesmal war es ernst. Unnachgiebig stachen Stockschläge in ihr Hinterteil, einer nach

dem anderen, sodass Liesel eine Woche lang kaum noch sitzen konnte. Diesmal drang auch kein Gelächter aus dem Klassenzimmer. Diesmal war es ein ängstliches, ein lauschendes Schweigen.

Am Ende dieses Schultags ging Liesel mit Rudi und den anderen Steiner-Kindern nach Hause. Als sie schon fast die Himmelstraße erreicht hatten, wurde Liesel von einer Welle aus Elend überwältigt, begleitet von unzähligen fliegenden Gedanken. Die gescheiterte Rezitation des

Handbuchs für Totengräber, die Trümmer ihrer Familie, ihre Albträume,

die Demütigung des heutigen Tages - sie kauerte sich in den Rinnstein und weinte. Alles endete hier.

Rudi stand neben ihr.

Es fing an zu regnen, so richtig schön ordentlich.

Kurt Steiner rief nach den beiden, aber sie rührten sich nicht. Sie saß - mit schmerzendem Hintern und Herzen - zwischen den niederfallenden Regenbündeln, und er stand wartend neben ihr.

»Warum hat er sterben müssen?«, fragte

sie, aber immer noch tat Rudi nichts, sagte nichts.

Als sie endlich fertig war und aufstand, legte er ihr in bester kameradschaftlicher Manier den Arm um die Schultern. So gingen sie weiter. Er fragte nicht nach einem Kuss. Nichts in der Art. Dafür solltet ihr Rudi lieben.

Tritt mir bitte nicht in die Eier.

Das war sein Gedanke, aber er sprach ihn nicht aus.

Erst vier Jahre später gestand er Liesel seine diesbezügliche Befürchtung.

Doch noch gingen Rudi und Liesel die Himmelstraße entlang. Im Regen.

Er war der Verrückte, der sich schwarz angemalt und die Welt besiegt hatte.

Sie war die Bücherdiebin ohne Worte.

Aber ihr könnt mir glauben: Die Worte waren bereits zu ihr unterwegs, und als sie ankamen, hielt Liesel sie wie Wolken in den Händen und wrang sie aus bis auf den letzten Tropfen.

TEIL 2

DAS SCHULTERZUCKEN

Es wirken mit: ein Mädchen, erschaffen aus Dunkelheit - Glück gegen Zigaretten - eine Stadtläuferin - ein paar tote Briefe - Hitlers Geburtstag - 100 Prozent reiner deutscher Schweiß - die Tür zum Diebstahl - und ein Buch des Feuers

EIN MÄDCHEN, ERSCHAFFEN

AUS DUNKELHEIT

EINE STATISTIK

13. Januar 1939: Das erste Buch wird gestohlen. 20. April 1940: Das zweite Buch wird gestohlen. Zeitlicher Abstand zwischen den beiden

Diebstählen: 463 Tage.

Es ließe sich leichtfertig behaupten, dass nur ein bisschen Feuer nötig war und ein paar menschliche Stimmen, die dazu brüllten und schrien - dass dies alles war, was Liesel zur Rechtfertigung brauchte, um das zweite Buch zu stehlen, es zu packen, auch wenn es in ihren Händen schmauchte. Auch wenn es ihre Rippen in Brand steckte.

Es ergibt sich nur folgendes Problem:

Dies ist nicht die rechte Zeit, um leichtfertig zu sein.

Es ist nicht die rechte Zeit, um nur mit einem Auge hinzusehen, sich umzudrehen oder nebenbei nach der Milch auf dem Herd zu schauen - denn als die Bücherdiebin ihr zweites Buch stahl, spielten in diesem Verlangen nicht nur zahlreiche Faktoren eine Rolle, sondern die Tat - das Stehlen - war selbst auch Auslöser dessen, was noch folgen sollte. Sie würde ihr den Weg zu weiteren Diebstählen weisen. Sie sollte Hans Hubermann dazu inspirieren, sich einen Plan auszudenken, wie er einem jüdischen Faustkämpfer helfen konnte. Und es sollte mir einmal mehr beweisen, dass eine Gelegenheit geradewegs zu einer anderen führt, genauso wie ein

Risiko ein weiteres nach sich zieht, ein Leben ein anderes und ein Tod den nächsten.

Auf gewisse Weise war es Schicksal.

Wisst ihr, man behauptet, dass Nazi-Deutschland auf Antisemitismus erbaut wurde, auf einem übereifrigen Führer und einer Nation von mit Hass überfütterten Heuchlern. Aber das alles hätte zu nichts geführt, wenn die Deutschen nicht eine ganz besondere Vorliebe gehabt hätten:

Etwas zu verbrennen.

Die Deutschen liebten es, Dinge zu verbrennen. Geschäfte, Synagogen, Reichstagsgebäude, Häuser, persönliche Gegenstände, die Leichen ermordeter Menschen und natürlich: Bücher. Eine gute Bücherverbrennung war Gold wert - und gab nebenbei all jenen, die eine Schwäche für Bücher hatten, die Gelegenheit, Exemplare zu ergattern, die sie unter normalen Umständen nie in die Hände bekommen hätten. Eine Person mit einer solchen Veranlagung war, wie wir wissen, ein schmalknochiges Mädchen namens Liesel Meminger. Sie hatte zwar 463 Tage warten müssen, aber das war es wert gewesen. Am Ende eines Nachmittags, der jede Menge

Aufregung mit sich gebracht hatte, viel herrliche und prächtige Abscheulichkeiten, einen blutigen Fußknöchel und eine Ohrfeige von einer vertrauten Hand, schlug Liesel Meminger ein zweites Mal erfolgreich zu. ***Das Schulterzucken.*** Es war ein blaues Buch mit roter Schrift, die in den Einband eingraviert war. Unter dem Titel befand sich, ebenfalls in Rot, das kleine Bild eines Kuckucks. Zurückblickend schämte sich Liesel nicht, dass sie das Buch gestohlen hatte. Im Gegenteil: Das Gefühl, das der Empfindung in ihrem Bauch am nächsten kam, war Stolz -und dann waren da noch Wut und dunkler Hass, der das

Verlangen zu stehlen angestachelt hatte. Am 20. April, am Geburtstag des Führers, als sie das Buch unter einem dampfenden Haufen Asche hervorzog, war Liesel ein Mädchen, das aus Dunkelheit erschaffen war.

Es stellt sich die Frage nach dem Warum.

Worüber war sie so wütend?

Was war in den vorangegangenen vier oder fünf Monaten geschehen, dass sich solche Gefühle angestaut hatten?

Kurz gesagt: Die Antwort wanderte von

der Himmelstraße zum Führer, zu dem unbekannten Aufenthaltsort ihrer Mutter und wieder zurück.

Wie so oft bei Leid und Elend fing alles mit vermeintlicher Freude an.

GLÜCK GEGEN ZIGARETTEN

Gegen Ende des Jahres 1939 hatte sich Liesel recht gut in Molching eingelebt. Sie wurde immer noch von Albträumen über ihren Bruder heimgesucht, und sie vermisste ihre Mutter, aber es gab jetzt auch Tröstliches in ihrem Leben.

Sie liebte ihren Papa, Hans Hubermann

und sogar ihre Pflegemutter, trotz der Beschimpfungen und Flüche. Sie liebte und hasste ihren besten Freund Rudi Steiner, was völlig normal war. Und sie liebte die Tatsache, dass sie trotz ihrer Niederlage in der Schule mit dem Leser und Schreiben vorankam und sie schon bald ein recht anständiges Niveau erreicht haben würde. All das führte zu einer Art Zufriedenheit und sollte sich in Kürze zu einem Gefühl von Glück steigern.

DER WEG ZUM GLÜCK

1. **Das *Handbuch für Totengräber* fertig lesen.**

2. **Dem Zorn von Schwester Maria entrinnen.**

3 . **Zwei Bücher zu Weihnachten geschenkt bekommen.**

17. Dezember. Sie erinnerte sich genau an das Datum, weil es gerade noch eine Woche bis Weihnachten war.

Wie üblich unterbrach der nächtliche Albtraum ihren Schlaf, und sie wurde von Hans Hubermann geweckt. Seine Hand hielt den schwitzigen Stoff ihres Schlafanzugs fest. »Der Zug?«, fragte er flüsternd.

Liesel bekräftigte es. »Der Zug.«

Sie schnappte nach Luft, bis sie bereit war, und sie fingen an, das elfte Kapitel aus dem ***Handbuch für Totengräber*** zu lesen. Kurz nach drei Uhr morgens waren sie damit fertig, und nun blieb nur noch das letzte Kapitel übrig: »Respekt vor dem Friedhof«. Papa, dessen silbrige Augen in seinem von Bartstoppeln übersäten Gesicht vor Müdigkeit geschwollen waren, klappte das Buch zu und erwartete, ein letztes bisschen Schlaf abzubekommen. Es wurde ihm verwehrt.

Das Licht war erst seit ein paar Minuten

ausgeschaltet, da sprach Liesel durch die Dunkelheit »Papa?«

Er machte nur ein Geräusch, tief in seiner Kehle.

»Bist du wach, Papa?«

»Ja.«

Sie stützte sich auf einen Ellbogen. »Können wir das Buch fertig lesen? Bitte!«

Ein lang gezogener Atemzug kam, das Kratzen einer Hand auf Bartstoppeln, und dann Licht. Er öffnete das Buch und

las: »Kapitel 12: Respekt vor dem Friedhof«.

Sie lasen bis zum frühen Morgen, unterstrichen die Worte, die sie nicht verstanden, schrieben sie auf und blätterten die Seiten um, bis es dämmerte. Ein paar Mal wäre Papa fast eingeschlafen, hätte beinahe der verlockenden Müdigkeit in seinen Augen und dem Welken in seinem Kopf nachgegeben. Aber Liesel erwischte ihn jedes Mal dabei, wobei sie weder die Selbstlosigkeit bewies, die ihm erlaubt hätte einzuschlafen, noch die Frechheit, empört zu sein. Sie war ein Mädchen, das einen Berg besteigen wollte.

Schließlich, als die Dunkelheit draußen aufzubrechen begann, kamen sie zum Ende. Der letzte Absatz lautete wie folgt:

Wir von der Bayerischen Friedhofsvereinigung hoffen, dass wir Sie bezüglich der Arbeit, Sicherheitsmaßnahmen und Pflichten eines Totengräbers informieren und gleichzeitig unterhalten konnten. Wir wünschen Ihnen viel Erfolg bei der Ausübung der hohen Kunst des Beerdigens und hoffen, dass Ihnen dieses Buch dabei eine Hilfe sein wird.

Über dem jetzt geschlossenen Buch wechselten sie einen Seitenblick. Papa sprach. »Wir haben's geschafft, hm?«

Liesel, halb in eine Decke gewickelt, betrachtete das schwarze Buch in ihrer Hand und seine silbernen Buchstaben. Sie nickte mit trockenem Mund und frühmorgendlichem Hunger. Es war ein Moment vollkommener Müdigkeit, weil nicht nur die Arbeit erledigt, sondern auch die Nacht besiegt worden war, die den Weg versperrt hatte.

Papa streckte sich, mit geballten Fäusten und fest zusammengekniffenen Augen. Es war ein Morgen, der nicht wagte, mit

Regen aufzuwarten. Sie standen beide auf und gingen in die Küche, und durch den Nebel und den Frost auf den Fensterscheiben sahen sie die rosafarbenen Lichtbalken auf den schneebedeckten Abhängen der Dächer über der Himmelstraße.

»Schau dir diese Farben an«, sagte Papa.

Es ist nahezu unmöglich, einen Mann nicht zu mögen, der Farben nicht nur bemerkt, sondern sie auch anspricht.

Liesel hielt immer noch das Buch in der Hand. Sie packte es fester, als der

Schnee orange wurde. Auf einem der Dächer sah sie einen kleinen Jungen sitzen und in den Himmel schauen. »Er hieß Werner«, sagte sie wie beiläufig. Die Worte trotteten aus ihr heraus, ungewollt.

Papa sagte: »Ja.«

In der Schule fanden keine weiteren Leseprüfungen mehr statt, aber Liesel gewann an Selbstvertrauen, und eines Morgens nahm sie vor dem Unterricht ein herrenloses Textbuch zur Hand, um herauszufinden, ob sie es würde meistern können. Sie konnte jedes einzelne Wort lesen, aber ihr Tempo

blieb immer noch weit hinter dem ihrer Klassenkameraden zurück. Ihr wurde klar, dass es viel leichter war, auf etwas hinzuarbeiten, als es tatsächlich zu erreichen. Es würde noch eine ganze Weile dauern.

Eines Nachmittags war sie versucht, ein Buch aus dem Regal im Klassenzimmer zu stehlen, aber die Aussicht auf eine erneute Watschen von Schwester Maria war zu abschreckend. Darüber hinaus hatte sie eigentlich nicht wirklich das Verlangen, die Bücher zu stehlen, die in der Schule gelesen wurden. Wahrscheinlich war ihr Versagen im November daran schuld, obwohl Liesel

das nicht mit Sicherheit sagen konnte. Sie wusste nur, dass es so war.

In der Klasse sagte sie nichts.

Sie hielt ihr Mienenspiel unter Kontrolle.

Als der Winter kam, war nicht länger sie das Opfer, an dem Schwester Maria ihren Ärger ausließ. Sie durfte zusehen, wie andere hinaus auf den Gang gezerrt wurden, wo sie ihren gerechten Lohn in Empfang nahmen. Zu hören, wie ein anderer Schüler draußen gewatscht wurde, war nicht besonders angenehm, aber die Tatsache, dass es jemand

anderes war, war - wenn auch kein wahrer Trost - so doch eine Erleichterung.

Am letzten Schultag vor den Weihnachtsferien gewährte Liesel sogar Schwester Maria ein »Frohes Fest«. Da die Hubermanns mehr oder weniger mittellos waren, immer noch Schulden abbezahlen mussten und die Miete immer schon längst überfällig war, wenn zufällig etwas Geld im Hause war, erwartete Liesel keine Geschenke. Lediglich vielleicht etwas Besseres zu essen. Zu ihrer Überraschung sah sie an Heiligabend, nachdem sie mit Mama, Papa, Hans junior und Trudi zur

Mitternachtsmette in der Kirche gewesen war, etwas in Zeitungspapier eingepackt unter dem Weihnachtsbaum liegen.

»Vom Weihnachtsmann«, sagte Papa, aber das Mädchen ließ sich nicht beirren. Sie umarmte ihre Pflegeeltern, noch während ihr der Schnee auf den Schultern lag.

Sie riss das Papier auf und enthüllte zwei kleine Bücher. Das erste, ***Faust, der Hund,*** war von einem Mann namens Mattheus Ottelberg geschrieben. Sie sollte dieses Buch dreizehn Mal lesen. Schon am Weihnachtsabend las sie die ersten zwanzig Seiten - am Küchentisch,

während Papa und Hans junior sich über etwas stritten, was sie nicht verstand. Etwas, das sie Politik nannten.

Später las sie im Bett weiter und fuhr dabei fort, die Worte, die sie nicht verstand, zu unterstreichen und niederzuschreiben. In ***Faust, der Hund*** gab es auch Bilder - herrliche Linien und Kurven und Ohren und Gesichter eines Schäferhundes mit einem geradezu obszönen Sabberproblem und der Fähigkeit zu sprechen.

Das zweite Buch hieß ***Der Leuchtturm*** und war von einer Frau geschrieben worden, von Ingrid Rippinstein. Dieses

Buch war etwas länger, sodass Liesel nur neun Mal schaffte, es durchzulesen. Ihr Lesetempo hatte sich am Ende dieser beiden fruchtbaren Lektüreerfahrungen tatsächlich ein wenig beschleunigt.

Erst einige Tage nach Weihnachten stellte sie eine Frage, die die Bücher betraf. Sie saßen in der Küche beim Essen. Liesel betrachtete die Löffelvoll Erbsensuppe, die in Mamas Mund verschwanden, und beschloss, sich an Papa zu wenden. »Ich muss euch etwas fragen.«

Zunächst: keine Reaktion.

»Was?«

Das war Mama, mit vollem Mund.

»Ich wollte nur wissen, woher ihr das Geld hattet, um mir die Bücher zu kaufen.« Ein kurzes Grinsen flog in Papas Löffel. »Das willst du wirklich wissen?« »Klar.«

Papa fingerte den Rest seiner Tabakration aus der Tasche und fing an, eine Zigarette zu drehen, was Liesel ungeduldig machte.

»Sagt ihr's mir oder nicht?«

Papa lachte. »Aber ich sag's dir doch gerade, Kind.« Er vollendete die Herstellung einer einzigen Zigarette, schnippte sie auf den Tisch und begann eine zweite. »So.«

In diesem Augenblick beendete Mama ihre Mahlzeit und ließ ihren Löffel klappernd in den Suppenteller fallen. Sie unterdrückte ein pappiges Rülpsen und antwortete an seiner statt. »Der Saukerl«, sagte sie. »Weißt du, was er gemacht hat? Er hat all diese stinkenden Zigaretten gerollt, ist damit auf den Markt gegangen und hat sie bei irgendeinem Zigeuner eingetauscht.«

»Acht Zigaretten pro Buch.« Papa schob sich triumphierend eine in den Mund. Er zündete sie an und inhalierte. »Dem Herrgott sei Dank für Zigaretten, was, Mama?«

Mama schenkte ihm nur einen ihrer typischen Blicke, beladen mit Verachtung und gefolgt von der üblichen sparsamen Zuteilung aus ihrem Wortschatz. »Saukerl.«

Liesel wechselte ein beiläufiges Zwinkern mit ihrem Papa und aß ihre Suppe auf. Wie immer lag eines ihrer Bücher neben ihr. Sie konnte nicht leugnen, dass die Antwort auf ihre Frage

höchst zufriedenstellend ausgefallen war. Es gab nicht viele Menschen, die behaupten konnten, dass ihre Ausbildung mit Zigaretten bezahlt worden war.

Mama andererseits behauptete, dass Hans Hubermann seine Zigaretten für ein neues Kleid eingetauscht hätte, das sie so dringend brauchte, oder für ein Paar Schuhe, wenn der Saukerl auch nur einen Funken taugen würde. »Aber nein...« Sie leerte die Worte in den Ausguss. »Bevor du mal was für mich tust, rauchst du lieber deine ganze Ration alleine, nicht wahr? Und die vom Nachbarn noch dazu.«

Ein paar Abende später kehrte Hans Hubermann mit einer Schachtel Eier zurück. »Tut mir leid, Mama.« Er stellte die Schachtel auf den Tisch. »Schuhe gab es keine.«

Mama beklagte sich nicht.

Sie trällerte sogar vor sich hin, während sie diese Eier bis an den Rand der Verbrennung briet Es schien ganz so, als ob in Zigaretten großes Glück verborgen lag, und es war eine glückliche Zeit im Haus der Hubermanns.

Sie endete ein paar Wochen später.

DIE STADTLÄUFERIN

Der Niedergang begann mit der Wäsche
und schritt schnell voran.

Als Liesel Rosa Hubermann wieder
einmal bei ihrer Auslieferung quer durch
Molching begleitete, erklärte Ernst
Vogel, einer von Rosas Kunden, dass er
es sich nicht länger leisten könne, seine
Wäsche waschen und bügeln zu lassen.
»Die Zeiten«, sagte er entschuldigend.
»Was soll ich sagen? Alles wird
schwieriger. Jetzt im Krieg müssen wir
den Gürtel enger schnallen.« Er schaute
das Mädchen an. »Sie bekommen doch
bestimmt eine Unterstützung, weil Sie

die Kleine aufgenommen haben, oder?«

Zu Liesels Entsetzen war Mama sprachlos.

An ihrer Seite hing ein leerer Sack.

Komm weiter, Liesel.

Es blieb unausgesprochen. Der Ruck ihrer rauen Hand sagte alles.

Vogel rief ihnen von der obersten Treppenstufe aus nach. Er war etwa einen Meter fünfundsiebzig groß, und die schmierigen Haarsträhnen hingen ihm leblos in die Stirn. »Es tut mir leid, Frau

Hubermann!«

Liesel winkte ihm zu.

Er winkte zurück.

Mama züchtigte sie.

»Wink diesem Arschloch nicht auch noch«, sagte sie. »Und jetzt beeil dich.«

An diesem Abend, als Liesel in der Badewanne saß, schrubbte Mama sie besonders fest ab und murmelte die ganze Zeit etwas von dem Saukerl Vogel. Alle zwei Minuten äffte sie ihn nach: »Sie bekommen doch bestimmt

eine Unterstützung für die Kleine...« Sie beschimpfte Liesels Brust, während sie sie mit der Bürste malträtierte. »Als wärst du so viel wert, Saumensch! Reich werde ich durch dich jedenfalls nicht.«

Liesel saß da und steckte es ein.

Kaum eine Woche nach diesem Ereignis schleifte Mama Liesel in die Küche. »Hör zu, Liesel.« Sie schob sie auf einen Stuhl. »Da du ja ohnehin den halben Tag bloß auf der Straße Fußball spielst, kannst du dich zur Abwechslung auch mal nützlich machen.«

Liesel schaute nur ihre eigenen Hände

an. »Womit denn, Mama?«

»Von nun an wirst du die Wäsche holen und bringen. Diese reichen Pinkel werden uns nicht so schnell fallen lassen, wenn ***du*** vor ihnen stehst. Wenn sie dich fragen, wo ich bin, dann sagst du ihnen, dass ich krank bin. Und guck traurig, wenn du das sagst. Du bist dürr und blass genug dass sie Mitleid mit dir haben.«

»Herr Vogel hatte kein Mitleid mit mir.«

»Nun...« Ihre Unruhe war offensichtlich. »Die anderen bestimmt. Also, keine Widerrede.« »Ja, Mama.«

Einen Augenblick lang schien es so, als
ob ihre Pflegemutter sie in den Arm
nehmen oder wenigstens auf die Schulter
tätscheln würde.

Gutes Mädchen, Liesel. Gutes Mädchen
Tätschel, tätschel, tätschel.

Sie tat nichts dergleichen.

Stattdessen stand Rosa Hubermann auf,
suchte sich einen Kochlöffel aus und
schob ihn Liesel unter die Nase. Sie
hielt das für eine Notwendigkeit. »Wenn
du unterwegs bist, bringst di den Sack
nach jeder einzelnen Adresse auf
direktem Weg wieder nach Hause, ***mit***

dem Geld, selbst wenn es nur ein paar Münzen sind. Du wirst nicht zu Papa gehen, falls er zufällig mal irgendwo arbeitet. Du wirst dich nicht mit diesem kleinen Saukerl Rudi Steiner abgeben. Direkt. Nach. Hause.«

»Ja, Mama.«

»Und wenn du den Sack trägst, dann machst du es gefälligst ordentlich. Du schwingst ihn nicht herum, du lässt ihn nicht fallen, du zerknautschst ihn nicht, und du wirfst ihn dir auch nicht über die Schulter.«

»Ja, Mama.«

»Ja, Mama.« Rosa Hubermann konnte sehr gut andere Menschen imitieren, und noch dazu außerordentlich feurig. »Das will ich auch hoffen, Saumensch. Ich finde es heraus, wenn du dich nicht daran hältst, das ist dir hoffentlich klar?«

»Ja, Mama.«

Diese zwei Worte waren oft der Rettungsring, der Liesel das Überleben sicherte, ebenso wie absoluter Gehorsam. Von da an ging Liesel durch die Straßen von Molching, vom armen Ende zum reichen, holte Wäsche ab und lieferte sie aus. Am Anfang war es ein

einsamer Weg, worüber sie sich nie beklagte. Als sie das erste Mal um die Ecke in die Münchener Straße einbog, schaute sie sich gründlich um und schwang dann den Sack kraftvoll einmal im Kreis - eine regelrechte Revolution. Dann schaute sie hinein. Keine Knitter, dem Himmel sei Dank. Keine Falten Kein Knautschen. Nur ein Lächeln und das Versprechen, es nie wieder zu tun.

Alles in allem tat Liesel es gern. Sie bekam kein Geld dafür, aber sie war aus dem Haus, und ohne Mama durch die Straßen zu laufen war das reinste Vergnügen. Keiner, der sie herumkommandierte oder fluchte. Und

niemand, der sie anstarrte, während sie beschimpft wurde, weil sie den Sack falsch hielt. Nichts außer Ernsthaftigkeit.

Mit der Zeit hatte sie auch die Leute gern:

· die Pfaffelhürvers, die ihre Wäsche begutachteten und sagten: »Ja, ja. Sehr gut, sehr gut.« Liesel nahm an, dass sie alles zwei Mal sagten und taten.

· die sanfte Helena Schmidt, die das Geld aus ihrer arthrosegekrümmten Hand zählte

· die Weingartners, deren Kater mit den herabhängenden Schnurrhaaren stets zuerst an der Tür war. Klein Goebbels nannten sie ihn, nach Hitlers rechter Hand.

· und Frau Hermann, die Gattin des Bürgermeisters, die mit Fusselhaaren und zitternd in dem breiten, zugigen Türrahmen stand. Stets schweigend. Stets allein. Kein Wort, nicht ein einziges Mal.

Manchmal begleitete Rudi sie.

»Wie viel Geld hast du da?«, frage er sie eines Nachmittags. Es war schon fast

dunkel, und sie waren auf dem Rückweg. Gerade kamen sie am Eckladen vorbei. »Weißt du, was man über Frau Lindner sagt? Dass sie irgendwo Süßigkeiten versteckt, und für genug Geld...«

»Denk nicht mal dran.« Liesel hielt das Geld fest umklammert, wie immer. »Dich trifft es ja nicht - du bist ja nicht der, der Mama unter die Augen treten muss.«

Rudi zuckte mit den Schultern.

»Den Versuch war es wert.«

Mitte Januar lernten sie in der Schule

das Briefeschreiben. Nachdem ihnen die Grundlagen eingebläut worden waren, musste jeder Schüler zwei Briefe schreiben, einen an einen Freund und einen an jemand anderen in der Klasse.

Der Brief, den Liesel von Rudi bekam lautete folgendermaßen:

Liebes Saumensch, spielst du immer noch so mies Fußball wie letztes Mal, als wir gespielt haben? Ich hoffe es jedenfalls. Das heißt nämlich, dass ich wieder an dir vorbeiziehen kann, genauso wie Jesse Owens bei den Olympischen Spielen...

Als Schwester Maria Wind davor bekam, stellte sie Rudi eine Frage, und zwar in ihrem freundlichsten Tonfall.

SCHWESTER MARIAS OFFERTE

»Ist Ihnen daran gelegen, mich auf den Gang hinauszubegleiten, Herr Steiner?«

Selbstverständlich lehnte Rudi das Angebot dankend ab. Der Brief wurde zerrissen und neu begonnen. Der zweite Versuch war an eine Person namens Liesel gerichtet und erfragte höflich ihre bevorzugten Freizeitaktivitäten.

Zu Hause entschied Liesel, während sie über den Brief nachdachte, den sie als Hausaufgabe schreiben sollte, dass es dämlich wäre, an Rudi oder an einen anderen Saukerl zu schreiben. Es wäre bedeutungslos. Als sie so im Keller saß und überlegte, sprach sie Papa an, der der Wand gerade einen neuen Anstrich verpasste.

Er wandte sich zu ihr herum, ebenso wie die flüchtigen Gase der Farbe. »Was willst du?« Was von jedem anderen grob geklungen hätte, war mit einer unendlichen Liebenswürdigkeit ausgesprochen.

»Könnte ich einen Brief an Mama schreiben?«

Stille.

»Wozu willst du ihr einen Brief schreiben? Du musst es doch von morgens bis abends mit ihr aushalten.« Papa schmunzelte. »Reicht das nicht?«

»Nicht an ***die Mama.«*** Sie schluckte.

»Oh.« Papa drehte sich wieder zur Wand um und arbeitete weiter. »Nun, ich denke schon. Du könntest ihn an... wie war doch gleich ihr Name? Du könntest ihn an die Frau schicken, die dich

hierher gebracht und dich ein paar Mal besucht hat. Die von der Pflegestelle.«

»Frau Heinrich.«

»Richtig. Schick ihn ihr. Vielleicht kann sie ihn an deine Mutter weiterleiten.« Er klang wenig überzeugend, gerade so als ob er Liesel etwas verschweigen würde. Bei ihren kurzen Besuchen war Frau Heinrich stets sehr zugeknöpft gewesen, wenn die Sprache auf Liesels Mutter kam.

Statt ihn zu fragen, was los war, fing Liesel sofort an zu schreiben und beschloss, das unbehagliche Gefühl zu

ignorieren, das sich in ihr auftürmte. Sie brauchte drei Stunden und sechs Anläufe, bevor sie den Brief fertig geschrieben hatte. Sie erzählte ihrer Mutter alles über Molching, ihren Papa und sein Akkordeon, über den merkwürdigen, aber wahrhaftigen Charakter von Rudi Steiner und die Heldentaten von Rosa Hubermann. Sie erklärte auch, wie stolz sie war, dass sie jetzt einigermaßen lesen und schreiben konnte. Am nächsten Tag klebte sie eine Briefmarke aus der Küchenschublade auf den Umschlag und gab ihn bei Frau Lindner im Laden auf. Dann fing sie an zu warten.

An dem Abend, als sie den Brief schrieb, belauschte sie ein Gespräch zwischen Hans und Rosa.

»Warum schreibt sie einen Brief an ihre Mutter?«, wollte Mama wissen. Ihre Stimme war überraschend ruhig und fürsorglich. Wie ihr euch vorstellen könnt, stimmte diese Tatsache Liesel äußerst besorgt. Sie hätte es vorgezogen, sie streiten zu hören. Flüsternde Erwachsene erwecken nur selten Vertrauen.

»Sie hat mich gefragt«, antwortete Papa, »und ich konnte einfach nicht Nein sagen. Wie hätte ich das fertigbringen

sollen?«

»Jesus, Maria und Josef.« Wieder geflüstert. »Es wäre besser, sie würde sie einfach vergessen. Wer weiß, wo sie ist? Wer weiß, was sie mit ihr angestellt haben?«

Im Bett hielt Liesel sich fest umklammert. Sie rollte sich zusammen, dachte an ihre Mutter und wiederholte Rosa Hubermanns Fragen.

Wo war sie?

Was hatten sie mit ihr angestellt? Und überhaupt - wer waren ***sie?***

TOTE BRIEFE

Ein kurzer Ausblick in die Zukunft: Der Keller im September 1943.

Ein 14-jähriges Mädchen schreibt in ein kleines Buch mit dunklem Einband. Sie ist knochig, aber stark, und hat schon viel erlebt. Papa sitzt mit dem Akkordeon zu ihren Füßen.

Er sagt: »Weißt du, Liesel, ich hätte dir damals beinahe einen Antwortbrief geschrieben und ihn mit dem Namen deiner Mutter unterschrieben.« Er kratzte sich am Bein, wo der Gips gewesen war. »Aber ich konnte es nicht. Ich habe

es nicht über mich gebracht.«

Oftmals während des restlichen Januars und des gesamten Februars des Jahres 1940, als Liesel jeden Tag in den Briefkasten schaute, ob ihre Mutter auf ihren Brief geantwortet hatte, wäre das Herz ihres Pflegevaters beinahe gebrochen. »Es tut mir so leid«, sagte er dann immer zu ihr. »Schon wieder nichts, was?« Im Nachhinein begriff sie, dass die ganze Sache sinnlos gewesen war. Wäre ihre Mutter dazu in der Lage gewesen, hätte sie längst Kontakt mit der Pflegestelle aufgenommen oder direkt mit Liesel und den Hubermanns. Aber das war nicht der Fall.

Ein Unglück folgte auf das andere: Mitte
Februar wurde Liesel von den
Pfaffelhürvers aus der Heidestraße ein
Brief übergeben. Die beiden standen in
voller Größe in ihrem Türrahmen und
bedachten sie mit melancholischem
Blick. »Für deine Mama«, sagte der
Mann, als er ihr den Umschlag gab. »Sag
ihr, dass es uns leid tut. Sag ihr, dass es
uns leid tut.«

Der Abend im Hause Hubermann verlief
nicht sonderlich erfreulich.

Selbst als sich Liesel in den Keller
zurückzog, um den fünften Brief an ihre
Mutter zu schreiben (wobei sie nur den

ersten abgeschickt hatte), konnte sie Rosa »diese Arschlöcher«, die Pfaffelhürvers, und den elenden Ernst Vogel verfluchen hören.

»Feuer soll'ns' brunzen für einen Monat!«, schrie sie. Oder hochdeutsch: »Sie sollen einen Monat lang Feuer pissen.«

Liesel schrieb.

An ihrem Geburtstag bekam sie kein Geschenk. Sie bekam kein Geschenk, weil kein Geld da war, und inzwischen war Papa auch der Tabak ausgegangen.

»Ich hab's dir ja gesagt«, erklärte Mama und deutete mit dem Finger auf ihn. »Du hättest ihr nicht beide Bücher zu Weihnachten schenken sollen. Aber nein, du wolltest ja nicht auf mich hören. Natürlich nicht!«

»Ich weiß!« Er wandte sich zu Liesel. »Es tut mir leid, Liesel. Wir können es uns einfach nicht leisten.«

Liesel kümmerte das nicht. Sie jammerte nicht herum, stöhnte und beklagte sich nicht oder stampfte wütend mit dem Fuß auf. Sie schluckte nur die Enttäuschung herunter und entschied sich für ein kalkuliertes Risiko - ein Geschenk von

ihr selbst. Sie würde die gesammelten Briefe an ihre Mutter in einen Umschlag stopfen und ein bisschen von dem Geld, das sie für die Wäsche entgegennahm, abzweigen, um eine Briefmarke zu kaufen. Dann würde sie ihre Watschen entgegennehmen - wahrscheinlich in der Küche - und dabei keinen Mucks von sich geben.

Drei Tage später kam der Plan zur Ausführung.

»Da fehlt was.« Mama zählte das Geld zum vierten Mal, während Liesel am Herd stand. Da war es warm, was ihr ohnehin erhitztes Blut zum Kochen

brachte.

»Was ist da passiert, Liesel?«

Sie log. »Wahrscheinlich haben sie mir weniger gegeben als sonst.«

»Hast du nicht nachgezählt?«

Die Lüge zerbrach. »Ich hab's ausgegeben, Mama.«

Rosa kam näher. Kein gutes Zeichen. Sie stand jetzt nah bei den Kochlöffeln. »Du hast was?«

Bevor sie noch antworten konnte, sauste

schon ein Kochlöffel auf Liesel Memingers Körper hernieder wie der Zorn Gottes. Rote Striemen wie Fußabdrücke brannten wie Feuer. Als es vorbei war, sah das Mädchen doch tatsächlich vom Fußboden auf und gab eine Erklärung ab.

Da war ein Pulsieren und gelbes Licht, alles durcheinander. Ihre Augen blinzelten. »Ich habe die Briefe aufgegeben.«

Was ihr dann entgegenkam, war der Staub des Bodens, das Gefühl, dass ihre Kleidung eher neben ihr als an ihr lag, und die plötzliche Erkenntnis, dass alles

umsonst gewesen war - ihre Mutter würde ihr nie antworten, und sie würde sie niemals wiedersehen. Die Wahrheit dieses Gedankens war wie eine zweite Abreibung, und sie dauerte mehrere Minuten lang an.

Rosa Hubermann über ihr war nur ein verschwommener Fleck, aber schon bald wurde sie wieder deutlicher, denn ihr Kartongesicht schob sich näher an Liesel heran. Niedergeschlagen stand sie da, in all ihrer Plumpheit. Den Kochlöffel hielt sie wie eine Keule. Sie streckte die Hand aus, und ihre Augen leckten ein wenig. »Es tut mir leid, Liesel.«

Liesel kannte sie gut genug, um zu begreifen, dass sie nicht die Abreibung meinte.

Die roten Striemen wurden größer, wuchsen zu Flecken auf ihrer Haut, während sie dalag, in Staub, Dreck und dem dämmrigen Licht. Ihre Atemzüge wurden ruhiger, und eine einzelne gelbliche Träne lief ihr übers Gesicht. Sie fühlte sich selbst gegen die Härte des Bodens. Ein Arm. Ein Knie. Ein Ellbogen. Eine Wange. Eine Wade.

Der Boden war kalt, besonders an ihrer Wange, aber sie konnte sich einfach nicht bewegen.

Sie würde ihre Mutter niemals wiedersehen.

Fast eine Stunde lang blieb sie da unter dem Küchentisch liegen, bis Papa nach Hause kam und Akkordeon spielte. Erst da setzte sie sich auf und fing sich wieder.

Als sie über diese Nacht schrieb, tat sie es ohne Groll gegen Rosa Hubermann und ohne Groll gegen ihre leibliche Mutter. In ihren Augen waren sie beide Opfer der Umstände. Der einzige Gedanke, der immer wiederkehrte, war der an die gelbe Träne. Wäre es dunkel gewesen, dachte sie, so wäre diese

Träne schwarz gewesen.

Aber es war doch dunkel, sagte sie sich.

Egal wie oft sie versuchte, die Szene in dem gelben Licht zu sehen, von dem sie wusste, dass es da gewesen war: Sie hatte Mühe, sie sich zu vergegenwärtigen. Sie war im Dunkeln geschlagen worden, und dort war sie geblieben, auf dem kalten, dunklen Küchenboden. Selbst Papas Musik hatte die Farbe der Dunkelheit gehabt.

Selbst Papas Musik.

Das Merkwürdige daran war, dass sie

bei diesem Gedanken eher Trost als Verunsicherung empfand.

Das Dunkel, das Licht.

Wo lag der Unterschied?

Die Albträume traten wieder verstärkt auf, weil der Bücherdiebin klar geworden war, wie die Dinge standen und wie sie immer stehen würden. Sie konnte nichts weiter tun, als vorbereitet zu sein. Das war vielleicht auch der Grund, warum sie am Geburtstag des Führers, als sich die Antwort auf die Frage nach dem Leiden ihrer Mutter vollständig enthüllte, in der Lage war zu

reagieren, trotz ihrer Fassungslosigkeit und ihrer Wut.

Liesel Meminger war vorbereitet.

Zum Geburtstag viel Glück, Herr Hitler.

Und ein langes Leben.

HITLERS GEBURTSTAG 1940

Liesel bot der Hoffnungslosigkeit die Stirn und schaute auch noch im März und im April jeden Nachmittag in den Briefkasten, selbst dann noch, als Frau Heinrich, die Hans Hubermann gebeten hatte zu kommen, längst wieder weg

war, aber die Meldung zurückließ, dass die Pflegevermittlung jeden Kontakt zu Paula Meminger verloren hatte. Doch das Mädchen blieb halsstarrig. Wie ihr euch sicher denken könnt, blieb ihr täglicher Gang zum Briefkasten erfolglos. Es kam keine Antwort.

Wie das restliche Deutschland, so richtete auch Molching seine ganze Aufmerksamkeit auf den bevorstehenden Geburtstag des Führers. In diesem Jahr wollten sich die Nazi-Anhänger wegen der erfreulichen Entwicklung des Krieges und Hitlers siegesgewisser Haltung ganz besonders ins Zeug legen. Eine Parade sollte abgehalten werden.

Marschierende Soldaten. Musik. Ein Feuer.

Während Liesel durch die Straßen von Molching ging, Wäsche abholte und auslieferte, sammelten die Mitglieder der NSDAP Brennstoff. Mehrmals beobachtete Liesel, wie Männer und Frauen an Haustüren klopften und die Eigentümer fragten, ob sie nicht etwas hätten, was sie nicht mehr brauchten oder loswerden wollten. In Papas Ausgabe des ***Molchinger Abendblatts*** stand, dass auf dem Marktplatz ein Freudenfeuer angezündet werde, bei dem alle Divisionen der Hitlerjugend anwesend seien. Man würde somit nicht

nur den Geburtstag des Führers feiern, sondern auch seinen Sieg über die Feinde und über die Einschränkungen, denen Deutschland seit dem Ersten Weltkrieg ausgesetzt gewesen war. »Jegliches Zeugnis jener Zeit«, stand in dem Zeitungsartikel, »Zeitungen, Plakate, Bücher, Fahnen - und natürlich jede Form von Propaganda unserer Feinde ist im Büro der NSDAP in der Münchener Straße abzugeben.« Selbst die Schillerstraße, die Straße der gelben Sterne, die immer noch auf ihre Sanierung wartete, wurde ein letztes Mal geplündert. Man suchte und schaute, ob man irgendetwas finden konnte, was man zu Ehren des Führers und seiner Herrlichkeit verbrennen konnte. Es wäre

keine Überraschung gewesen, wenn einige Parteimitglieder ein paar tausend Bücher oder Plakate mit verräterischem Inhalt gedruckt hätten, nur um sie verbrennen zu können.

Alles war bereit, damit der 20. April ein glorreicher Tag werden konnte. Ein jeder würde Feuer und Flamme sein.

Es sollte der Tag werden, an dem ein Bücherdiebstahl begangen wurde. Der Morgen bei den Hubermanns verlief so wie immer.

»Der Saukerl schaut schon wieder aus dem Fenster«, schimpfte Rosa

Hubermann. »Jeden Tag geht das so. Was gibt's denn diesmal zu sehen?«

»Ah«, seufzte Papa entzückt. Die Fahne mit dem Hakenkreuz, die im Fensterrahmen hing, flatterte wie ein Mantel über seinen Rücken. »Schau sich nur einer dieses Weib an!« Er warf einen Blick über seine Schulter und grinste Liesel an. »Ich glaube, ich gehe raus und laufe ihr nach. Mit der kannst du nicht mithalten, Mama.«

»Schwein!« Drohend schwenkte sie den Kochlöffel.

Papa schaute weiter aus dem Fenster,

auf ein imaginäres Weib und einen sehr wirklichen Korridor aus Reichsfahnen.

Jedes Fenster in Molching war an diesem Tag zu Ehren des Führers geschmückt. Mancherorts, wie bei Frau Lindners Eckladen, waren die Glasscheiben gründlich geputzt worden, und das Hakenkreuz funkelte wie ein Juwel auf einer rot-weißen Decke. Andernorts hing die Fahne vom Fenstersims wie nasse Wäsche. Aber sie war da.

Früher am Tag war es zu einem mittelschweren Zwischenfall gekommen. Die Hubermanns konnten ihre Fahne

nicht finden.

»Sie kommen uns holen«, sagte Mama zu ihrem Mann. »Sie kommen, und dann bringen sie uns weg.« Sie. »Sie muss doch irgendwo sein!« Beinahe hätte Papa hinunter in den Keller gehen und eine Fahne auf ein altes Bettlaken aufmalen müssen. Glücklicherweise tauchte das kostbare Stück doch noch auf, vergraben hinter dem Akkordeon in der Kommode.

»Dieses elende Akkordeon, immer ist es im Weg!«, knurrte Mama. »Liesel!«

Dem Mädchen oblag die Ehre, die Fahne

am Fensterrahmen festzustecken.

Zum Nachmittagskaffee kamen Hans junior und Trudi nach Hause, wie an Weihnachten und an Ostern.

Mir scheint die Zeit gekommen, um sie euch etwas näher vorzustellen:

Trudi, oder Trudel, wie sie auch genannt wurde, war nur ein paar Zentimeter größer als Mama. Sie hatte von Rosa Hubermann den wenig reizvollen, watschelnden Gang mitbekommen, aber in allen anderen Dingen war sie sanfter als ihre Mutter. Sie arbeitete als Hausmädchen in einem wohlhabenden

Wohnviertel in München und hatte keinen Sinn für Kinder, aber Liesel schenkte sie dennoch stets ein paar freundliche Worte und ein Lächeln. Sie hatte weiche Lippen. Eine leise Stimme.

Hans junior hatte von seinem Vater die Augen und die Körpergröße geerbt. Aber das Silber in seinen Augen war nicht warm wie bei Papa; es war geführert worden. Er hatte auch mehr Fleisch auf den Knochen und stachelige blonde Haare sowie eine kalkweiße Haut.

Sie waren gemeinsam mit dem Zug aus München gekommen, und es dauerte

nicht lange, bis die alten Spannungen wieder an die Oberfläche kamen.

EIN PAAR WORTE ÜBER DAS VERHÄLTNIS ZWISCHEN HANS HUBERMANN UND SEINEM SOHN

Der junge Mann war ein Nazi, sein Vater war es nicht. In den Augen von Hans junior gehörte sein Vater in das alte, verrottete Deutschland - in jene Vergangenheit, in der die Regierenden allen gestattet hatten, dem Vaterland auf der Nase herumzutanzen, während das eigene Volk litt. Als Jugendlicher hatte er miterlebt, wie sein Vater

»Judenmaler« genannt wurde, weil er die Häuser von Juden anstrich. Dann geschah etwas, wovon ich euch bald erzählen werde - es war der Tag, an dem Hans, der kurz davor stand, in die Partei einzutreten, alles vermasselte. Jeder wusste, dass man Schmierereien an jüdischen Schaufenstern besser nicht übermalte. Ein solches Verhalten war undeutsch und zog für den Sünder Konsequenzen nach sich.

»Also, haben sie dich aufgenommen?«, fuhr Hans junior da fort, wo er an aufgehört hatte.

»Wo aufgenommen?«

»Na, wo wohl - in die Partei.«

»Nein, ich glaube, sie haben mich vergessen.«

»Hast du es denn jemals wieder versucht? Du kannst nicht herumsitzen und darauf warten, dass die neue Zeit über dich kommt und dich mitreißt. Du musst selbst hinausgehen und ein Teil davon werden - trotz deiner Fehler in der Vergangenheit.«

Papa schaute auf. »Fehler? Ich habe in meinem Leben viele Fehler gemacht, aber nicht in die Partei einzutreten war keiner davon. Sie haben immer noch

meinen Antrag, und das weißt du auch, aber ich kann nicht mehr da hingehen und fragen. Ich kann nicht...«

In diesem Augenblick erreichte sie ein großes Beben.

Es tanzte mit der Brise durchs Fenster hinein. Vielleicht war es der Atem des Dritten Reiches, der sich zu seiner vollen Stärke sammelte. Oder vielleicht war es Europa, das wieder zu Atem kam. Wie auch immer, es fiel zwischen sie, während ihre metallischen Augen über den Küchentisch hinweg aufeinanderklirrten.

»Du hast dich noch nie um dieses Land geschert«, sagte Hans junior. »Jedenfalls nicht genug.«

Papas Augen fingen an zu rosten. Doch Hans junior ließ nicht mehr von ihm ab. Aus irgendeinem Grund schaute er jetzt das Mädchen an. Ihre drei Bücher standen aufrecht auf dem Tisch, und Liesel formte mit ihrem Mund schweigend, wie ins Gespräch vertieft, die Worte, die sie las. »Was liest das Mädchen überhaupt für ein Zeug? Sie sollte ***Mein Kampf*** lesen.«

Liesel schaute auf.

»Kümmer dich nicht darum, Liesel«, sagte Papa. »Lies ruhig weiter. Er weiß nicht, was er sagt.«

Aber Hans junior war noch nicht fertig. Er trat näher und sagte: »Man ist entweder für den Führer oder gegen ihn - und ich sehe klar und deutlich, dass du gegen ihn bist. Das warst du schon immer.« Liesel betrachtete ihn, schaute ihm ins Gesicht, auf die dünnen Lippen und den felsigen Grat seiner unteren Zahnreihe. »Es ist jämmerlich - wie kann ein Mann dastehen und untätig sein, während eine ganze Nation den Müll wegräumt und sich selbst zu wahrer Größe aufschwingt?«

Trudi und Mama saßen schweigend da, ängstlich, genauso wie Liesel. In der Luft hing der Geruch von Erbsensuppe, von etwas Brennendem und von Streit.

Alle warteten auf die nächsten Worte.

Der Sohn sprach sie aus. Es waren nur zwei.

»Du Feigling.« Er schleuderte sie Papa ins Gesicht, dann machte er auf dem Absatz kehrt und verließ das Haus.

Gleichwohl vergeblich, ging Papa zur Tür und rief seinem Sohn hinterher: »Feigling? ***I c h*** soll hier der Feigling

sein?« Dann eilte er ihm nach. Mama lief zum Fenster, öffnete es und schlug die Fahne beiseite. Sie, Trudi und Liesel standen dicht beieinander und schauten zu, wie ein Vater seinen Sohn einholte, ihn am Arm griff und ihn anflehte, stehen zu bleiben. Sie konnten die Worte nicht verstehen, aber die Art, wie sich Hans junior losriss, sprach eine deutliche Sprache. Der Anblick von Papa, der ihm nachsah, schallte geradezu von der Straße zu ihnen herüber.

»Hans!!«, schrie Mama schließlich. Sowohl Trudi als auch Liesel zuckten vor ihrer Stimme zurück. »Komm zurück!«

Der Junge war weg.

Ja, der Junge war weg, und ich wünschte, ich könnte euch jetzt sagen, dass für Hans Hubermanr junior alles gut ausgehen würde, aber das tat es nicht.

Als er an diesem Tag im Namen des Führers der Himmelstraße den Rücken kehrte, wandte er sich einer anderen Geschichte zu, die ihn schließlich tragischerweise nach Russland führte.

Nach Stalingrad.

EINIGE TATSACHEN ÜBE

STALINGRAD

1. 1942 und Anfang 1943 war der Himmel in dieser Stadt jeden Morgen so weiß wie ein gebleichtes Bettlaken.

2. Den ganzen Tag lang, während ich die Seelen davontrug, wurde dieses Laken mit Blut besudelt, bis es sich - vollgesogen - zur Erde niederwölbte.

3. Abends wurde es ausgewrungen und wieder gebleicht, bereit für den nächsten Tag.

4. Und das war, als die Schlachten lediglich bei Tage ausgetragen

wurden.

Sein Sohn war gegangen, und Hans Hubermann stand noch eine Weile da. Die Straße wirkte riesig.

Als er wieder ins Haus kam, richtete Mama bloß ihren Blick an ihn, kein einziges Wort. Sie tadelte ihn mit keiner Silbe, was, wie ihr wisst, höchst ungewöhnlich war. Wahrscheinlich war sie der Meinung, dass es Strafe genug war, vom eigenen Sohn ein Feigling genannt zu werden.

Nachdem das Abendessen verzehrt worden war, blieb er eine Weile still am

Tisch sitzen. War er wirklich ein Feigling, wie es ihm sein Sohn so grausam vorgeworfen hatte? Im Ersten Weltkrieg hatte er sich selbst für einen gehalten. Er hatte diesem Umstand sein Überleben zugeschrieben. Andererseits: Ist das Eingeständnis der eigenen Angst tatsächlich Feigheit? Ist man ein Feigling, wenn man froh ist, am Leben geblieben zu sein?

Seine Gedanken liefen kreuz und quer über die Tischplatte, die er unentwegt anstarrte.

»Papa?«, sagte Liesel, aber er schaute sie nicht an. »Wovon hat er geredet?

Was hat er damit gemeint, als er...«

»Nichts«, antwortete Papa. Er sprach ruhig und leise, der Tischplatte zugewandt. »Es ist nichts. Vergiss ihn, Liesel.« Es dauerte etwa eine Minute, ehe er weitersprach. »Solltest du dich nicht langsam fertig machen?« Diesmal schaute er sie an. »Du musst doch zum Freudenfeuer, nicht wahr?«

»Ja, Papa.«

Die Bücherdiebin ging und zog ihre Hitlerjugend-Uniform an. Eine halbe Stunde später verließen sie das Haus in Richtung JM-Haus. Von dort aus sollten

die Kinder in ihren Gruppen zum Marktplatz marschieren.

Reden würden gehalten werden.

Ein Feuer würde angezündet werden.

Ein Buch würde gestohlen werden.

100 PROZENT REINER DEUTSCHER SCHWEISS

Die Jugend Deutschlands marschierte in Richtung Rathaus, zum Marktplatz, und entlang der Straße standen die Zuschauer Spalier. Dies war eine der wenigen

Gelegenheiten, bei denen Liesel ihre leibliche Mutter und jedes andere Problem vergaß, das sie derzeit ihr Eigen nannte. Unwillkürlich schwoll ihr die Brust, während die Leute links und rechts der Straße ihnen applaudierten. Ein paar Kinder winkten ihren Eltern, aber nur kurz - es war ausdrücklich angeordnet worden, geradeaus zu marschieren, ***und schaut nicht zur Seite, und winkt den Leuten auch nicht zu.***

Als Rudis Gruppe den Marktplatz erreichte und den Befehl zum Anhalten erhielt, kam es zu einer kleinen Unstimmigkeit. Tommi Müller. Alle

blieben stehen, nur Tommi nicht. Er lief geradewegs auf den Jungen vor ihm auf.

»Dummkopf!«, spie der Junge aus, noch bevor er sich umdrehte.

»Tut mir leid«, sagte Tommi, die Arme entschuldigend ausgebreitet. Sein Gesicht stolperte über sich selbst. »Ich hab's nicht gehört.« Es war nur ein unbedeutender Augenblick, aber es war auch ein Ausblick darauf, was folgen sollte. Für Tommi. Für Rudi.

Als der Marsch zu Ende war, wurde der Hitlerjugend gestattet, sich zu zerstreuen. Es wäre ohnehin fast unmöglich

gewesen, sie alle beieinanderzuhalten, als das Freudenfeuer in ihren Augen glühte und sie erregte. Gemeinsam schrien sie, wie aus einer Kehle: »Heil Hitler!«, und dann durften sie gehen, wohin sie wollten. Liesel hielt nach Rudi Ausschau, aber nachdem sich die Menge in Bewegung gesetzt hatte, war sie in einem Durcheinander aus Uniformen und schrillen Stimmen gefangen, mit denen die Kinder einander zuriefen.

Um halb fünf hatte sich die Luft merklich abgekühlt.

Die Leute machten Scherze, dass man

sich aufwärmen müsse. »Zu mehr ist dieser Schund doch sowieso nicht nütze.«

Man schaffte alles auf Karren herbei. Die Ladung wurde in der Mitte des Marktplatzes abgeworfen und mit etwas süßlich Riechendem übergössen. Bücher und Papier und andere leichte Gegenstände rutschten oder rollten von dem Haufen und wurden wieder hinaufgeworfen Aus einiger Entfernung wirkte das Ganze wie ein Vulkan. Oder wie etwas Groteskes, etwas Überirdisches, das wundersamerweise mitten in der Stadt gelandet war und schnellstmöglich ausgelöscht werden

musste.

Der Geruch der Flüssigkeit, mit der man den Haufen getränkt hatte, kroch der Menge entgegen, die man zwang, gebührenden Abstand zu halten. Auf dem Marktplatz, den Stufen zum Rathaus und auf den Dächern ringsherum befanden sich gut und gerne tausend Menschen.

Als Liesel sich ihren Weg durch die Menge zu bahnen versuchte, verleitete sie ein Knistern zu der Annahme, dass man das Feuer bereits angezündet hätte. Sie haben ohne mich angefangen! Aber das stimmte nicht. Das Geräusch entsprang den wie elektrisiert wartenden

Menschen, deren innere Spannung mit jeder Sekunde wuchs.

Obwohl etwas in ihrem Innern ihr sagte, dass all dies ein Verbrechen war - immerhin waren ihre drei Bücher ihre kostbarsten Besitztümer -, war sie entschlossen, sich das Feuer anzusehen. Sie konnte nicht anders. Ich nehme an, dass jeder Mensch hin und wieder ein wenig Zerstörung genießt. Sandburgen, Kartenhäuser, so fängt es an. Was den Menschen aber erst zum Menschen macht, ist seine Fähigkeit zur Steigerung.

Die Angst, etwas zu verpassen, verflog, als sie durch eine Lücke zwischen den

Körpern den noch unberührten Schuldberg vor sich sah. Es war auf ihm herumgetrampelt worden, er war bespritzt und sogar bespuckt worden. Er erinnerte Liesel an ein Kind, das keiner mochte, verloren und verwirrt und unfähig, seinem Schicksal zu entgehen. Niemand wollte es haben. Es hielt den Kopf gesenkt. Die Hände in der Taschen. Für immer und ewig. Amen.

Immer noch fielen Fetzen und Stücke von den Seiten herab. Liesel suchte immer noch nach Rudi. Wo steckte der Saukerl bloß?

Sie schaute auf und sah den Himmel

niederkauern.

Ein Horizont aus Reichsflaggen und Uniformen hob sich himmelwärts und zerstückelte ihr Blickfeld, egal wie oft sie auch versuchte, über den Kopf eines kleineren Kindes vor ihr hinwegzusehen. Es half nichts. Die Menge war wie eine Wand. Man konnte sie nicht ins Wanken bringen. Man konnte sich nicht hindurchzwängen. Sie ließ sich durch nichts erweichen. Man konnte nur im Gleichklang mit ihr atmen und ihre Lieder singen. Und auf ihr Feuer warten

Ein Mann auf einem Podium verlangte nach Ruhe. Seine Uniform war glänzend

braun. Man hatte fast das Gefühl, dass das Bügeleisen immer noch darüber hinwegglitt. Stille kehrte ein.

Seine ersten Worte: »Heil Hitler!«

Seine erste Geste: der Hitlergruß.

»Heute ist ein wundervoller Tag«, fuhr er fort. »Es ist nicht nur der Geburtstag unseres Führers, nein, wir schlagen auch einmal mehr unsere Feinde zurück. Wir hindern sie daran, sich in unsere Gedanken einzuschleichen...«

Liesel versuchte immer noch, sich durch die Menge zu kämpfen.

»Wir machen dem Geschwür ein Ende, das sich in den letzten zwanzig Jahren - wenn nicht noch länger - in Deutschland ausgebreitet hatte.« Seine Rede steigerte sich nun zu einem regelrechten Geschrei - eine gewaltige Zurschaustellung aufgestauter Leidenschaft. Er forderte die Menschen auf, wachsam zu sein, unermüdlich auf der Hut, um die bösartigen Ränken auszuspähen und zu zerstören, die das Vaterland mit ihrer Fäulnis zu überziehen drohten. »Die Unmoralischen! Die Kommunisten!« Wieder dieses Wort. Das alte, vertraute Wort. Dunkle Räume. Männer in Anzügen. »Die Juden!«

Nach der Hälfte der Ansprache gab Liesel auf. Nachdem das Wort »Kommunisten« sie erreicht hatte, fegte der Rest der braunen Hetze an ihr vorbei, rechts und links, und verlor sich irgendwo zu den deutschen Füßen neben ihr. Ein Strom aus Worten. Ein Mädchen, das Wasser trat. Sie dachte es wieder. Kommunisten.

Bisher hatte man im JM stets gepredigt, dass die Deutschen die überlegene Rasse waren, aber niemand war als Vergleich herangezogen worden. Natürlich wusste jeder über die Juden Bescheid, weil sie ja die Haupttäter waren, die das deutsche Ideal

verunreinigten. Aber bis heute waren nicht ein einziges Mal die Kommunisten erwähnt worden, obwohl natürlich Leute mit derlei politischen Ansichten ihrer gerechten Strafe ebenso wenig entgehen würden.

Sie musste weg.

Vor ihr saß ein Kopf mit blonden Rattenschwänzen reglos auf seinem Hals. Liesel starrte ihn an und besuchte in Gedanken wieder jene dunklen Räume ihrer Vergangenheit, wo ihre Mutter Fragen beantworten musste, die aus einem einzigen Wort bestanden.

Sie sah jetzt alles klar vor sich.

Ihre ausgezehrte Mutter. Ihren verschwundenen Vater. Kommunisten. Ihren toten Bruder.

»Und jetzt sagen wir Lebewohl zu diesem Unrat, diesem Gift.«

Kurz bevor sich Liesel mit Übelkeit im Magen umdrehte, um der Menge zu entfliehen, trat die Kreatur in der glänzend braunen Uniform vom Podium. Er nahm aus der Hand eines Komplizen eine Fackel entgegen und zündete den Haufen an, der ihn mit seiner gesamten Schuldlast zwergenhaft erscheinen ließ.

»Heil Hitler!«

Das Publikum: »Heil Hitler!«

Eine Ansammlung von Männern schritt von einer Plattform und umringte den Haufen, entzündete ihn an unterschiedlichen Stellen, sehr zum Wohlwollen der Menge. Stimmen kletterten über Schultern, dann der Geruch nach reinem deutschen Schweiß, zunächst zögerlich, dann in Strömen. Er umfloss eine Ecke nach der anderen, bis alle darin schwammen. Die Worte. Der Schweiß. Und das Lächeln. Das Lächeln dürfen wir nicht vergessen.

Viele scherzhafte Bemerkungen folgten, und eine weitere »Heil Hitler!«-Welle überkam sie. Wisst ihr, ich frage mich wirklich, ob nicht irgendwann irgendwo beim Hitlergruß jemand einmal ein Auge verloren oder sich die Hand oder den Arm gebrochen hat. Man musste doch bloß zur falschen Zeit in die falsche Richtung schauen oder zu nah vor jemandem stehen. Vielleicht wurden tatsächlich Leute verletzt. Aber ich kann euch aus erster Hand versichern, dass niemand daran starb, jedenfalls nicht körperlich. Da waren natürlich noch die vierzig Millionen Menschen, die ich insgesamt aufgesammelt habe, bis alles vorbei war. Aber zu erklären, wie diese

beiden Dinge zusammenhängen, würde hier zu weit führen... Erlaubt mir nun, mich wieder dem Feuer zuzuwenden.

Die orangefarbenen Flammen winkten der Menge zu, als sich Papier und Druckerschwärze in ihrem Innern auflösten. Brennende Worte wurden ihren Sätzen entrissen.

Auf der anderen Seite, jenseits der flackernden Hitze, konnte man die Braunhemden und Hakenkreuze sehen, die sich an den Händen gefasst hatten. Die Menschen sah man nicht. Nur Uniformen und Abzeichen.

Darüber zogen Vögel ihre Runden.

Sie kreisten, wahrscheinlich angezogen von dem Leuchten - bis sie der Hitze zu nahe kamen. Oder den Menschen? Im Vergleich mit ihnen war die Hitze des Feuers nicht der Rede wert.

In ihrem Bemühen zu entkommen wurde sie von einer Stimme eingefangen. »Liesel!«

Sie bahnte sich ihren Weg zu ihr, und Liesel erkannte sie. Es war nicht Rudi, aber sie kannte die Stimme.

Sie befreite sich mit einem Ruck und

fand das Gesicht, das zu der Stimme gehörte. O nein. Ludwig Schmeikl. Aber er spottete oder scherzte nicht, wie sie es erwartet hatte; er sprach überhaupt nicht mit ihr. Er zog sie nur zu sich und deutete auf seinen Fußknöchel. Er war in all der Erregung eingequetscht worden und blutete dunkel und drohend durch die Socke. Auf seinem Gesicht unter dem zerzausten blonden Haar lag ein Ausdruck von Hilflosigkeit. Ein Tier. Kein Reh, das im Scheinwerferlicht gefangen war. Nichts so Typisches oder deutlich Erkennbares. Er war nur irgendein Tier, das inmitten eines Aufruhrs von seiner eigenen Herde verletzt worden war und in Kürze niedergetrampelt werden würde.

Sie half ihm hoch und schleppte ihn an den Rand. Frische Luft.

Sie taumelten zu den Treppenstufen der Kirche. Dort war es nicht ganz so beengt, und sie ruhten sich aus, beide erleichtert.

Atem brach aus Schmeikls Mund hervor. Die Luft rutschte nach unten, seine Kehle hinab. Er brachte Worte zustande.

Er saß da, hielt sich den Fußknöchel und schaute Liesel Meminger ins Gesicht. »Danke«, sagte er, mehr zu ihrem Mund als zu ihren Augen. Noch ein paar

Atemklumpen. »Und...« Sie beide sahen die Bilder einer Schulhofhänselei vor sich, gefolgt von einer Schulhofabreibung. »Es tut mir leid - du weißt schon...«

Liesel hörte es wieder.

Kommunisten.

Aber sie entschloss sich, ihre Aufmerksamkeit Ludwig Schmeikl zu widmen. »Mir auch.«

Danach konzentrierten sich beide aufs Atmen, denn es gab nichts mehr zu sagen oder zu tun. Sie hatten alles erledigt.

Der Blutfleck auf Ludwig Schmeikls Knöchel wurde größer.

Ein einziges Wort drängte sich gegen das Mädchen.

Links von ihr jubelte man den Flammen und den brennenden Büchern zu wie Helden.

DIE TÜR ZUM DIEBSTAHL

Sie blieb auf den Treppenstufen und wartete auf Papa, schaute der fliehenden Asche zu und betrachtete die Bücherleichen. Alles war traurig. Orangefarbene und rote Glut sah aus wie

verschmähte Bonbons, und die meisten Menschen waren gegangen. Sie hatte Frau Lindner gehen sehen (sehr zufrieden) und Pfiffikus (mit weißen Haaren, einer Nazi-Uniform, der üblichen vergammelten Schuhen und einem triumphierenden Pfeifen). Jetzt wurde nur noch aufgeräumt, und schon bald würde sich niemand mehr vorstellen können, dass dies alles überhaupt passiert war.

Aber man konnte es riechen.

»Hier bist du.« Hans Hubermann kam zum Fuß der Treppe. »Hallo, Papa.«

»Wir wollten uns doch vor dem Rathaus treffen.«

»Entschuldige, Papa.«

Er setzte sich neben sie und halbierte seine Größe auf dem Stein. Dann nahm er eine Strähne von Liesels Haar und schob sie ihr sanft hinters Ohr. »Liesel, was ist los?«

Eine Zeit lang sagte sie gar nichts. Sie stellte Überlegungen an, obwohl sie alles bereits wusste. Ein elfjähriges Mädchen ist vieles, aber nicht dumm.

EINE ADDITION

das Wort »Kommunist« + ein großes Freudenfeuer + eine Sammlung von toten Briefen + das Leid ihrer Mutter + der Tod ihres Bruders = der Führer

Der Führer.

Er war also das »sie«, über das Hans und Rosa Hubermann an jenem Abend sprachen, als sie das erste Mal an ihre Mutter geschrieben hatte. Sie wusste die Antwort bereits, aber sie musste die Frage dennoch stellen.

»Ist meine Mutter ein Kommunist?« Augen geradeaus. »Sie haben sie immer Sachen gefragt, bevor ich hierherkam.«

Hans rückte ein bisschen nach vorn und erbaute das Fundament einer Lüge. »Ich weiß nicht, ich habe deine Mutter nicht kennengelernt.«

»Hat der Führer sie geholt?«

Die Frage überraschte sie beide, und sie zwang Papa auf die Füße. Er schaute auf die Männer mit den braunen Hemden, die den Ascheberg mit Schaufeln bearbeiteten. Er hörte, wie sie in ihn hineinhackten. Eine weitere Lüge erwuchs in seinem Mund, aber es war ihm nicht möglich, sie hinauszulassen. Er sagte: »Das kann schon sein, ja.«

»Ich wusste es.« Die Worte wurden auf die Stufen geschleudert, und Liesel spürte, wie ein Brei aus Wut heiß in ihrem Bauch brodelte. »Ich hasse den Führer«, sagte sie. »Ich ***hasse*** ihn.«

Und Hans Hubermann?

Was sagte er?

Was tat er?

Beugte er sich hinunter und umarmte seine Pflegetochter, wie er es gerne getan hätte? Erklärte er ihr, dass es ihm leid tat, was passiert war?

Nicht im Mindesten.

Er kniff die Augen zusammen. Dann öffnete er sie. Und schlug Liesel Meminger mitten ins Gesicht.

»Sag das nie wieder!« Seine Stimme war leise, aber scharf.

Das zitternde Mädchen sackte auf den Stufen zusammen, und er setzte sich neben sie und verbarg sein Gesicht in den Händen. Es wäre leicht zu behaupten, dass er nur ein großer Mann war, der ungelenk und erschüttert auf den Stufen unterhalb einer Kirche saß, aber so war es nicht. Damals hatte

Liesel keine Ahnung, dass ihr Pflegevater Hans Hubermann sich dem gefährlichsten Dilemma gegenübersah, das einem deutschen Bürger begegnen konnte. Nicht nur das - er trug dieses Dilemma schon seit fast einem Jahr mit sich herum.

»Papa?«

Die Überraschung in ihrer Stimme wollte sie vorantreiben, aber gleichzeitig wurde sie davon gelähmt. Sie wollte rennen, aber sie konnte nicht. Sie ertrug es, wenn sie von Nonnen und von Rosa geohrfeigt wurde, aber eine Watschen von Papa tat ungleich mehr

weh. Seine Hände hatten sein Gesicht losgelassen, und er fand die Entschlossenheit, erneut zu sprechen.

»Das kannst du bei uns daheim sagen«, flüsterte er und schaute mit ernstem Blick auf Liesels Wange. »Aber sag es niemals auf der Straße, in der Schule oder beim JM. Niemals!« Er stellte sich vor sie hin, presste ihr mit seinen Händen die Oberarme an den Körper und hob sie hoch. Er schüttelte sie. »Hast du mich verstanden?«

Mit weit aufgerissenen Augen nickte Liesel zum Zeichen ihres Begreifens.

Die Szene sollte sich als Generalprobe zu einem Vortrag erweisen, den Hans Hubermann noch zu halten hätte, wenn später im Jahr, an einem frühen Novembermorgen, all seine schlimmsten Befürchtungen leibhaftig werden und in der Himmelstraße vor ihm stehen sollten.

»Gut.« Er stellte sie auf die Füße. »Und jetzt üben wir...« Am Fuß der Stufen straffte sich Papas Gestalt, und er reckte den Arm in die Höhe. Exakt in einem Winkel von fünfundvierzig Grad. »Heil Hitler.«

Auch Liesel stand auf und hob den Arm.

Mit vollkommenem Elend in der Stimme wiederholte sie: »Heil Hitler.« Es war ein merkwürdiger Anblick - ein elfjähriges Mädchen, das vor einer Kirchentreppe stand und versuchte, nicht zu weinen, während sie dem Führer salutierte und im Hintergrund, über Papas Schultern hinweg, die Stimmer auf den dunklen Haufen einschlugen und -hackten.

»Sind wir immer noch Freunde?«

Etwa eine Viertelstunde später hielt Papa einen Olivenzweig in Form vor Papier und Tabak in seiner Hand, aus der Ration, die er kürzlich erhalten hatte.

Wortlos und mit düsterem Blick griff Liesel danach und rollte ihm eine Zigarette.

Eine Weile saßen sie nebeneinander.

Rauch kletterte über Papas Schulter.

Nach weiteren zehn Minuten sollte sich eine Tür, die zum Diebstahl führte, einen Spaltbreit öffnen, und Liesel Meminger würde sie noch etwas weiter aufstoßen und sich hindurchzwängen.

ZWEI FRAGEN

Würde sich die Tür hinter ihr wieder

schließen? Oder war sie willens, sie wieder hinauszulassen?

Liesel sollte herausfinden, dass ein guter Dieb über mehrere Eigenschaften verfügen musste. Verstohlenheit. Nervenstärke. Schnelligkeit.

Wichtiger noch als diese drei Dinge war allerdings eine weitere Voraussetzung. Glück.

Wisst ihr was?

Vergesst die zehn Minuten. Die Tür öffnet sich genau jetzt.

BUCH DES FEUERS

Die Dunkelheit kam in Etappen, und als die Zigarette zu Ende geraucht war, machten Liesel und Hans Hubermann sich auf den Heimweg. Vom Marktplatz aus mussten sie an der Stelle vorbei, an der das Freudenfeuer gebrannt hatte, und durch eine schmale Seitengasse zur Münchener Straße. Aber so weit kamen sie nicht.

Ein Zimmermann in den mittleren Jahren mit Namen Wolfgang Edel sprach sie an. Er hatte die Plattform für die Nazi-Bonzen gebaut, von wo aus sie das Feuer betrachten konnten, und er war

gerade dabei, sie wieder abzureißen.
»Hans Hubermann?« Er trug lange
Koteletten, die auf seinen Mund
deuteten, und hatte eine tiefe Stimme.
»Hansi?«

»Hallo, Wolferl«, erwiderte Hans. Es
folgte ein allgemeines Händeschütteln
und ein »Heil Hitler«. (»Gut gemacht,
Liesel.«)

Die ersten paar Minuten blieb Liesel in
einem Radius von etwa fünf Metern um
das Gespräch zwischen den Männern.
Satzfragmente rauschten an ihr vorbei,
aber sie achtete nicht sonderlich auf sie.

»Kriegst du genug Arbeit?«

»Nein, alles wird knapper. Du weißt ja, wie das ist, besonders wenn man nicht in der Partei ist.«

»Du hast mir doch erzählt, dass du beitreten willst, Hansi.«

»Ich hab's versucht, aber dann habe ich einen Fehler gemacht - ich glaube, sie sind immer noch dabei, sich die Sache zu überlegen.«

Liesel schlenderte auf den Ascheberg zu. Er lag da wie ein Magnet, wie eine Missgeburt. Unwiderstehlich, fast wie

die Straße der gelben Sterne.

So wie sie vorher den Drang verspürt hatte, die Entzündung des Haufens mit anzusehen, so wenig konnte sie jetzt wegschauen. Alleingelassen besaß sie nicht die Disziplin, auf Abstand zu bleiben. Der Berg zog sie zu sich hin, und sie fing an, ihn zu umrunden.

Über ihr vollendete der Himmel seine abendliche Verdunkelung, aber in weiter Ferne, hinter dem Grat des Berges, hing eine trübe Lichtspur.

»Pass auf, Kind«, sagte ein Uniformierter irgendwann zu ihr,

während er Asche auf einen Karren schaufelte.

Näher beim Rathaus, unter einer Straßenlaterne, standen eine Handvoll Schatten, die sich unterhielten und wahrscheinlich frohlockten über den Erfolg der Veranstaltung. Von Liesels Standpunkt aus waren ihre Stimmen bloß Geräusche. Keine Worte.

Ein paar Minuten lang schaute sie den Männern zu, die an dem Haufen herumschaufelten. Zunächst nahmen sie an den Seiten etwas weg, damit von oben mehr Asche herabrutschen konnte. Sie gingen zwischen dem Ascheberg und

einem Lastkarren hin und her, und als sie das dritte Mal zurückgekehrt waren und der Rest des Haufens nur noch den Boden bedeckte, rutschte etwas Lebendiges unversehrt aus der Asche.

WAS DAS LEBENDIGE WAR

Die Hälfte einer roten Fahne, zwei Plakate, die die Lesung eines jüdischen Dichters verkündeten, drei Bücher und ein Holzschild, auf dem etwas auf Hebräisch geschrieben stand.

Vielleicht waren die Gegenstände feucht gewesen. Vielleicht hatte das Feuer nicht

lange genug gebrannt, um das Innerste des Haufens zu erreichen, wo sie sich befunden hatten. Was immer der Grund gewesen sein mochte, da lagen sie, zusammengekauert zwischen den Ascheflocken. Zitternd. Überlebende.

»Drei Bücher.« Liesels Stimme war leise, und sie schaute auf die Rücken der Männer.

»Kommt schon«, sagte einer von ihnen. »Beeilt euch ein bisschen. Ich bin am Verhungern.«

Sie gingen in Richtung des Lastwagens.

Das Büchertrio steckte die Naser heraus.

Liesel trat vor.

Die Hitze war immer noch stark genug, um sie zu wärmen, als sie bei der Asche stand. Sie griff mit der Hand hinein und wurde gebissen, aber beim zweiten Versuch war sie schneller. Sie packte das Buch, das ihr am nächsten war. Es war heiß, aber es war auch nass, nur an den Ecker verbrannt und ansonsten unverletzt.

Es war blau.

Der Einband fühlte sich an, als ob er aus Hunderten eng aneinanderliegender und flach gepresster Schnüre gewebt worden wäre. Rote Buchstaben waren in die Fasern gedrückt. Das einzige Wort, das Liesel in der Eile lesen konnte, war »Schulter«. Für den Rest blieb keine Zeit. Und da war noch ein Problem. Der Rauch.

Rauch erhob sich aus dem Einband, während sie das Buch zwischen ihren Händen hin und her warf und dabei davoneilte. Ihr Kopf war nach unten geneigt, und mit jedem Schritt wurde die Übelkeit ob der Tatsache, dass sie so wunderbar kaltblütig gewesen war,

unerträglicher. Sie machte vierzehn Schritte, ehe die Stimme ertönte.

Hinter ihr stach sie durch die Luft.

»He!«

In diesem Moment wäre sie beinahe zurückgerannt und hätte das Buch wieder auf den Haufen geworfen. Aber sie konnte nicht. Die einzige Bewegung, die ihr möglich war, war eine halbe Drehung um die eigene Achse.

»Hier liegen noch Sachen, die nicht verbrannt sind!« Es war einer der Arbeiter, die die Asche wegräumten. Er

sprach nicht mit dem Mädchen, sondern mit den Leuten vor dem Rathaus.

»Na, dann zünd sie eben noch mal an«, kam die Erwiderung. »Und sieh zu, dass sie wirklich verbrennen.«

»Ich glaube, sie sind nass.«

»Jesus, Maria und Josef, muss ich denn alles alleine machen?« Schritte kamen heran. Es war der Bürgermeister, der einen schwarzen Mantel über seiner Nazi-Uniform trug. Er bemerkte das Mädchen nicht, das reglos direkt danebenstand.

EINE ERKENNTNIS

Auf dem Marktplatz steht eine Statue der Bücherdiebin. Es kommt äußerst selten vor, dass eine Statue aufgestellt wird, bevor die Person, die sie darstellt, Berühmtheit erlangt, meint ihr nicht auch?

Alles in ihr sank hinab.

Diese Erregung, unbeachtet zu bleiben!

Das Buch fühlte sich jetzt kühl genug an, dass sie es sich unter die Uniform stecken konnte. Zunächst spürte sie es hübsch warm an ihrer Brust. Als sie sich

in Bewegung setzte, erhitzte es sich wieder. Als sie bei Papa und Wolfgang Edel ankam, hatte sie das Gefühl, das Buch würde sie verbrennen. Es schien sich selbst entzündet zu haben.

Beide Männer schauten sie an.

Sie lächelte.

In dem Moment, als das Lächeln von ihren Lippen glitt, fühlte sie etwas anderes. Oder genauer gesagt, jemand anderen. Sie fühlte sich beobachtet, kein Zweifel. Das Gefühl war überall, auf ihrer Haut, in ihr drin, und es bestätigte sich, als sie es wagte, sich den Schatten

vor dem Rathaus zuzuwenden. Etwas abseits von den Silhouetten der miteinander Schwatzenden stand eine weitere Gestalt, ein paar Meter weit von ihnen entfernt, und Liesel wurden zwei Dinge klar.

ZWEIERLEI KLARHEITEN

1. die Identität der Gestalt **2 .** die **Tatsache, dass sie alles mit angesehen hatte**

Die Hände der Gestalt lagen in ihren Manteltaschen verborgen. Sie hatte Haare, die wie Fusseln aussahen.

Wenn sie ein Gesicht gehabt hätte, wäre darauf ein verletzter Ausdruck zu sehen gewesen. »Gottverdammt«, sagte Liesel, gerade laut genug für ihre eigenen Ohren. »Gottverdammt.«

»Können wir gehen?«

In den vergangenen Augenblicken voller unmittelbarer Gefahr hatte sich Papa von Wolfgang Edel verabschiedet und machte sich nun auf, um mit Liesel nach Hause zu gehen.

»Wir können«, antwortete sie.

Sie entfernten sich von dem Tatort, wo

die Bücher nun endgültig verbrannt worden ***Das Schulterzucken*** schmiegte sich an Liesels Rippenbogen.

Sie kamen an den gefahrvollen Rathausschatten vorbei, und Liesel zuckte zusammen.

»Was ist los mit dir?«, fragte Papa.

»Nichts.«

Aber es war einiges los mit Liesel.

Aus ihrem Mantelkragen kräuselte sich Rauch.

Um ihre Kehle hatte sich ein Band aus Schweiß gelegt.

Unter ihrem Hemd wurde sie von dem Buch aufgezehrt.

TEIL 3

MEIN KAMPF

Es wirken mit: der Heimweg - eine gebrochene Frau - ein Kämpfer - ein Jongleur - die Eigenschaften des Sommers - eine arische Ladenbesitzerin - ein Schnarcher - zwei Schwindler - und Rache in Form von Bonbons

DER HEIMWEG

Mein Kampf.

Das Buch, das der Führer selbst geschrieben hatte.

Es war das dritte bedeutsame Buch, das in Liesel Memingers Hände gelangte; allerdings musste sie es dieses Mal nicht stehlen. Das Buch tauchte eines Tages in der Himmelstraße 33 auf, etwa eine Stunde nachdem Liesel aus ihrem üblichen Albtraum erwacht und wieder eingeschlafen war.

Manche würden es als ein Wunder

bezeichnen, dass dieses Buch überhaupt in ihren Besitz kam.

Seine Reise zu Liesel begann in der Nacht des Freudenfeuers.

Sie hatten etwa die Hälfte des Weges nach Hause zurückgelegt, als Liesel es nicht länger aushielt. Sie beugte sich nach vorn und zog das rauchende Buch unter ihrer Bluse hervor. Wie schon zuvor warf sie es ungeschickt von einer Hand in die andere.

Als es schließlich abgekühlt war, schauten beide ein paar Sekunden lang auf den Einband und warteten auf Worte.

Papa: »Was zum Teufel soll das denn?«

Er streckte die Hand aus und nahm ihr ***Das Schulterzucken*** aus der Hand. Eine Erklärung war überflüssig. Es war offensichtlich, dass das Mädchen es aus dem Feuer gestohlen hatte. Das Buch war schwitzig, blau und rot - verlegen -, und Hans Hubermann schlug es auf. Auf Seite achtunddreißig. »Noch eins?«

Liesel rieb sich die Rippen.

Ja.

Noch eins.

»Es scheint fast so«, sagte Papa langsam, »als ob ich meine Zigaretten in Zukunft behalten könnte, stimmt's? Du stiehlst diese Dinger ja schneller, als ich sie kaufen könnte.«

Liesel ihrerseits sagte nichts. Möglicherweise wurde ihr in diesem Moment zum ersten Mal klar, dass Kriminalität für sich selbst sprach. Unwiderlegbar.

Papa betrachtete den Buchtitel und fragte sich wahrscheinlich, welcher Art die Bedrohung war, die dieses Buch für die Herzen und die Köpfe des deutschen Volkes darstellte. Er gab es ihr zurück.

Etwas geschah.

»Jesus, Maria und Josef.« Die Worte brachen auseinander und fielen hinab, eins nach dem anderen.

Die Täterin konnte nicht widerstehen. »Was, Papa? Was ist los?« »Natürlich.«

Wie die meisten Menschen, die gerade eine Erleuchtung erfahren haben, stand Hans Hubermann da wie vom Donner gerührt. Die folgenden Worte würde er entweder schreien oder aber kaum mehr zwischen den Zähnen hervorpressen können. Und sie waren eine Wiederholung dessen, was er zuletzt

gesagt hatte, erst wenige Augenblicke zuvor.

»Natürlich!«

Diesmal war seine Stimme wie eine Faust, die jemand mit voller Wucht auf die Tischplatte donnerte.

Der Mann sah etwas. Er betrachtete es rasch, von einem Ende zum anderen, wie ein Wettrennen, aber es war zu hoch und zu weit weg, als dass Liesel es ebenfalls hätte erkennen können. Sie drängte ihn. »Komm schon, Papa, was ist los?« Sie hatte Angst, dass er Mama von dem Buch erzählen würde. Wie Menschen so

sind, ging es auch ihr einzig und allein um sich selbst. »Wirst du's verraten?«

»Wie bitte?«

»Du weißt schon. Wirst du es Mama verraten?«

Hans Hubermann schaute immer noch dorthin, wo »es« war - hoch und weit entfernt. »Was verraten?«

Sie hob das Buch in die Höhe. »Das hier.« Sie schwenkte es wie ein Gewehr. Papa war verwirrt. »Warum sollte ich?«

Sie hasste solche Fragen. Sie brachten

sie dazu, eine hässliche Wahrheit zuzugeben, sich ihre eigene beschämende und diebische Natur einzugestehen. »Weil ich gestohlen habe.«

Papa senkte kurz den Blick und richtete sich dann wieder auf. Er legte die Hand auf ihren Kopf und streichelte ihr Haar mit seinen rauen, langen Fingern. »Natürlich nicht, Liesel. Keine Sorge.«

»Was also wirst du tun?«

Was für eine grandiose Vorstellung würde Hans Hubermann in wenigen Minuten auf der Münchener Straße aus

der Luft zaubern?

Ehe ich euch das verrate, sollten wir uns vielleicht erst betrachten, was er sah, bevor Entscheidung traf.

PAPAS RASENDE VISION

Zuerst sieht er die Bücher des Mädchens: ***Das Handbuch für Totengräber, Faust, der Hund, Der Leuchtturm*** **und jetzt** ***Das Schulterzucken*****. Als Nächstes die Küche und einen wütenden Hans junior, der die Bücher auf dem Küchentisch betrachtet, während das Mädchen liest. Er fragt: »Was für ein**

Zeug liest das Mädchen da?« Sein Sohn wiederholt die Frage drei Mal. Danach schlägt er eine angemessenere Lektüre vor.

»Hör zu, Liesel.« Papa legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie weiter. »Das hier ist unser Geheimnis, dieses Buch. Wir lesen es nachts oder im Keller, genau wie die anderen - aber du musst mir etwas versprechen.«

»Alles, Papa.«

Die Nacht war weich und still. Alles lauschte. »Wenn ich dich jemals bitte, ein Geheimnis zu bewahren, über etwas

zu schweigen, wirst du es tun.«

»Ich verspreche es.«

»Gut. Los, gehen wir. Wenn wir noch später kommen, wird Mama uns umbringen, und das wollen wir doch nicht, oder? Und hör auf, Bücher zu stehlen, verstanden?«

Liesel grinste.

Sie erfuhr erst später, dass ihr Pflegevater in den nächsten Tagen Zigaretten gegen ein weiteres Buch eintauschte, doch dieses Buch war nicht für sie bestimmt. Er klopfte an die Tür

des Molchinger NSDAP-Büros und erkundigte sich nach seinem Mitgliedsantrag. Hinterher gab er ihnen sein letztes Geld und ein Dutzend Zigaretten. Im Gegenzug erhielt er ein gebrauchtes Exemplar von ***Mein Kampf.***

»Viel Vergnügen beim Lesen«, sagte eines der Parteimitglieder.

»Danke.« Hans nickte.

Von der Straße aus konnte er die Männer drinnen reden hören. Eine der Stimmen war besonders deutlich. »Er wird nie aufgenommen werden«, sagte sie, »auch wenn er hundert Mal ***Mein Kampf***

kauft.« Die Aussage wurde einstimmig bekräftigt.

Hans hielt das Buch in der Rechten und dachte an Geld für Briefmarken, ein Leben ohne Zigaretten und an seine Pflegetochter, die ihm diese brillante Idee beschert hatte.

»Danke«, wiederholte er. Ein Passant fragte ihn, was er gesagt habe.

Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit erklärte Hans: »Nichts, guter Mann, gar nichts. Heil Hitler.« Und damit ging er die Münchener Straße entlang, die Seiten des Führers fest im Griff.

Einen Moment lang gerieten seine Gefühle nicht unerheblich durcheinander, denn Hans Hubermanns Idee hatte ihren Ursprung nicht nur in Liesels Verhalten, sondern auch in den Worten seines Sohnes. Befürchtete er bereits, ihn nicht wiederzusehen? Auf der anderen Seite genoss er die Begeisterung, die seine Idee mit sich brachte, und wagte noch nicht, sich die Komplikationen, die Gefahren und bösartigen Zufälle vorzustellen, die ebenfalls damit einhergehen konnten. Im Augenblick genügte ihm die Idee. Sie war unzerstörbar. Sie Wirklichkeit werden zu lassen, nun, das war eine andere Sache. Für den Moment sollten

wir ihm seine Freude lassen.

Geben wir ihm sieben Monate.

Dann schlagen wir los.

Und wie wir losschlagen.

DIE BIBLIOTHEK DES BÜRGERMEISTERS

Kein Zweifel: Etwas sehr Mächtiges kam auf die Himmelstraße 33 zu, etwas, wovon Liesel im Augenblick noch keine Ahnung hatte. Sie schlug sich mit einem anderen Problem herum.

Sie hatte ein Buch gestohlen.

Jemand hatte sie dabei beobachtet.

Die Bücherdiebin handelte. Angemessen.

Jede Minute, jede Sekunde war vor Angst erfüllt, besser gesagt von waschechter Paranoia. Kriminelle Handlungen haben diese Wirkung auf Menschen, besonders auf Kinder. Sie stellen sich die verschiedensten Szenarien vor, wie man ihnen auf die Schliche kommt. Dunkle Gestalten springen aus dunklen Gassen. Lehrer haben plötzlich Kenntnis über jede

Sünde, die man jemals begangen hat. Die Polizei steht vor der Tür, jedes Mal, wenn ein Blatt Papier umgewendet wird oder in der Ferne ein Gartentor zuschlägt.

Für Liesel wurde diese Paranoia selbst zur Strafe, genauso wie die Angst davor, wieder Wäsche zum Haus des Bürgermeisters bringen zu müssen. So war es nicht verwunderlich - weder für euch noch für mich -, dass sie bei ihrem nächsten Gang durch Molching, bewaffnet mit dem Wäschesack, das Haus in der Großen Straße geflissentlich übersah. Sie lieferte die saubere Wäsche bei der arthritischen Helena Schmidt ab

und holte die Schmutzwäsche der katzenvernarrten Weingartners. Das Haus des Bürgermeisters Heinz Hermann und seiner Frau Ilsa übergingen sie.

Beim ersten Mal erklärte sie, dass sie einfach nicht mehr an den Bürgermeister gedacht und sein Haus vergessen hätte - eine armselige Ausrede, prangte das Haus doch auf dem Hügel, türmte sich geradezu hoch über der Stadt auf, und nicht daran zu denken war schlichtweg unmöglich. Als sie noch einmal hingehen musste und wieder unverrichteter Dinge zurückkam, log sie, dass niemand zu Hause gewesen sei.

»Niemand zu Hause?« Mama war skeptisch. Die Skepsis erweckte in ihr das Verlangen, nach dem Holzlöffel zu greifen. Sie wedelte Liesel damit vor der Nase herum und sagte: »Du gehst jetzt da hin, und wenn du wieder mit der Wäsche heimkommst, brauchst du überhaupt nicht mehr zu kommen.«

»Ehrlich?«

Das war Rudis Reaktion, als Liesel ihm erzählte, was Mama gesagt hatte. »Wollen wir zusammen durchbrennen?«

»Wir werden verhungern.«

»Ich sterbe sowieso gleich vor Hunger!«
Beide lachten. »Nein«, sagte sie. »Ich
muss es tun.«

Sie gingen wie so oft gemeinsam durch
die Stadt. Wie immer wollte er ein
Kavalier sein und ihr den Wäschesack
tragen, aber Liesel lehnte das Angebot
wie immer ab. Nur ihr drohte die
Abreibung, die Mama ihr verpassen
würde, daher vertraute sie in Bezug auf
das korrekte Tragen des Sackes auch nur
sich selbst. Jeder andere würde mit dem
Sack grob umgehen, ihn verdrehen oder
auf eine andere Art und Weise schlecht
behandeln, und das Risiko wollte sie
nicht eingehen. Außerdem war es

wahrscheinlich, dass Rudi, sollte sie ihm erlauben, den Sack zu tragen, als Gegenleistung einen Kuss verlangen würde, und dazu wollte sie es unter keinen Umständen kommen lassen. Im Übrigen war sie an das Gewicht des Sacks gewöhnt. Sie wechselte ihn alle hundert Schritte von einer Schulter auf die andere, um ihren Körper gleichmäßig zu belasten.

Liesel ging links und Rudi rechts. Rudi redete die meiste Zeit, über das jüngste Fußballspiel in der Himmelstraße, über die Arbeit im Geschäft seines Vaters und alles, was ihm sonst noch in den Sinn kam. Liesel versuchte zuzuhören -

vergeblich. Was sie hörte, war die Furcht, die ihr in den Ohren klingelte und immer lauter wurde, je näher sie der Großen Straße kamen.

»Was machst du denn? Ist das nicht das Haus?«

Liesel nickte. Rudi hatte recht. Sie hatte versucht, am Haus des Bürgermeisters vorbeizugehen, um etwas Zeit zu schinden.

»Na, dann geh schon«, drängte der Junge sie. Molching verdunkelte sich bereits. Die Kälte kroch aus dem Boden. »Beweg dich, Saumensch.« Er blieb an

Tor stehen.

Hinter dem Pfad führten acht Stufen zum Vordereingang des Hauses, und die große Tür kam Liesel wie ein Monster vor. Stirnrunzelnd blickte sie den Türklopfer aus Messing an.

»Worauf wartest du denn?«, rief Rudi vom Tor aus.

Liesel drehte sich um und schaute auf die Straße. Gab es eine Möglichkeit, irgendeine, um der Sache aus dem Weg zu gehen? Gab es irgendwo eine Geschichte - oder besser gesagt: eine Lüge -, die sie noch nicht in Erwägung gezogen hatte?

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.« Wieder Rudis Stimme, ein ganzes Stück von ihr entfernt. »Worauf zum Teufel wartest du?«

»Halt die Klappe, Steiner!« Es war ein

Schrei, in ein Flüstern gehüllt.

»Was?«

»Ich sagte, halt die Klappe, du dämlicher Saukerl...«

Mit diesen Worten wandte sie sich wieder zur Tür, hob den Türklopfer an und schlug ihn langsam drei Mal gegen die Platte aus Messing. Auf der anderen Seite der Tür näherten sich Schritte.

Zunächst schaute sie die Frau nicht an, sondern behielt den Wäschesack in ihrer Hand im Blick. Sie betrachtete die Kordel, während sie ihn hinüberreichte.

Sie nahm das Geld in Empfang und dann... nichts mehr. Die Frau des Bürgermeisters, die niemals sprach, stand einfach in ihrem Morgenmantel da. Ihr weiches Fusselhaar war zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengebunden. Ein Luftzug machte sich bemerkbar. So sanft wie das letzte flache Atmen eines Toten. Immer noch kamen keine Worte, und als Liesel den Mut fand aufzuschauen, lag auf dem Gesicht der Frau kein Ausdruck von Vorwurf, sondern von vollkommener Teilnahmslosigkeit. Einen Augenblick lang schaute sie über Liesels Schulter hinweg zu dem Jungen hinüber, dann nickte sie und trat zurück, schloss die Tür.

Eine Zeit lang blieb Liesel noch stehen und betrachtete die aufrecht stehende Fläche aus blankem Holz.

»He, Saumensch!« Keine Antwort. »Liesel!«

Liesel zog sich zurück. Vorsichtig.

Während der ersten Schritte weg vom Haus dachte sie nach.

Vielleicht hatte die Frau ja doch nicht gesehen, wie sie das Buch gestohlen hatte. Es war schon dunkel gewesen. Vielleicht war es einer jener Momente

gewesen, in denen es so aussah, als würde eine Person einen direkt anschauen, wenn sie stattdessen zufrieden etwas völlig anderes betrachtet oder einfach in den Tag hineinträumt. Wie auch immer die Antwort lauten mochte, Liesel unternahm keine weiteren Anstrengungen, ihr auf den Grund zu gehen. Sie war davongekommen, und das war genug.

Sie drehte sich um und stieg die Stufen mit normalen Schritten hinunter. Die letzten drei nahm sie mit einem einzigen Satz.

»Gehen wir, Saumensch!« Sie gestattete

sich sogar ein Lachen. Die Paranoia einer Elfjährigen war mächtig. Die Erleichterung einer Elfjährigen war übermächtig.

EIN DÄMPFER FÜR DI ERLEICHTERUNG

Sie war mitnichten davongekommen. Die Frau des Bürgermeisters hatte alles genau mit angesehen. Sie wartete nur auf den richtigen Zeitpunkt.

Ein paar Wochen vergingen.

Fußball auf der Himmelstraße.

Das Schulterzucken zwischen zwei und drei Uhr jeden Morgen, nach dem Albtraum, oder am Nachmittag im Keller.

Ein weiterer Gang zum Haus des Bürgermeisters - mit glücklichem Ausgang.

Alles war herrlich.

Bis.

Bei Liesels nächstem Besuch im Haus des Bürgermeisters, diesmal ohne Rudi, der richtige Zeitpunkt gekommen war. Es war ein Abholtag.

Die Frau des Bürgermeisters öffnete die Tür, und in ihrer Hand hielt sie nicht wie sonst den Wäschesack. Stattdessen trat sie zur Seite und bedeutete dem Mädchen mit ihrer kalkweißen Hand einzutreten.

»Ich will nur die Wäsche abholen.« Liesels Blut war ihr in den Adern getrocknet. Es zerbröselte. Sie wäre beinahe auf der Treppe in Stücke gebrochen.

Da sagte die Frau ihr erstes Wort zu Liesel. Sie streckte die Hand mit den kalten Fingern aus und sagte: »Warte.« Als sie sicher war, dass das Mädchen

sich wieder gefasst hatte, drehte sie sich um und ging eilig ins Haus.

»Gott sei Dank«, atmete Liesel aus. »Sie holt sie.« »Sie« war in diesem Fall die Wäsche.

Aber als die Frau wiederkam, hatte sie nichts dergleichen bei sich.

Als sie wiederkam und sich mit einer unglaublich zerbrechlichen Standhaftigkeit vor Liesel aufbaute, hielt sie einen Turm aus Büchern gegen ihren Leib gepresst, von ihrem Bauchnabel aufwärts bis zu ihren Brüsten. Sie wirkte in dem monströsen Türrahmen so

verletzlich. Lange, helle Wimpern und nur der leiseste Hauch von Lebendigkeit in ihrem Gesicht. Eine Einladung.

Komm, schau sie dir an, sagte dieses Gesicht.

Sie wird mich foltern, vermutete Liesel. Sie wird mich ins Haus locken, den Kamin anzünden und mich mitsamt den Büchern ins Feuer werfen. Oder sie schließt mich bei Wasser und Brot in den Keller ein.

Aus irgendeinem Grund jedoch - wahrscheinlich erlag sie der Verlockung der Bücher - ging sie hinein. Das

Quietschen ihrer Schuhe auf den hölzernen Dielen ließ sie zusammenfahren, und als sie einen weiteren wunden Punkt traf, wo das Holz vernehmlich aufstöhnte, wäre sie beinahe stehen geblieben. Aber die Frau des Bürgermeisters ließ sich nicht aufhalten. Sie schaute nur kurz hinter sich und ging dann weiter, zu einer kastanienbraunen Tür. Jetzt stand in ihrem Gesicht eine Frage.

Bist du bereit?

Liesel reckte ihren Hals ein wenig, als ob sie über die Tür, die ihr im Wege stand, hinwegsehen könnte. Ein

deutliches Zeichen, dass sie geöffnet werden sollte.

»Jesus, Maria...«

Sie sprach es aus, und die Worte fanden Eingang in einen Raum, der voller kalter Luft und Bücher war. Überall Bücher! Die Wände waren mit überfüllten, doch ordentlichen Regalen bestückt. Den Wandanstrich konnte man fast nirgends sehen. Die Schrift auf den Buchrücken war überall unterschiedlich, geschwungen und gerade, groß und klein. Die Buchrücken selbst waren nicht nur schwarz, rot und grau; sie wiesen jede vorstellbare Farbe auf. Der Anblick

gehörte zu den schönsten, die Liesel Meminger je gesehen hatte.

Erfüllt von diesem Wunder, lächelte sie.

Dass ein solcher Raum existierte!

Sie versuchte, sich das Lächeln mit ihrem Unterarm aus dem Gesicht zu wischen, merkte abei sofort, dass dies ein sinnloses Unterfangen war. Sie fühlte die Augen der Frau über ihren Körper wandern, und als Liesel sie anschaute, ruhte ihr Blick auf dem Gesicht des Mädchens.

Es herrschte ein Maß an Stille, von dem

sie nie gedacht hätte, dass es möglich war. Die Stille dehnte sich aus, wie ein Gummiband, das nur zu gerne gerissen wäre. Das Mädchen durchbrach sie.

»Darf ich?«

Die beiden Worte standen auf einem unendlich weiten, mit Holz belegten Feld. Die Bücher waren kilometerweit weg.

Die Frau nickte.

Ja, du darfst.

Der Raum schrumpfte, bis die

Bücherdiebin die Regale mit ein paar kleinen Schritten erreichen konnte. Sie fuhr mit dem Handrücken das erste Regal entlang und lauschte dem rhythmischen Ticken, das ihre Fingernägel auf den abgerundeten Buchrücken verursachten. Es klang wie ein Instrument, das Geräusch rennender Füße. Sie nahm beide Hände. Sie veranstaltete ein Wettrennen. Ein Regal gegen das nächste. Und sie lachte.

Ihre Stimme entfaltete sich, hing hoch in ihrer Kehle, und als sie endlich aufhörte und mitten im Raum stehen blieb, verbrachte sie einige Minuten damit, zwischen den Regalen und ihren Fingern

hin und her zu schauen.

Wie viele Bücher hatte sie berührt?

Wie viele hatte sie ***gefühlt?***

Sie ging wieder hin und tat es noch einmal, diesmal viel langsamer, diesmal die Handfläche den Büchern zugewandt, ließ sich von der kleinen Hürde eines jeden Buchs das Fleisch ihrer Hand verschieben. Es fühlte sich an wie ein Zauber, wie Schönheit, getaucht in strahlende Linien aus Licht von einem Kronleuchter. Mehr als einmal hätte sie fast ein Buch von seinem Platz genommen, aber sie wagte nicht, sie zu

stören. Sie waren einfach vollkommen.

Zu ihrer Linken sah sie wieder die Frau, die neben einem großen Schreibtisch stand und immer noch den kleinen Bücherturm gegen ihren Leib gelehnt hielt. Sie stand da mit einer entzückten Gebeugtheit. Ein Lächeln schien ihre Lippen gelähmt zu haben.

»Wollen Sie, dass ich...?«

Liesel vollendete die Frage nicht, sondern tat, was sie hatte fragen wollen. Sie ging zu der Frau und nahm ihr die Bücher behutsam aus den Armen. Sie stellte sie in das fehlende Stück in einem

der Regale, neben dem halb geöffneten Fenster. Von draußen zog Kälte herein.

Einen Augenblick lang spielte sie mit dem Gedanken, es zu schließen, doch dann besann sie sich. Dies war nicht ihr Haus, und der Zauber des Moments durfte nicht zerstört werden. Alles musste so bleiben, wie es war. Stattdessen wandte sie sich zu der Dame um, deren Lächeln nun den Anschein einer Wunde hatte und deren Arme schlank an den Seiten des Körpers herabhingen. Wie die Arme eines Mädchens.

Was nun?

Unbehagen verschaffte sich Zugang zu dem Raum, und Liesel schenkte den Wänden aus Büchern einen letzten, fliehenden Blick. In ihrem Mund zappelten die Worte und kamen dann in einem Schwall heraus: »Ich muss gehen.«

Sie brauchte drei Anläufe, bevor sie den Raum verließ.

In der Diele wartete sie ein paar Minuten, aber die Frau kam nicht nach. Liesel kehrte zu der Tür zurück und sah sie an dem Schreibtisch sitzen, wo sie mit leerem Blick eines der Bücher anstarrte. Liesel beschloss, sie nicht zu

stören. Zurück in der Diele, hob sie den Wäschesack vom Boden.

Diesmal umging sie den wunden Punkt in den Bodendielen, durchschritt die gesamte Länge des Korridors, wobei sie sich nahe der linken Wand hielt. Als sie die Haustür hinter sich schloss, traf ein Geräusch von Messing auf Messing ihr Ohr, und mit dem Wäschesack in der einen Hand streichelte sie mit der anderen das hölzerne Fleisch der Tür. »Los jetzt«, sagte sie sich.

Zunächst ging sie wie in Trance.

Das unwirkliche Erlebnis des Raums

voller Bücher und der benommenen, gebrochenen Frau ging neben ihr her. Sie konnte das Bild auf den Gebäuden sehen, an denen sie vorbeikam, wie die Szenen eines Theaterstücks. Vielleicht war das, was sie fühlte, vergleichbar mit dem, was Papa in Bezug auf ***Mein Kampf*** empfunden hatte. Wo immer sie auch hinschaute, sah Liesel die Frau des Bürgermeisters mit dem Bücherstapel in den Armen. Wenn sie um Ecken bog, hörte sie das Streichen ihrer eigenen Hände, die die Regale aus dem Schlaf holten. Sie sah das offene Fenster, das herrliche Licht des Kronleuchters, und sie sah sich selbst, wie sie ohne ein Wort des Dankes das Haus verließ.

Bald schon wandelte sich ihre Betäubung in Verachtung gegen sich selbst. Sie fing an, sich für ihr Verhalten zu tadeln.

»Du hast nichts gesagt.« Zwischen den eiligen Schritten schüttelte sie ihren Kopf heftig von einer Seite zur anderen. »Nicht >Auf Wiedersehen< Nicht >Danke schön<. Nicht >Das ist das Schönste, was ich je gesehen habe<. Nichts!« Sie war zwar eine Bücherdiebin, aber das hieß nicht, dass sie keine Manieren hatte. Es hieß nicht, dass sie nicht höflich sein musste.

Sie ging ein paar Minuten lang weiter

und kämpfte mit der Unentschlossenheit.

Auf der Münchener Straße war der Kampf zu Ende.

Gerade als sie das Schild ausmachen konnte, auf dem stand »Steiner - Schneidermeister«, drehte sie sich um und rannte zurück.

Diesmal zögerte sie nicht.

Sie hämmerte gegen die Tür und schickte ein Echo aus Messing durch das Holz. ***Scheiße.***

Nicht die Frau des Bürgermeisters,

sondern der Bürgermeister selbst stand vor ihr. In ihrer Hast hatte Liesel das Auto übersehen, das vor dem Haus auf der Straße stand.

Angetan mit einem Schnurrbart und einem schwarzen Anzug, fragte der Mann: »Was kann ich für dich tun?«

Liesel konnte nicht sprechen. Noch nicht. Sie krümmte sich, schnappte nach Luft, und glücklicherweise kam die Frau an die Tür, als Liesel sich ein wenig erholt hatte. Ilsa Hermann stand hinter ihrem Mann, etwas abseits.

»Ich habe vergessen...« Sie hob den

Sack und sah die Frau des Bürgermeisters an. Trotz ihres schweren Atems reichte sie die Worte durch die Lücke zwischen dem Bürgermeister und dem Türstock hindurch. Das Atmen machte ihr solche Mühe, dass die Worte ihr nur stoßweise entschlüpften. »Ich habe vergessen... Ich meine, ich wollte... wollte nur«, sagte sie, »nur... Danke sagen.«

Wieder verwundete die Frau ihr Gesicht mit einem Lächeln. Sie trat vor, stellte sich neben ihren Mann, nickte ganz leicht, wartete und schloss dann die Tür.

Es dauerte eine gute Minute, ehe Liesel

sich zum Gehen wenden konnte.

Sie lächelte die Treppenstufen an.

DER KÄMPFER BETRITT DEN RING

Szenenwechsel.

Wir haben es uns bislang zu leicht gemacht, ihr und ich, meint ihr nicht auch? Wie wäre es, wenn wir Molching für eine Weile den Rücken kehrten?

Es wird uns guttun.

Außerdem ist es wichtig für die

Geschichte.

Wir werden ein wenig miteinander gehen, zu einem geheimen Vorratsraum, und wir werden sehen, was wir sehen werden.

EINE FÜHRUNG DURCH DA LEIDEN

Links von euch, vielleicht auch rechts, vielleicht direkt vor euch entdeckt ihr einen kleinen schwarzen Raum. Darin sitzt ein Jude. Er ist Abschaum. Er ist am Verhungern. Er ist voller Furcht. Bitte, schaut nicht weg.

Ein paar hundert Kilometer nordwestlich, in Stuttgart, weit weg von Bücherdiebinnen, Bürgermeistergattinnen und der Himmelstraße, saß ein Mann im Dunkeln. Es war der beste Ort, entschieden er. In der Dunkelheit ist es schwerer, einen Juden zu finden.

Er saß auf einem Koffer und wartete. Wie viele Tage waren es jetzt schon?

Wochen, so kam es ihm vor - seit Wochen hatte er nur den fauligen Geschmack seines eigenen hungrigen Atems zu sich genommen, und immer noch: nichts. Gelegentlich wanderten

Stimmen vorbei, und manchmal sehnte er sich danach, dass sie an die Tür klopften, sie öffneten und ihn herauszerrten, ins unerträgliche Licht. Im Augenblick blieb ihm nichts weiter, als auf seinem Koffersofa zu sitzen, mit den Händen unter dem Kinn, die Ellbogen in die Oberschenkel gebohrt.

Da war der Schlaf, der hungervolle Schlaf, der Missmut über den Halbschlaf und die Bestrafung des Bodens.

Achte nicht auf die juckenden Füße.

Kratz nicht an den Sohlen.

Und beweg dich nicht mehr als nötig.

Lass alles so, wie es ist, koste es, was es wolle. Vielleicht ist es bald Zeit zu gehen. Licht wie eine Waffe. Eine Explosion in den Augen. Vielleicht ist es bald Zeit zu gehen. Vielleicht ist es bald Zeit, also wach auf. Wach jetzt auf. Verdammt nochmal, wach auf!

Die Tür wurde geöffnet und geschlossen, und eine Gestalt beugte sich über ihn. Die Hand klatschte auf die kalten Wellen seiner Kleidung und die schmutzigen Strömungen darunter. Eine Stimme floss zu ihm herab.

»Max«, raunte sie. »Max, wach auf.«

Seine Augen verhielten sich nicht so, wie man es gemeinhin bei namenlosem Erschrecken erwartet. Kein Aufreißen, kein Zusammenpressen, kein Blinzeln. Diese Dinge geschehen, wenn man aus einem schlimmen Traum erwacht, nicht wenn man in ihn hinein erwacht. Nein, seine Augenlider zogen sich behäbig zurück, von absoluter Dunkelheit zu grauem Dämmerlicht. Es war sein Körper, der reagierte, der hochschreckte und einen Arm vorschleuderte, der in die Luft packte.

Die Stimme beruhigte ihn jetzt.

»Entschuldige, dass es so lange gedauert hat. Ich glaube, man hat mich beobachtet. Und der Mann, der die Papiere besorgen sollte, hat länger gebraucht, als ich dachte, aber...« Eine Pause folgte. »Sie gehören jetzt dir. Sie sind nicht besonders gut, fürchte ich, aber hoffentlich gut genug, um dich ans Ziel zu bringen.« Er kauerte sich nieder und deutete auf den Koffer. In der anderen Hand hielt er etwas Schweres, Flaches. »Komm schon, steh auf.« Max gehorchte, erhob sich und kratzte sich. Er fühlte, wie sich seine Knochen verengten. »Der Ausweis ist hier drin.« Es war ein Buch. »Du solltest auch die Karte und die Wegbeschreibung hineinlegen. Innen im Buchdeckel klebt ein Schlüssel.« Er

öffnete den Koffer, so schnell er konnte, und legte das Buch so vorsichtig hinein, als wäre es eine Bombe. »Ich werde in ein paar Tagen wiederkommen.«

Er legte eine kleine Tüte mit Brot, Schmalz und drei verschrumpelten Karotten auf den Boden. Daneben stellte er eine Wasserflasche. Er entschuldigte sich nicht. »Mehr ging nicht.«

Tür auf, Tür zu.

Wieder allein.

Was ihm sofort auffiel, waren die Geräusche.

In der Dunkelheit, wenn er alleine war, war alles so verzweifelt laut. Jedes Mal, wenn er sich bewegte, verursachte er ein Knistern. Er fühlte sich wie ein Mann in einem Anzug aus Papier.

Das Essen.

Max teilte das Brot in drei Stücke und legte zwei zur Seite. Das eine in seiner Hand verschlang er, kaute und keuchte und zwang es den trockenen Korridor seiner Kehle hinab. Das Schmalz war kalt und hart, schabte sich den Weg nach unten und klammerte sich gelegentlich in seiner Speiseröhre fest. Heftiges Schlucken riss es los und schickte es

weiter.

Dann die Karotten.

Wieder legte er zwei beiseite und aß die dritte. Der Lärm war erstaunlich. Bestimmt konnte der Führer höchstselbst das Geräusch des gelblichen Knackens in seinem Mund hören. Es zerbrach seine Zähne bei jedem Biss. Als er trank, war er sicher, dass er Zahnsplitter schlucken würde. Das nächste Mal, schwor er sich, werde ich zuerst trinken.

Später, als das Echo ihn verlassen hatte und er den Mut fand, mit seinen Fingern zu tasten, merkte er erleichtert, dass

jeder Zahn noch an seinem Platz saß, heil und ganz. Er versuchte ein Lächeln, aber es wollte nicht kommen. Es wurde ein erbärmlicher Versuch, denn vor seinem geistigen Auge sah er immer noch nichts weiter als einen Mund voll zerbrochener Zähne. Stundenlang betastete er sie.

Er öffnete den Koffer und holte das Buch heraus.

Im Dunkeln konnte er den Titel nicht lesen, und das Risiko, ein Streichholz anzuzünden, schien ihm zu groß.

Als er sprach, schmeckte er das

Flüstern.

»Bitte«, sagte er. »Bitte.«

Er sprach zu einem Mann, den er noch nie getroffen hatte. Abgesehen von einigen wenigen Fakten, kannte er nur seinen Namen. Hans Hubermann. Wieder sprach er mit ihm, mit dem fernen Fremden. Er flehte.

»Bitte.«

DIE EIGENSCHAFTEN DES SOMMERS

So, da habt ihr es. Jetzt wisst ihr, was

Ende 1940 auf die Himmelstraße zukam. Ich weiß es. Ihr wisst es.

Liesel Meminger allerdings gehört derzeit noch nicht zum Kreis der Eingeweihten.

Für die Bücherdiebin war dieser Sommer einfach. Er bestand hauptsächlich aus vier Aspekten oder Eigenschaften. Manchmal fragte sie sich, welche der vier die größte Bedeutung hatte.

UND DIE NOMINIERTEN SIND…

1. die nächtliche Lektüre von *Das*

Schulterzucken **und der damit verbundene Lesefortschritt**

2. die Bücher, die sie auf dem Fußboden in der Bibliothek des Bürgermeisters las

3. Fußballspielen auf der Himmelstraße

4. die Gelegenheit zu einem Diebstahl anderer Art, die sie ergriff

Das Schulterzucken, so entschied sie, war ausgezeichnet. Jede Nacht, wenn sie sich nach ihrem Albtraum wieder beruhigt hatte, überkam sie schon bald

die Freude darüber, dass sie wach war und lesen konnte. »Ein paar Seiten?«, fragte Papa, und Liesel nickte. Manchmal beendeten sie das angefangene Kapitel am folgenden Nachmittag, unten im Keller.

Das Problem, das die Obrigkeit mit diesem Buch hatte, war offensichtlich. Die Hauptperson war ein Jude, er war vorteilhaft beschrieben und in ein gutes Licht gesetzt. Unverzeihlich. Er war ein reicher Mann, der es leid war, dass das Leben an ihm vorbeizog - was er mit einem Schulterzucken angesichts der guten und schlechten Zeiten eines Menschenlebens verglich.

Es war Frühsommer in Molching, als Liesel und Papa durch das Buch ginger und der Mann aus dem Buch geschäftlich nach Amsterdam reiste, während draußen der Schnee zitterte. Das Bild gefiel dem Mädchen - der zitternde Schnee. »Genauso sieht er aus, wenn er vom Himmel fällt«, erklärte sie Hans Hubermann. Sie saßen auf dem Bett beisammen, Papa halb schlafend, das Mädchen hellwach.

Manchmal betrachtete sie Papa, wenn er schlief. Sie wusste weniger und zugleich mehr über ihn, als ihnen beiden klar war. Oft hörte sie ihn und Mama streiten, weil er keine Arbeit hatte, oder sich

niedergeschlagen darüber unterhalten, dass Hans versucht hatte, seinen Sohn aufzusuchen, nur um festzustellen, dass dieser seine Wohnung bereits verlassen hatte und höchstwahrscheinlich an die Front gezogen war.

»Schlaf gut, Papa«, sagte das Mädchen dann. Sie rutschte um ihn herum, aus dem Bett heraus, um das Licht auszumachen.

Der nächste Aspekt an diesem Sommer war, wie bereits erwähnt, die Bibliothek des Bürgermeisters.

Um uns diese Situation vor Augen zu führen, sollten wir uns einen kühlen Tag

Ende Juni betrachten. Rudi war, gelinde gesagt, erbost.

Was dachte sich diese Liesel Meminger dabei, ihm zu erzählen, dass sie heute die Wäsche allein austragen würde? War er etwa nicht gut genug, um sie zu begleiten?

»Hör auf zu jammern, Saukerl«, wies sie ihn zurecht. »Ich fühle mich einfach nicht gut. Außerdem verpasst du sonst das Spiel.«

Er warf einen Blick über die Schulter. »Tja, wenn ich's recht bedenke...« Ein Schmunzeln überzog sein Gesicht. »Du

kannst dich ruhig allein um deine Wäsche kümmern.« Er rannte davon und schloss sich sofort einer der beiden Mannschaften an. Als Liesel das Ende der Himmelstraße erreicht hatte und sich umdrehte, sah sie ihn vor einem der behelfsmäßigen Tore stehen und winken.

»Saukerl«, lachte sie und hob ihre Hand. Sie wusste genau, dass er sie in diesem Augenblick »Saumensch« nannte. Ich denke, näher können Elfjährige der Liebe nicht kommen.

Sie fing an zu rennen, zur Großen Straße und zum Haus des Bürgermeisters.

Sie war schweißgebadet, und zerknitterte Atemzüge erstreckten sich noch immer vor ihr. Aber sie las.

Die Frau des Bürgermeisters, die das Mädchen bereits zum vierten Mal eingelassen hatte, saß am Schreibtisch und sah die Bücher an. Bei ihrem zweiten Besuch hatte sie Liesel die Erlaubnis erteilt, ein Buch herauszuziehen und es durchzublättern. Eins führte zum anderen, bis ein halbes Dutzend Bücher an ihr klebten, entweder unter ihren Arm geklemmt oder auf dem Stapel, der auf ihrer freien Hand in die Höhe kletterte.

Bei dieser Gelegenheit, als Liesel in der kühlen Weite des Raums stand, fing ihr Magen an zu knurren, was bei der stummen, angeschlagenen Frau keinerlei Reaktion auslöste. Wieder war sie in ihren Morgenmantel gekleidet, und ein paar Mal sah sie auch zu dem Mädchen hinüber, aber nie lange. Sie richtete gewöhnlich ihre Aufmerksamkeit auf das, was ihr nahe war, auf das, was fehlte. Das Fenster war weit geöffnet, ein viereckiges Maul, aus dem gelegentlich böige Wellen schwappten.

Liesel saß auf dem Boden. Die Bücher waren um sie herum verstreut.

Nach vierzig Minuten ging sie. Jedes Buch kehrte an seinen Platz zurück.

»Auf Wiedersehen, Frau Hermann.« Die Worte waren wie immer ein Schock. »Danke schön.« Danach nahm sie das Geld für die Wäsche in Empfang und ging. Sie musste über jeden Schritt Rechenschaft ablegen, und so rannte die Bücherdiebin nach Hause.

Der Sommer machte es sich gemütlich, und der Raum voller Bücher wurde wärmer. Mit jedem Besuch, bei dem sie gleichzeitig Wäsche abholte oder ablieferte, kam Liesel der Boden weniger schmerzhaft vor. Sie saß da mit

einem kleinen Stapel Bücher neben sich, und in jedem las sie ein paar Absätze, wobei sie versuchte, sich die Worte, die sie nicht kannte, einzuprägen, um später, zu Hause, Papa danach zu fragen. Als sie älter geworden war und über diese Bücher schrieb, konnte sie sich nicht mehr an die Titel erinnern. An keinen einzigen. Wenn sie sie gestohlen hätte, wäre das sicher anders gewesen.

Woran sie sich erinnerte, war, dass in einem der Bilderbücher in ungeschickt geschriebenen Buchstaben ein Name stand.

DER NAME EINES JUNGEN

Johann Hermann

Liesel biss sich auf die Lippe, aber sie konnte nicht lange widerstehen. Auf dem Boden sitzend, drehte sie sich um und schaute auf die Frau im Morgenmantel. »Johann Hermann«, sagte sie. »Wer ist das?«

Die Frau sah zu dem Platz neben Liesel irgendwo neben ihren Knien.

Liesel entschuldigte sich. »Es tut mir leid. Ich sollte so etwas nicht fragen...« Sie ließ den Satz einen stummen Tod sterben.

Das Gesicht der Frau veränderte sich nicht, aber irgendwie schaffte sie es zu sprechen. »Er ist nicht mehr...«, stammelte sie. »Er war mein...«

EINE ERINNERUNG

O ja, ich erinnere mich an ihn, ganz genau. Der Himmel war schlammbraun und dick wie Treibsand. Da war ein junger Mann, eingepackt in Stacheldraht, wie eine riesige Dornenkrone. Ich wickelte ihn aus und trug ihn weg. Hoch über der Erde sanken wir gemeinsam auf die Knie. Es war irgendein Tag, 1918.

»Abgesehen von allem anderen«, sagte sie, »ist er erfroren.« Einen Augenblick lang spielte sie mit ihren Händen, und dann sagte sie noch einmal: »Er ist erfroren, da bin ich mir ganz sicher.«

Die Frau des Bürgermeisters war nur eine aus einer weltumspannenden Brigade. Ihr alle seid ihr schon begegnet, ganz bestimmt. In euren Geschichten, euren Gedichten, auf den Bildschirmen, in die ihr so gerne seht. Sie sind überall, warum also nicht auch hier? Warum nicht hier oben, auf einem hübsch anzusehenden Hügel in einer deutschen Kleinstadt? Der Ort ist zum Leiden ebenso gut wie jeder andere.

Der Punkt ist, dass Ilsa Hermann beschlossen hatte, aus ihrem Leiden einen Triumph zu machen. Als die Qual sich weigerte, von ihr zu lassen, ergab sie sich ihr. Sie hieß sie willkommen.

Sie hätte sich erschießen, sich das Gesicht zerkratzen oder sich anderen grausamen Formen der Selbstverstümmelung hingeben können, aber sie wählte diejenige, die möglicherweise die schwächste von allen war - sie entschied, dass sie wenigstens die Unbequemlichkeit des Wetters ertragen müsse. Liesel hätte wetten können, dass sie sich nur kalte und nasse Sommertage wünschte. Und in

dieser Beziehung lebte sie genau am richtigen Ort, meistens jedenfalls.

Als Liesel an diesem Tag das Haus des Bürgermeisters verließ, sagte sie etwas, mit großem Unbehagen. Vier große Worte lieferten sich einen Kampf, sprangen auf ihre Schulter und fielen als unordentliches Quartett vor Ilsa Hermanns Füße. Sie purzelten seitlich von Liesel herab, weil sich das Mädchen unter ihrer Last neigte und sie nicht länger halten konnte. Gemeinsam kauerten sie auf dem Boden, groß und laut und ungeschickt.

VIER GROSSE WORTE

Es tut mir leid.

Wieder betrachtete die Frau des Bürgermeisters den Platz neben dem Mädchen. Ihr Gesicht war so leer wie ein unbeschriebenes Blatt Papier.

»Was denn?«, fragte sie, aber es war zu spät. Das Mädchen hatte den Raum bereits verlassen. Sie war schon fast bei der Haustür. Als sie die Worte hörte, blieb Liesel stehen, aber sie beschloss, nicht zurückzugehen, sondern sich stattdessen geräuschlos aus dem Haus und die Stufen hinab zu entfernen. Sie nahm den Anblick von Molching in sich auf, ehe sie selbst darin versank, und

eine Zeit lang bemitleidete sie die Frau des Bürgermeisters.

Manchmal fragte sich Liesel, ob sie die Frau nicht besser in Ruhe lassen sollte, aber Ilsa Hermann war einfach zu interessant und die Anziehungskraft der Bücher zu groß. Früher waren Worte für Liesel nutzlos gewesen, aber jetzt, wenn sie auf dem Fußboden saß und die Frau des Bürgermeisters am Schreibtisch ihres Mannes, verspürte sie ein unwillkürliches Gefühl der Macht. Es kam jedes Mal über sie, wenn sie ein neues Wort entzifferte oder einen Satz zusammentrug.

Sie war ein Mädchen.

In Deutschland, unter Hitler.

Wie passend, dass sie die Macht der Worte entdeckte.

Und wie schrecklich (und doch so erregend!) würde es etliche Monate später sein, wenn sie die Macht dieser neuen Entdeckung in dem Augenblick freisetzte, in dem die Frau des Bürgermeisters sie im Stich ließ. Wie schnell sollte das Mitleid von ihr weichen, und wie schnell sollte es sich in etwas völlig anderes verwandeln!

Aber jetzt, im Sommer 1940, konnte sie nicht sehen, was vor ihr lag, in mehr als einer Hinsicht. Jetzt kannte sie eine trauererfüllte Frau mit einem Raum voller Bücher, den sie gerne aufsuchte. Das war alles. Dies war der zweite Teil ihres Sommerlebens.

Der dritte Teil wurde - Gott sei Dank - mit leichterem Herzen gelebt: Fußball auf der Himmelstraße.

Ich will euch ein Bild malen: Füße kratzen auf der Straße. Der Sturm von jugendlichem Atem. Gebrüllte Worte: »Hier! Hierher! Scheiße!« Das Aufprallen und Schaben des Balls auf

Asphalt.

Sie alle waren da, in der Himmelstraße, genauso wie der Klang der Entschuldigungen, während der Sommer voranschritt.

Die Entschuldigungen gehörten Liesel Meminger. Geschenkt wurden sie Tommi Müller.

Anfang Juli gelang es ihr endlich, ihn davon zu überzeugen, dass sie ihn nicht umbringen wollte. Seit den Prügeln, die er im letzten November von ihr bezogen hatte, hatte Tommi Angst, sich in ihrer Nähe aufzuhalten. Während der

Fußballspiele auf der Himmelstraße hielt er sich stets von ihr fern. »Man kann nie wissen, wann sie einen Anfall kriegt«, erklärte er Rudi im Vertrauen, halb zuckend, halb sprechend.

Zu Liesels Verteidigung muss gesagt werden, dass sie ihre Versuche, ihn zu beruhigen, nie aufgab. Sie war enttäuscht, dass es ihr zwar gelungen war, mit Ludwig Schmeikl Frieden zu schließen, aber nicht mit dem unschuldigen Tommi Müller. Er duckte sich immer noch leicht, wenn er sie sah.

»Wie hätte ich wissen sollen, dass du mich mit deinem Lächeln ermutigen

wolltest?«, fragte sie ihn zum wiederholten Mal.

Sie löste ihn sogar ein paar Mal freiwillig im Tor ab, bis alle in der Mannschaft ihn anflehten, wieder seine Position als Torwart zu beziehen.

»Geh wieder ins Tor!«, befahl ihm ein Junge namens Harald Mollenhauer schließlich. »Du kannst doch überhaupt nicht Fußball spielen!« Kurz zuvor hatte Tommi ihn umgerannt, als Harald gerade ein Tor schießen wollte. Er hätte sich zu gerne einen Elfmeter gegeben, aber leider waren Tommi und er in derselben Mannschaft.

Liesel kam aus dem Tor, und es endete jedes Mal damit, dass sie gegen Rudi spielen musste. Sie rempelten sich an, brachten sich gegenseitig zu Fall und beschimpften sich lautstark. Rudis Kommentar lautete: »Diesmal kommt sie damit nicht durch, das dämliche Saumensch. Arschgrobbier. Nie und nimmer.« Er schien es zu genießen, Liesel einen Arschkratzer zu nennen. Ein Kindheitsvergnügen.

Ein weiteres solches Vergnügen war das Stehlen. Teil vier des Sommers 1940.

Es gab viele Dinge, die Rudi und Liesel miteinander teilten, aber das Stehlen

schweißte ihre Freundschaft endgültig zusammen. Es ergab sich bei einer passenden Gelegenheit, getrieben von einem machtvollen Umstand - Rudis Hunger. Der Junge war ständig hinter etwas zu essen her.

Ein Problem war die Rationierung, ein weiteres die Tatsache, dass das Geschäft seines Vaters in letzter Zeit nicht besonders gut lief. (Die jüdischen Konkurrenten waren beseitigt worden, die jüdischen Kunden allerdings auch.) Die Steiners kratzten mühsam jeden Pfennig zusammen, um über die Runden zu kommen. Liesel hätte ihm etwas von sich abgegeben, aber auch im Haushalt

der Hubermanns herrschte kein Überfluss. Mama kochte meistens Erbsensuppe. Sie bereitete sie am Sonntagabend zu - und nicht nur für eine oder zwei Mahlzeiten. Sie kochte eine derartige Menge an Erbsensuppe, dass sie bis zum folgenden Samstag reichte. Und am Sonntag kochte sie neue. Erbsensuppe, Brot, manchmal eine kleine Portion Kartoffeln oder Fleisch. Man aß den Teller leer, verlangte keinen Nachschlag und beklagte sich nicht.

Am Anfang unternahmen sie etwas, um den Hunger zu vergessen.

Wenn Rudi Fußball spielte, war er nicht

hungrig. Ebenso wenig, wenn sie die Fahrräder von Rudis Bruder und Schwester nahmen und damit zu Alex Steiners Laden fuhren oder Liesels Papa besuchten, wenn er gerade Arbeit hatte. Hans Hubermann setzte sich dann zu ihnen und erzählte ihnen im letzten Licht des Nachmittags Witze.

Mit der Ankunft einiger weniger heißer Tage kam eine neue Möglichkeit zur Ablenkung: Liesel wollte in der Amper schwimmen lernen. Das Wasser war immer noch ein bisschen zu kalt zum Schwimmen, aber sie gingen trotzdem hinein.

»Komm schon«, lockte Rudi. »Genau hier. Hier ist es nicht so tief.« Liesel konnte das riesige tiefe Loch, in das sie watete, nicht sehen und sank geradewegs auf den Grund des Flusses. Wie ein Hund paddelnd, rettete sie ihr Leben, obwohl sie an dem Schwall Wasser, den sie geschluckt hatte, beinahe erstickt wäre.

»Du Saukerl«, schimpfte sie, als sie am Flussufer zusammenbrach.

Rudi hielt sich wohlweislich außerhalb ihrer Reichweite auf. Er hatte erlebt, was sie mit Ludwig Schmeikl angestellt hatte. »Was willst du? Jetzt kannst du

doch schwimmen, oder nicht?«

Seine Bemerkung heiterte sie nicht im Mindesten auf. Mit klatschnassen Haaren, die ihr am Gesicht klebten, und rotztriefender Nase marschierte sie davon.

Er rief ihr nach: »Heißt das, ich kriege keinen Kuss dafür, dass ich's dir beigebracht habe?«

»Saukerl!«

So eine Frechheit!

Es war unausweichlich.

Die deprimierende Erbsensuppe und Rudis Hunger trieben sie schließlich zum Diebstahl. Sie schlossen sich einer Gruppe von Jugendlichen an, die von den Bauern stahlen. Obsträuber. Es war nach einem Fußballspiel, als Liesel und Rudi erkannten, wie vorteilhaft es war, beide Augen offen zu halten. Sie saßen auf Rudis Eingangstreppe und sahen Fritz Hammer einen Apfel essen. Es war ein Klarapfel, eine Apfelsorte, die im Juli und August reif wird, und er sah in der Hand des Jungen einfach herrlich aus. Drei oder vier weitere beulten sichtbar seine Jackentaschen aus. Liesel und Rudi schlenderten näher.

»Woher hast du die?«, wollte Rudi wissen.

Der Junge grinste nur und sagte: »Pst!« Dann blieb er stehen. Er zog einen Apfel aus seiner Jacke und warf ihn Rudi zu. »Nur anschauen«, warnte er. »Nicht reinbeißen.«

Das nächste Mal, als sie den Junger dieselbe Jacke tragen sahen - an einem Tag, an dem es eigentlich zu warm dafür war -, folgten sie ihm. Er führte sie die Amper flussaufwärts, in die Nähe der Stelle, wo Liesel manchmal mit ihrem Papa gesessen und lesen gelernt hatte. Dort wartete eine Gruppe von fünf

Jungen, einer davon schlaksig, die anderen klein und drahtig.

Zu dieser Zeit gab es in Molching einige solcher Gruppen, in denen die Mitglieder manchmal erst sechs Jahre alt waren. Der Anführer dieses Haufens hier war ein nicht unfreundlicher fünfzehnjähriger Krimineller namens Arthur Berg. Er schaute sich um und sah die beiden Kinder aus dem Hintergrund treten. »Und?«, fragte er.

»Ich bin am Verhungern«, gab Rudi zurück.

»Und er ist schnell«, ergänzte Liesel.

Berg schaute sie an. »Ich kann mich nicht erinnern, dich um deine Meinung gebeten zu haben.« Er war ein hochgewachsener Junge mit einem langen Hals. Hier und da hatten sich auf seinem Gesicht Pickelhaufen zusammengerottet. »Aber ich mag dich.« Er war, wie gesagt, ganz freundlich, auf eine clevercharmante, halbwüchsige Art. »Ist das nicht die, die deinem Bruder eine Abreibung verpasst hat, Anderl?« Die Schulhofkeilerei hatte in Windeseile die Runde gemacht. Ein solches Ereignis überwindet alle Altersunterschiede. Ein anderer Junge - einer von den kleinen, drahtigen, mit zotteligem blondem Haar und eisfarbener Haut - schaute zu ihnen

hinüber. »Ich glaube schon.«

Rudi bestätigte dies. »Sie ist es.«

Andi Schmeikl kam herbei und musterte Liesel von oben bis unten.

Sein Gesicht war nachdenklich, doch dann verzog es sich zu einem breiten Grinsen. »Gut gemacht, Kleine.« Er versetzte ihr sogar einen Schlag auf die Wirbelsäule und traf eine Kante ihres Schulterblattes. »Ich hätte dafür Prügel bezogen.«

Arthur war neben Rudi getreten. »Und du bist der mit der Jesse-Owens-Sache,

stimmt's?«

Rudi nickte.

»Du bist eindeutig ein Idiot«, sagte Arthur, »aber die Art von Idiot, die wir mögen. Kommt mit.«

Sie waren aufgenommen.

Als sie den Bauernhof erreichten, bekamen Liesel und Rudi einen Sack zugeworfen. Arthur Berg hatte eine Tasche aus Sackleinen dabei. Er fuhr mit der Hand durch die zarten Strähnen seines Haars. »Habt ihr schon mal was gestohlen?«

»Klar«, brüstete sich Rudi. »Schon oft.« Er spielte seine Rolle nicht sehr überzeugend.

Liesel war präziser. »Ich habe zwei Bücher gestohlen«, woraufhin Arthur drei Mal kurz schnaubend lachte. Seine Pickel wanderten dabei über sein Gesicht.

»Bücher kann man nicht essen, Süße.«

Sie begutachteten die Apfelbäume, die in langen, kurvigen Reihen standen. Arthur Berg gab die Befehle. »Erstens«, sagte er. »Verfangt euch nicht im Zaun. Wenn euch das passiert, bleibt ihr zurück.

Kapiert?« Alle nickten oder sagten Ja. »Zweitens: Einer klettert in den Baum, der andere bleibt unten. Einer muss die Äpfel ja aufsammeln.« Er rieb sich die Hände. Offensichtlich genoss er das alles. »Drittens: Wenn ihr jemanden kommen seht, schreit ihr so laut, dass selbst die Toten wach werden - und dann nichts wie weg. Alles klar?«

»Alles klar!«, erklang es im Chor.

ZWEI NEU ERNANNT APFELDIEBE IN GEFLÜSTERTE GESPRÄCH

»Liesel, bist du sicher? Willst du

immer noch mitmachen?« »Schau dir mal den Stacheldraht an, Rudi. Der ist so hoch!« »Nein, nein, guck mal: Du wirfst einfach den Sack drüber. Siehst du? So machen es die anderen auch.« »Also gut.« »Dann komm jetzt!« »Ich kann nicht.« Zögern. »Rudi, ich...« »Beweg dich, Saumensch!«

Er schob sie auf den Zaun zu, warf den leeren Sack über den Stacheldraht, und sie kletterten hinüber und liefen dann den anderen hinterher. Rudi steuerte den am nächsten stehenden Baum an, kletterte hinauf und fing an, die Äpfel hinunterzuwerfen. Liesel stand unten und steckte sie in den Sack. Als er voll war,

standen sie vor einem weiteren Problem.

»Wie kommen wir jetzt wieder über den Zaun?«

Die Antwort bekamen sie von Arthur Berg, der direkt neben einem Zaunpfosten hinüberkletterte. »Der Draht ist hier straffer«, bemerkte er. Rudi deutete auf Liesel. Er warf den Sack hinüber, schob Liesel über den Zaun und landete kurze Zeit später neben ihr, auf einem Berg von Äpfeln, die aus dem Sack gerollt waren.

Neben ihnen standen die langen Beine von Arthur Berg. Er amüsierte sich.

»Nicht schlecht«, landete die Stimme von oben zwischen ihnen. »Gar nicht schlecht.«

Nachdem sie zum Fluss zurückgekehrt waren, nahm er Liesel und Rudi den Sack ab und gab ihnen insgesamt ein Dutzend Äpfel, die sie untereinander aufteilen sollten.

»Gute Arbeit«, lautete sein abschließender Kommentar zu der Sache.

Bevor sie an diesem Nachmittag nach Hause gingen, aßen Liesel und Rudi jeweils sechs Äpfel in einer halben

Stunde. Zunächst spielten sie mit dem Gedanken, das Obst mit ihren Familien zu teilen, aber das erschien ihnen zu gefährlich. Sie waren nicht gerade erpicht darauf, erklären zu müssen, woher sie die Äpfel hatten. Liesel überlegte, ob sie nicht wenigstens Papa einweihen sollte, doch er sollte nicht glauben, dass er eine Gewohnheitsverbrecherin an seinem Busen nährte. Und so aß sie.

Am Ufer, wo sie Schwimmen gelernt hatte, wurde jeder einzelne Apfel verspeist. Sie waren eine solche Schlemmerei nicht gewohnt, und ihnen war klar, dass ihnen wahrscheinlich

schlecht werden würde.

Sie aßen trotzdem.

»Saumensch!«, schimpfte Mama am Abend. »Warum musst du denn kotzen?« »Vielleicht liegt es an der Erbsensuppe«, sagte Liesel.

»Bestimmt«, erklärte Papa. Er saß wieder am Fenster. »Woran denn sonst? Mir ist auch schon ganz übel.«

»Wer hat dich denn gefragt, Saukerl?« Schnell wandte sie sich wieder dem kotzenden Saumensch zu. »Na? Sag schon. Nun rede schon, du

Dreckschwein.«

Und Liesel?

Sie sagte nichts.

Die Äpfel, dachte sie glücklich, die Äpfel, und sie erbrach sich ein weiteres Mal, der guten Ordnung halber.

DIE ARISCHE LADENBESITZERIN

Sie standen vor Frau Lindners Eckladen an die weiß getünchte Wand gelehnt. In Liesel Memingers Mund steckte ein Bonbon. In ihren Augen stand die Sonne.

Trotz dieser Hindernisse war sie dennoch in der Lage zu sprechen und zu streiten.

NOCH EIN GESPRÄCH ZWISCHEN RUDI UND LIESEL

»Mach schon, Saumensch, das waren schon zehn Mal.« »Stimmt nicht, es waren erst acht - ich habe noch zwei.«

»Na, dann beeil dich gefälligst. Ich sag's ja, wir hätten ein Messer holen und es in zwei Hälften sägen sollen. - Komm schon, das waren jetzt noch zwei Mal!« »Also gut. Hier. Und schluck's bloß nicht runter!« (Eine

kurze Pause.) »Das ist klasse, was?« »Darauf kannst du wetten, Saumensch.«

Sowohl der August als auch der Sommer gingen bald zu Ende, da fanden sie einen Pfennig auf dem Boden. Helle Aufregung.

Er steckte halb verrottet im Dreck, auf dem Weg, den Liesel mit der Wäsche ging. Eine einsame, verrostete Münze.

»Schau dir das an!«

Rudi stürzte sich darauf. Die Erregung stach in ihrem Innern, während sie zu

Frau Lindners Laden zurücksausten. Sie verschwendeten keinen Gedanken daran, dass sie mit einem einzigen Pfennig nicht besonders weit kommen würden. Sie stolperten durch die Tür und standen vor der arischen Ladenbesitzerin, die voller Verachtung auf sie niederblickte.

»Ich warte«, sagte sie. Ihr Haar war straff zurückgekämmt, und ihr schwarzes Kleid würgte ihren Körper. Von der Wand aus hielt das gerahmte Foto des Führers Wache.

»Heil Hitler«, sagte Rudi.

»Heil Hitler«, erwiderte sie und richtete

sich hinter der Theke zu voller Größe auf. »Und du?« Sie funkelte Liesel an, die mit einem prompten »Heil Hitler« reagierte.

In Windeseile fischte Rudi die Münze aus der Hosentasche und legte sie entschlossen auf die Theke. Er schaute geradewegs in Frau Lindners bebrillte Augen und sagte: »Gemischte Bonbons, bitte.«

Frau Lindner lächelte. Ihre Zähne drängelten in ihrem Mund, um Platz zu finden, und ihre unerwartete Freundlichkeit brachte auch Liesel und Rudi zum Lächeln. Aber es währte nicht

lange.

Frau Lindner bückte sich, kramte einen Moment lang herum und tauchte dann wieder hinter der Theke auf. »Hier«, sagte sie und warf ein einzelnes Bonbon auf die Theke. »Mischen könnt ihr es selbst.«

Draußen wickelten sie das Bonbon aus und versuchten, es in zwei Hälften zu beißen, aber der Zucker war so hart wie Glas. Er war sogar zu hart für Rudis Reißzähne. Stattdessen mussten sie das Bonbon in Lutschportionen aufteilen. Zehn Mal Lutschen für Rudi, zehn Mal für Liesel. Hin und her, bis das Bonbon

verschwunden war.

»So«, verkündete Rudi irgendwann mit einem bonbonverklebten Lächeln, »gefällt mir das Leben.« Liesel konnte ihm nur zustimmen. Als sie fertig waren, leuchteten ihre Münder feuerrot, und auf dem Heimweg schärften sie sich gegenseitig ein, nach weiteren verlorenen Münzen Ausschau zu halten.

Natürlich fanden sie nichts mehr. Niemand kann zwei Mal in einem Jahr so viel Glück haben, geschweige denn zwei Mal an einem Nachmittag.

Trotzdem spazierten sie mit roten

Zungen und roten Zähnen über die
Himmelstraße und suchten voller Glück
den Boden ab.

Der Tag war großartig gewesen, und
Deutschland war ein wundersamer Ort.

DER KÄMPFER: ZWEITE RUNDE

Wir eilen jetzt voraus, zu einem Kampf
in kalter Nacht. Die Bücherdiebin wird
uns später wieder einholen.

Es war der 3. November, und der Boden
des Zugwagons hielt seine Füße fest. Er
hatte eine Ausgabe von ***Mein Kampf***
vor sich und las darin. Schweiß troff aus

seinen Händen. Fingerabdrücke umklammerten das Buch.

BÜCHERDIEBIN VERLAGS GMBH

präsentiert Mein Kampf von Adolf Hitler

Hinter Max Vandenburg breitete Stuttgart spöttisch die Arme aus.

Er war hier nicht willkommen, und er versuchte, nicht zurückzuschauen, während sich der faulige Atem in seinem Bauch auflöste.

Ein paar Mal rutschte er hin und her und

sah, wie die Lichter spärlicher wurden und dann ganz verschwanden.

Du musst stolz blicken, ermahnte er sich. Du darfst nicht ängstlich wirken. Lies das Buch. Lächle. Es ist ein großartiges Buch - das beste, das du je gelesen hast. Beachte die Frau dir gegenüber nicht. Sie schläft ohnehin. Komm schon, Max, du brauchst nur noch ein paar Stunden lang durchzuhalten.

Die versprochene Rückkehr in den Raum voller Finsternis hatte nicht Tage gedauert, sondern anderthalb Wochen. Dann noch eine Woche bis zum nächsten Mal und eine weitere, bis Max

schließlich jegliches Zeitgefühl verloren hatte. Er wurde weggebracht, in eine andere kleine Vorratskammer, wo es heller war, die Besuche häufiger kamen und mit ihnen mehr Essen. Nur die Zeit lief ihm davon.

»Ich muss bald gehen«, sagte sein Freund Walter Kugler zu ihm. »Du weißt schon - an die Front.«

»Es tut mir leid, Walter.«

Walter Kugler, Max' Freund aus Kindertagen, legte die Hand auf die Schulter des Juden. »Es könnte schlimmer sein.« Er schaute seinem

Freund in die Augen. »Es könnte dich treffen.«

Dies war ihr letztes Beisammensein. Ein letztes Mal wurde ein Beutel in die Ecke gelegt. Und diesmal war eine Fahrkarte dabei. Walter schlug ***Mein Kampf*** auf und legte sie hinein, zu der Karte, die er zusammen mit dem Buch mitgebracht hatte. »Seite dreizehn.« Er lächelte. »Das bringt Glück.«

»Das bringt Glück«, wiederholte Max, und die beiden umarmten sich.

Die Tür schloss sich. Max öffnete das Buch und betrachtete die Fahrkarte.

Stuttgart über Ulm nach München. Der Zug fuhr übermorgen, gerade noch früh genug, um den letzten Anschlusszug nach Pasing zu erreichen. Von Pasing aus würde Max laufen. Die Karte befand sich bereits in seinem Kopf. Der Schlüssel klebte immer noch innen im Buchdeckel.

Er blieb eine halbe Stunde lang sitzen. Erst dann stand er auf, ging zu dem Päckchen und öffnete es. Abgesehen von etwas zu essen, lagen noch ein paar andere Gegenstände darin.

WALTER KUGLERS ZUSÄTZLICHE GABEN

Ein kleiner Rasierer. Ein Löffel - als Ersatz für einen Spiegel. Rasiercreme. Eine Schere.

Als Max ging, war die Vorratskammer leer. Bis auf den Boden. »Auf Wiedersehen«, flüsterte er.

Das Letzte, was er sah, war der kleine Hügel aus Haaren, der lässig gegen die Wand gelehnt dalag.

Auf Wiedersehen.

Mit einem frisch rasierten Gesicht und leicht schräg geschnittenen, aber ordentlichen Haaren war er als neuer

Mensch aus dem Haus gegangen. Er ging hinaus als Deutscher. - Wartet mal! Er ***war*** doch ein Deutscher. Oder besser gesagt: Er war mal einer gewesen.

In seinem Bauch rumorten die Nahrung und die Übelkeit.

Er ging zum Bahnhof.

Er zeigte seine Fahrkarte und seinen Ausweis vor und setzte sich in ein kleines Abteil, geradewegs ins Scheinwerferlicht der Gefahr.

»Papiere.«

Das war es, wovor er sich gefürchtet hatte.

Es war schlimm genug gewesen, als man ihn auf dem Bahnsteig angehalten und überprüft hatte. Er war sich sicher, dass er es kein zweites Mal überstehen würde.

Die zitternden Hände.

Der Geruch - nein, der Gestank - vor Schuld. Er konnte es einfach nicht mehr ertragen.

Glücklicherweise kamen die Kontrolleure früh auf ihrem Rundgang zu

ihm und wollten lediglich die Fahrkarte sehen. Es blieben das Fenster auf kleine Städte hinaus, Gemeinschaften aus Lichtern, und die Frau, die ihm gegenüber im Abteil saß und schnarchte.

Die meiste Zeit der Reise kämpfte er sich durch das Buch und versuchte, nicht aufzuschauen.

Die Worte lümmelten sich in seinem Mund, während er sie las.

Doch obwohl er unentwegt die Seiten umschlug und ein Kapitel nach dem anderen las, waren es merkwürdigerweise nur zwei Worte, die

er schmecken konnte.

Mein Kampf.

Der Titel, immer wieder der Titel, während der Zug weiterratterte, von einer deutschen Stadt zur nächsten.

Mein Kampf.

Ausgerechnet das sollte ihn retten.

SCHWINDLER

Man könnte behaupten, dass Liesel Meminger es leicht hatte. Das stimmte auch, verglichen mit Max Vandenburg.

Sicher, ihr Bruder war in ihren Armen gestorben. Ihre Mutter hatte sie verlassen.

Aber alles war besser, als Jude zu sein.

In der Zeit kurz vor Max' Ankunft ging ein weiterer Wäschekunde verloren. Diesmal waren es die Weingartners. Die Küche der Hubermanns vernahm die obligatorische Schimpferei, und Liesel tröstete sich damit, dass immer noch zwei übrig waren. Glücklicherweise war einer der Kunden der Bürgermeister, mit seiner Frau und den Büchern.

Was Liesels andere Aktivitäten betraf, so zog sie immer noch mit Rudi Steiner um die Häuser. Ich würde sogar behaupten, dass die beiden ungeniert ihre niederträchtigen Vorlieben pflegten.

Sie unternahmen einige weitere Raubzüge mit Arthur Berg und seinen Freunden, begierig darauf, ihre Qualitäten unter Beweis zu stellen und ihr Repertoire in Sachen Diebstahl zu erweitern. Von einem Bauernhof klauten sie Kartoffeln, von dem anderen Zwiebeln. Ihr größter Coup allerdings gelang ihnen zu zweit.

Ein Vorteil davon, dass man ständig

durch die Stadt lief, war - wie sich zuvor schon einmal erwiesen hatte - die Möglichkeit, Dinge auf dem Boden zu finden. Ein weiterer war die Gelegenheit, Leute zu beobachten beziehungsweise bestimmte Leute zu bespitzeln, die Woche für Woche einer ganz bestimmten Tätigkeit nachgingen.

Otto Sturm, einer ihrer Schulkameraden, war so jemand. Jeden Freitagnachmittag fuhr er mit dem Fahrrad zur Kirche, um dem Pfarrer Lebensmittel zu bringen.

Einen ganzen Monat lang beobachteten die beiden Otto, während sich das gute Wetter verabschiedete. Besonders Rudi

hatte sich fest vorgenommen, dass Otto an einem ungewöhnlich frostigen Freitag sein Ziel nicht erreichen würde.

»Diese ganzen Pfaffen«, erklärte Rudi, als sie durch die Stadt gingen. »Die sind doch sowieso zu fett. Die können es eine Woche lang ohne Essen aushalten.« Liesel konnte ihm nur zustimmen. Zunächst einmal war sie nicht katholisch. Außerdem nagte der Hunger an ihr. Wie immer trug sie die Wäsche. Rudi schleppte zwei Eimer voll kaltem Wasser oder - wie er es ausdrückte - zwei Eimer mit zukünftigem Eis.

Kurz vor zwei Uhr nachmittags ging er

ans Werk.

Ohne zu zögern, goss er das Wasser auf die Straße, genau dort, wo Otto um die Ecke geradelt kommen würde.

Liesel musste es eingestehen.

Nachdem ihr anfängliches leises Schuldgefühl verflogen war, musste sie zugeben, dass der Plan perfekt war, oder wenigstens so perfekt, wie es nur möglich war. Jeden Freitagnachmittag kurz nach zwei Uhr bog Otto Sturm in die Münchener Straße ein. Die Lebensmittel hingen in einem Korb vor ihm an der Lenkstange. An diesem

Freitag würde er nicht weiter kommen
als bis hierher.

Die Straße war schon eisig, aber Rudi
fügte ihr einen zweiten Belag hinzu. Er
konnte sich das Grinsen kaum
verkneifen. Es glitt ihm übers Gesicht
wie ein Rodelschlitten.

»Komm jetzt«, sagte er, »dort hinein, in
den Busch.«

Nach etwa fünfzehn Minuten trug ihr
diabolischer Plan Früchte - im wahrsten
Sinne des Wortes.

Rudi deutete mit seinem Finger durch

eine Lücke im Laub des Büschs. »Da ist er.« Otto kam um die Ecke, so ahnungslos wie ein Lamm.

In Sekundenschnelle hatte er die Kontrolle über sein Fahrrad verloren, rutschte über das Eis und blieb mit dem Gesicht nach unten auf der Straße liegen.

Als er sich nicht mehr bewegte, schaute Rudi Liesel erschrocken an. »Christus steh uns bei«, sagte er, »glaubst du, wir haben ihn umgebracht?« Er kroch langsam aus seinem Versteck. Dann schnappte er sich den Korb, und die beiden gaben Fersengeld.

»Hat er geatmet?«, fragte Liesel, als sie ein gutes Stück entfernt waren.

»Keine Ahnung«, sagte Rudi und umklammerte den Korb.

Am Fuß des Hügels drehten sie sich um und sahen zu, wie Otto aufstand, sich zuerst am Kopf und dann im Schritt kratzte und überall nach dem Korb suchte.

»Dämlicher Scheißkopf.« Rudi grinste. Dann begutachteten sie ihre Beute. Brot, zerbrochene Eier, Äpfel und - Volltreffer! - Speck. Rudi hielt die fettige Schwarte an seine Nase und sog

genüsslich das Aroma ein. »Herrlich.«

So verlockend der Wunsch auch war, ihren Sieg für sich zu behalten, empfanden sie doch eine überwältigende Loyalität Arthur Berg gegenüber. Sie gingen zu seiner ärmlichen Mietswohnung in der Kempfstraße und zeigten ihm, was sie ergattert hatten. Arthur konnte nicht umhin, ihnen Lob zu zollen.

»Wem habt ihr das geklaut?«

Es war Rudi, der antwortete. »Otto Sturm.«

»Tja«, nickte Arthur, »wer immer das ist, ich bin ihm dankbar.« Er ging hinein und kehrte mit einem Brotmesser, einer Bratpfanne und einer Jacke wieder. Gemeinsam verließen sie das Haus. »Wir trommeln die anderen zusammen«, erklärte Arthur Berg. »Wir mögen zwar Kriminelle sein, aber wir sind keine Stinker.« Genauso wie bei der Bücherdiebin gab es auch bei ihm Grenzen.

Sie klopften an ein paar Türen, riefen von der Straße aus Namen zu Fenstern hinauf, und schon bald war die ganze Horde von Arthur Bergs Obst- und Gemüsedieben auf dem Weg zur Amper.

Sie wateten zur anderen Uferseite, entzündeten auf der ersten Lichtung ein Feuer und brieten, was von den Eiern noch zu verwenden war. Dann wurden Brot und Speck aufgeschnitten. Mit Händen und Messern wurde jeder Krümel von Otto Sturms Lieferung verspeist. Weit und breit war kein Pfarrer in Sicht.

Erst gegen Ende erhob sich ein Streit, und er betraf den Korb. Die Mehrheit der Jungen wollte ihn verbrennen. Fritz Hammer und Andi Schmeikl hätten ihn gerne behalten, aber einmal mehr stellte Arthur Berg seine außerordentliche moralische Einstellung unter Beweis.

»Ihr beide«, sagte er zu Rudi und Liesel.
»Ihr solltet diesem Sturm den Korb
zurückbringen. Ich bin der Meinung,
dass der arme Kerl wenigstens das
verdient.«

»Ach, komm schon, Arthur.«

»Ich will nichts davon hören, Andi.«

»Herrgott nochmal!«

»Der will auch nichts davon hören.«

Die Meute lachte, und Rudi Steiner nahm
den Korb. »Ich bringe ihn zurück und
hänge ihn bei den Sturms an den

Briefkasten.«

Er war keine zwanzig Meter weit gekommen, da schloss das Mädchen zu ihm auf. Sie würde zwar später nach Hause kommen, als gut für sie war, aber sie war sich der Tatsache bewusst, dass sie Rudi Steiner begleiten musste, bis zum Hof der Sturms auf der anderen Seite der Stadt.

Eine geraume Zeit lang gingen sie schweigend nebeneinanderher.

»Hast du ein schlechtes Gewissen?«, fragte Liesel endlich. Sie waren bereits auf dem Heimweg.

»Weswegen?«

»Du weißt schon.«

»Natürlich habe ich das, aber immerhin habe ich keinen Hunger mehr, und ich wette, *er* auch nicht. Du glaubst doch nicht etwa, dass die Pfaffen etwas zu essen bekämen, wenn die Sturms nicht mehr als genug davon hätten, oder?«

»Er ist so schlimm hingefallen.«

»Erinnere mich bloß nicht daran.« Aber Rudi Steiner konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. In den Jahren, die folgten, würde er ein Geber sein, einer,

der Brot verteilte, nicht einer, der es stahl - ein Beweis mehr für die widersprüchliche Natur des Menschen. Ein bisschen gut, ein bisschen böse. Man muss nur einen Schuss Wasser dazugeben und umrühren.

Fünf Tage nach ihrem bittersüßen Sieg über Otto Sturm tauchte Arthur Berg wieder auf und lud sie zu einem neuen Raubzug ein. Sie trafen ihn auf der Münchener Straße, auf dem Heimweg von der Schule. Es war ein Mittwoch. Arthur trug seine HJ-Uniform. »Wir ziehen morgen Nachmittag wieder los. Seid ihr dabei?«

Sie konnten nicht widerstehen. »Wo?« »Bei den Kartoffeln.«

Vierundzwanzig Stunden später überwanden Liesel und Rudi wieder einmal einen Stacheldrahtzaun und füllten ihren Sack.

Das Problem tauchte auf, als sie den Rückzug antreten wollten.

»Herr Jesus!«, brüllte Arthur. »Der Bauer!« Aber es war sein nächstes Wort, das Angst und Schrecken auslöste. Er schrie es heraus, als ob er bereits damit angegriffen würde. Sein Mund brach auseinander. Das Wort flog

heraus, und das Wort lautete: »Axt!«

Und tatsächlich - als sie sich umdrehten, kam der Bauer auf sie zugerannt, mit hoch erhobener Waffe.

Der ganze Haufen rannte auf den Zaun zu und kletterte in Sekundenschnelle darüber. Rudi, der am weitesten entfernt gewesen war, hatte sie schnell eingeholt. Trotzdem war er der Letzte. Er zog sein Bein hoch.

Es verhakte sich.

»Ah!«

Der Aufschrei des Gestrandeten.

Die Meute blieb stehen.

Instinktiv rannte Liesel zurück.

»Beeil dich!«, rief Arthur. Seine Stimme schien von weit her zu kommen, als ob er sie verschluckt hätte, bevor sie seinen Mund verlassen konnte.

Weißer Himmel.

Die anderen rannten.

Liesel hatte Rudi erreicht und zerrte an dem Stoff seiner Hose. Rudis Auger

waren vor Angst weit aufgerissen. »Schnell«, sagte er. »Er kommt.«

Aus weiter Ferne konnten sie immer noch die sie zurücklassenden Schritte hören, als plötzlich eine weitere Hand den Stacheldraht packte und ihn von Rudi Steiners Hose wegriss. Ein Stück Stoff blieb an dem Stahlstachel hängen, aber der Junge war frei und konnte entkommen.

»Jetzt bewegt euch«, befahl Arthur. In diesem Moment erreichte der Bauer den Zaun. Er fluchte und rang nach Atem. Die Axt klebte - mit letzter Kraft, wie es schien - an seiner Seite. Er schrie ihnen

die nutzlosen Worte des Beraubten hinterher.

»Ich lasse euch einsperren! Ich finde euch! Ich finde heraus, wer ihr seid!«

Da drehte sich Arthur um und gab Auskunft.

»Sein Name ist Owens!« Er sprang davon und rannte hinter Liesel und Rudi her. »Jesse Owens!«

Endlich waren alle in Sicherheit und kämpften darum, wieder zu Atem zu kommen. Arthur Berg trat zu Liesel und Rudi. Rudi konnte ihm nicht in die

Augen sehen. »Das ist uns allen schon mal passiert«, sagte Arthur, der Rudis Enttäuschung spürte. Sagte er die Wahrheit? Sie wussten es nicht und würden es nie herausfinden.

Ein paar Wochen später zog Arthur Berg nach Köln.

Ein Mal sahen sie ihn noch, auf einer von Liesels Wäschetouren. In einer Seitengasse der Münchener Straße überreichte er Liesel eine braune Papiertüte mit einem Dutzend Esskastanien Er grinste. »Ich habe Beziehungen.« Dann verkündete er seinen Weggang, schenkte ihnen ein

letztes, pickliges Lächeln und verpasste
beiden einen Klaps auf die Stirn. »Esst
nicht alle auf einmal.« Sie sahen Arthur
Berg nie wieder.

Was mich betrifft - ja, ich begegnete ihm
noch ein Mal.

EINE KLEINE VERBEUGUNG VO
ARTHUR BERG, DER IMME
NOCH UNTER DEN LEBENDE
WEILT

**Der Himmel über Köln war gelb und
faulig, franste an den Kanten aus. Er
saß mit dem Rücken an eine Mauer
gelehnt, mit einem Kind in den Armen.**

Seine Schwester. Als sie aufhörte zu atmen, blieb er bei ihr, und ich spürte, dass er sie noch stundenlang halten würde. In seiner Tasche steckten zwei gestohlene Äpfel.

Diesmal machten sie es besser. Sie aßen jeder eine Kastanie. Dann gingen sie von Tür zu Tür und verkauften den Rest.

»Wenn Sie ein bisschen Kleingeld übrig haben«, sagte Liesel an jeder Haustür, »dann können Sie ein paar Esskastanien bekommen.« Am Ende besaßen sie sechzehn Pfennige.

»Und jetzt«, grinste Rudi, »lass uns

Rache nehmen.«

Am selben Nachmittag noch kehrten sie
bei Frau Lindner ein, heilhitlerten brav
und warteten.

»Schon wieder gemischte Bonbons?«,
schmunzelte sie, woraufhin sie nickten.
Das Geld spritzte auf die Theke, und
Frau Lindners Schmunzeln fiel
auseinander.

»Ja, Frau Lindner«, sagten sie im Chor.
»Gemischte Bonbons, bitte.«

Der gerahmte Führer blickte stolz auf sie
hinab.

Es war der Triumph vor dem Sturm.

DER KÄMPFER: LETZTE RUNDE

Mit der Spielerei hat es nun bald ein Ende, nicht aber mit dem Spektakel. Ich halte Liesel Meminger in einer Hand und Max Vandenburg in der anderen. Bald schon werde ich sie zusammenprallen lassen. Lasst mir noch ein paar Seiten Zeit.

Der Kämpfer.

Wenn sie ihn heute Nacht umbrächten, würde er wenigstens lebendig sterben.

Die Zugfahrt war nun Vergangenheit. Die schnarchende Frau hatte sich vermutlich in dem Abteil ausgestreckt, das heute Nacht ihr Bett sein würde. Jetzt lagen nur noch Schritte zwischen Max und der Rettung. Schritte und Gedanken. Und Zweifel.

In seinen Gedanken folgte er dem Weg auf der Karte, von Pasing nach Molching. Es war schon spät, als er die Kleinstadt vor sich sah. Seine Beine taten schrecklich weh, aber er war fast da - an dem gefährlichsten Ort, an dem er sich befinden konnte. Nah genug, um ihn zu berühren.

Wie beschrieben, fand er die Münchener Straße und betrat den Bürgersteig.

Alles versteifte sich.

Glühende Taschen aus Straßenbeleuchtung. Dunkle, untätige Gebäude.

Das Rathaus stand wie ein riesiger Junge da, der die Hand zur Faust geballt hatte, zu groß für sein Alter. Die Kirche verschwand in der Dunkelheit, je weiter sein Auge nach oben wanderte.

Alles betrachtete ihn.

Er zitterte.

Er warnte sich: »Halt die Augen offen.«

(Deutsche Kinder hielten Ausschau nach verlorenen Münzen. Deutsche Juden waren auf der Hut vor einer möglichen Gefangennahme.)

Er hielt sich weiterhin an die Zahl dreizehn, die ihm Glück bringen sollte, und so zählte er seinen Weg in Abschnitten von je dreizehn Schritten ab. Nur noch dreizehn Schritte, sagte er sich. Komm schon, noch dreizehn Schritte. Schätzungsweise neunzig Dreizehnerabschnitte machte er, bis er

endlich an der Ecke der Himmelstraße stand.

In einer Hand hielt er seinen Koffer.

Die andere umklammerte immer noch ***Mein Kampf.***

Beides war schwer, und beides wurde von einer sanften Schweißabsonderung liebkost.

Jetzt bog er in die Seitenstraße ein und ging auf das Haus Nummer 33 zu. Er unterdrückte das Verlangen zu lächeln, unterdrückte das Verlangen zu schluchzen oder sich auch nur die

Geborgenheit vorzustellen, die ihn möglicherweise erwartete. Er gemahnte sich daran, dass dies nicht die richtige Zeit für Hoffnung war. Sicher, er konnte sie beinahe berühren. Er konnte sie fühlen, gerade außerhalb seiner Reichweite. Statt dieses Gefühl anzuerkennen, beschäftigte er sich wieder mit der Frage, was er tun sollte, wenn er im letzten Moment geschnappt oder die falsche Person hinter der Haustür auf ihn warten würde.

Natürlich empfand er auch ein kratzendes Empfinden von Sünde.

Wie konnte er das tun?

Wie konnte er hier auftauchen und diese Leute bitten, ihr Leben für ihn zu riskieren? Wie konnte er so selbstsüchtig sein?

33.

Sie schauten einander an.

Das Haus war bleich, wirkte beinahe kränklich, mit einem eisernen Gartentor und einer braunen, mit Spuckeflecken übersäten Haustür.

Aus seiner Tasche zog er den Schlüssel. Er funkelte nicht, sondern lag trüb und müde in seiner Hand. Eine Sekunde lang drückte er ihn und erwartete fast, dass er

in seiner Hand schmelzen und sein Handgelenk hinabtropfen würde. Er tat es nicht. Das Metall war fest und flach, mit einer gesunden Zahnreihe, und er drückte sie so lange, bis sie ihn biss.

Langsam beugte sich da der Kämpfer vor, lehnte seine Wange gegen das Holz und holte den Schlüssel aus seiner Faust.

TEIL 4

DER ÜBERSTEHMANN

Es wirken mit:

der Akkordeonspieler - ein Versprechen,

das gehalten wird - ein gutes Mädchen - ein jüdischer Faustkämpfer - Rosas Zorn - eine Mahnung - ein Schläfer - der Austausch von Albträumen - und einige Seiten aus dem Keller

DER AKKORDEONSPIELER

(Das geheime Leben des Hans Hubermann)

Ein junger Mann stand in der Küche. Der Schlüssel in seiner Hand fühlte sich an, als würde er in seine Haut hineinrosten.

Er sagte nicht »Hallo« oder »Bitte helfen Sie mir« oder was man sonst noch hätte erwarten können. Er stellte zwei Fragen.

ERSTE FRAGE

»Hans Hubermann?«

ZWEITE FRAGE

»Spielen Sie immer noch Akkordeon?«

Unbehaglich betrachtete der junge Mann die menschliche Gestalt vor sich. Er schabte seine Stimme hervor und reichte sie durch die Dunkelheit, als ob das

alles wäre, was von ihm übrig geblieben war.

Papa, wachsam und entgeistert, trat näher.

Zur Küche gewandt, flüsterte er: »Natürlich spiele ich noch.«

Alles begann vor vielen Jahren, im Ersten Weltkrieg.

Sie sind seltsam, diese beiden Kriege.

Voller Blut und Gewalt - aber auch voller Geschichten, die genauso schwer zu begreifen sind »Es stimmt«, murmelt

so mancher. »Es ist mir egal, ob du mir glaubst oder nicht. Es war dieser Fuchs, der mir das Leben rettete.« Oder: »Rechts und links von mir krepierten sie, und ich blieb stehen. Ich bekam als Einziger keine Kugel zwischen die Augen. Warum ich? Warum ich und nicht sie?«

Hans Hubermanns Geschichte war diesen nicht unähnlich. Als ich sie mir in den Worten der Bücherdiebin zu Gemüte führte, wurde mir klar, dass Hans und ich in dieser Zeit ein paar Mal aneinander vorbeigegangen waren, aber von Angesicht zu Angesicht getroffen hatten wir uns nie. Ich selbst hatte

damals viel zu tun. Was Hans betrifft, so denke ich, dass er sein Möglichstes tat, um mir aus dem Weg zu gehen.

Als ich mich das erste Mal in seiner Nähe befand, war Hans zweiundzwanzig Jahre alt und kämpfte in Frankreich. Die Mehrzahl der jungen Männer in seiner Einheit war begierig auf die Schlacht. Hans war unsicher. Ich hatte ein paar von ihnen unterwegs aufgelesen, kann aber guten Gewissens sagen, dass ich Hans Hubermann niemals zu nahe kam. Er hatte entweder zu viel Glück, oder er verdiente es zu leben. Oder er hatte einen guten Grund, am Leben zu hängen.

In der Armee fiel er nicht auf, weder positiv noch negativ. Er konnte mittelmäßig schnell laufen, mittelmäßig klettern, und er schoss gerade anständig genug, um seine Vorgesetzten nicht zu empören. Aber er war auch nicht so gut, dass er zu den Auserwählten gehört hätte, die mir an vorderster Front direkt in die Arme liefen.

EINE KURZE, ABE BEMERKENSWERTE BEOBACHTUNG

In all den Jahren habe ich so viele junge Männer gesehen, die der Meinung waren, auf andere junge

Männer zuzulaufen. Aber das stimmt nicht. Sie alle liefen mir zu.

Er war fast sechs Monate im aktiven Dienst, ehe er nach Frankreich kam, wo ein denkwürdiges Ereignis sein Leben rettete. Aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, könnte man behaupten, dass in all dem Irrsinn des Krieges dieses Ereignis tatsächlich einen Sinn ergab.

Insgesamt hatte ihn die Zeit, die er bislang im Großen Krieg verbracht hatte, über alle Maßen erstaunt, von dem Moment an, in dem er in die Armee eingetreten war. Es war wie eine Fortsetzungsgeschichte. Tag für Tag für

Tag. Für Tag:

Die Gespräche der Kugeln.

Ruhende Männer.

Die besten schmutzigen Witze der Welt.

Kalter Schweiß - dieser bösartige kleine Freund, der sein Verweilen in den Achselhöhlen und Hosen über Gebühr in die Länge zieht.

Am meisten genoss er die Kartenspiele, gefolgt von der einen oder anderen Partie Schach, obwohl er armselig spielte. Und die Musik. Immer die

Musik.

Es gab da einen Mann, der etwa ein Jahr
älter war als er selbst, ein deutscher
Jude namens Erik Vandenburg, der ihm
das Akkordeonspielen beibrachte. Die
beiden wurden allmählich zu Freunden,
auch aufgrund des Umstands, dass keiner
der beiden sonderlich am Kämpfen
interessiert war. Sie zogen es vor, sich
Zigaretten zu drehen statt sich selbst in
Schnee und Schlamm. Sie übten lieber
das Akkordeonspielen als das Schießen.
Eine feste Freundschaft wurde auf
Glücksspiel, Zigaretten und Musik
erbaut, von dem gemeinsamen Wunsch
zu überleben ganz zu schweigen. Das

einzig Ärgerliche bei der Sache war, dass man Erik Vandenburg später in etliche Stücke zerschossen auf einem grasbewachsenen Hügel finden würde. Seine Augen waren offen, und sein Ehering war gestohlen worden. Ich schaufelte seine Seele und die einiger anderer zusammen, und wir zogen ab. Der Horizont hatte die Farbe von Milch. Kalt und frisch. Herausgelaufen zwischen den Leichen.

Alles, was von Erik Vandenburg übrig blieb, waren ein paar persönliche Gegenstände und das mit Fingerabdrücken übersäte Akkordeon. Alles außer dem Instrument schickte man

heim. Das Akkordeon hielt man für zu groß. Es stand auf dem Behelfsbett im Hauptquartier und sah aus, als würde es sich Vorwürfe machen. Man überließ es dem Freund, Hans Hubermann, der zufällig der einzige Mann war, der überlebt hatte.

UND DAS KAM SO

An diesem Tag zog er nicht in die Schlacht.

Das hatte er Erik Vandenburg zu verdanken. Oder genauer gesagt Erik Vandenburg und der Zahnbürste des Feldwebels.

An diesem Morgen, kurz bevor sie ausrücken mussten, trat Feldwebel Stephan Schneider in die Unterkunft und ließ die Soldaten strammstehen. Er war beliebt bei den Männern, denn er besaß Sinn für Humor und für Streiche, wurde aber besonders geschätzt, weil er niemals jemandem in eine Schlacht folgte. Er ging stets voran.

Manchmal kam er in das Quartier der Männer und stellte Fragen wie »Wer kommt aus Pasing?« oder »Wer kann gut rechnen?« oder, an jenem schicksalhaften Morgen: »Wer von euch hat eine schöne Handschrift?«

Niemand meldete sich mehr freiwillig, seit er beim ersten Mal, als sich ein eifriger junger Soldat namens Philipp Schlink stolz gemeldet und gesagt hatte: »Ich komme aus Pasing!«, den armen Tropf dazu verdonnert hatte, das Scheißhaus mit einer Zahnbürste zu schrubben.

Ihr könnt euch sicher vorstellen, warum niemand die Hand hob, als der Feldwebel nach einem Schönschreiber verlangte. Die Soldaten dachten, dass sie sich möglicherweise einer gründlichen Hygieneinspektion unterziehen oder die dreckverkrusteten Stiefel irgendeines Leutnants putzen

müssten.

»Also bitte«, tadelte Schneider seine Männer. Sein Haar war mit jeder Menge Pomade am Kopf angeklebt und glänzte, wobei wie üblich an seinem Scheitel eine kleine Haarsträhne wachsam in die Höhe ragte. »Wenigstens einer von euch Mistkerlen ist doch bestimmt in der Lage, anständig zu schreiben.«

In der Ferne ertönte Kanonendonner. Das führte zu einer leichten Unruhe.

»Hört zu«, sagte Schneider, »diesmal ist es anders. Es wird den ganzen Morgen dauern, wenn nicht länger.« Er konnte

ein Lächeln nicht unterdrücken. »Schlink
hat das Scheißhaus geschrubbt, während
ihr anderen Karten gespielt habt. Aber
diesmal geht ihr ***da*** raus.«

Leben oder Stolz.

Er hatte offensichtlich die Hoffnung,
dass einer seiner Männer so klug war,
das Leben zu wählen.

Erik Vandenburg und Hans Hubermann
wechselten einen Blick. Wenn jetzt
jemand vortrat, würde ihm seine Einheit
später das Leben zur Hölle machen.
Niemand schätzte einen Feigling.
Andererseits, wenn einer einen anderen

vorschlug ...

Immer noch meldete sich niemand, aber eine Stimme trat heraus und schlenderte auf den Feldwebel zu. Sie blieb vor seinen Stiefeln hocken und wartete auf einen kräftigen Fußtritt. Sie sagte: »Der Hubermann, Herr Feldwebel.« Die Stimme gehörte Erik Vandenburg. Er glaubte ganz offensichtlich, dass für seinen Freund noch nicht der Tag gekommen sei, um zu sterben.

Der Feldwebel schritt durch das Spalier aus Soldaten.

»Wer war das?«

Er war ein hervorragender Schreiter, dieser Stephan Schneider - ein klein gewachsener Mann, der alles in Eile tat, egal ob er sprach, sich bewegte oder handelte. Während er zwischen den beiden Reihen aus Soldaten auf und ab ging, schaute Hans geradeaus und wartete darauf, dass Schneider verkündete, um was es ging. Vielleicht war eine der Krankenschwestern unpässlich, und man brauchte jemanden, der die entzündeten Wunden verletzter Soldaten neu verband.

Oder aber es warteten Tausende von Briefumschlägen darauf, abgeleckt zu werden, damit sie Todesnachrichten

nach Hause tragen konnten.

In diesem Moment wurde die Stimme noch einmal nach vorne getragen und zog ein paar weitere mit sich. »Der Hubermann«, ertönte ein vielfältiges Echo. Erik fügte sogar hinzu: »Tadellose Handschrift, Herr Feldwebel, tadellos.«

»Dann ist es also abgemacht.« Ein schmales, rundes Grinsen. »Hubermann, Sie sind mein Mann.«

Der schlaksige junge Soldat trat vor und erkundigte sich, worin seine Pflicht bestehen werde.

Der Feldwebel seufzte. »Der Hauptmann muss einigen Schriftverkehr erledigen, ein paar Dutzend Briefe, und er hat schlimmes Rheuma in den Fingern, oder Arthritis. Sie werden diese Briefe schreiben.«

Dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um sich zu beklagen, besonders wenn man bedenkt, dass Schlink die Toiletten hatte putzen und ein anderer Soldat, Pflegger, tatsächlich Briefumschläge hatte ablecken müssen, und zwar so viele, dass sich zunächst seine Zunge und später seine ganze Mundhöhle entzündete.

»Jawohl, Herr Feldwebel.« Hans nickte und damit war es beschlossene Sache. Seine Schreibqualitäten waren, gelinde gesagt, recht zweifelhaft, aber er hielt sich für vom Glück gesegnet. Er schrieb die Briefe, so gut er konnte, während seine Kameraden in die Schlacht zogen.

Keiner von ihnen kehrte zurück.

Das war das erste Mal, dass Hans Hubermann mir entwischte. Im Ersten Weltkrieg. Das zweite Mal würde es 1943 in Essen passieren. Zwei Kriege, zwei Entkommen. Einmal jung, einmal in den besten Jahren.

Nicht viele Menschen haben das Glück, mir zwei Mal ein Schnippchen zu schlagen.

Während des ganzen restlichen Krieges schleppte er das Akkordeon mit sich herum.

Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg machte er Erik Vandenburgs Familie in Stuttgart ausfindig. Vandenburgs Frau erklärte ihm, dass er das Akkordeon behalten könne. Ihre Wohnung war voll mit Instrumenten, und es würde sie zu sehr aufregen, dieses besondere Akkordeon anschauen zu müssen. Die anderen reichten ihr als Erinnerung,

genauso wie ihr Beruf, den sie einstmals mit ihrem Mann geteilt hatte. Sie gab Musikunterricht.

»Er hat mir beigebracht zu spielen«, sagte Hans zu ihr, als ob das etwas helfen würde.

Vielleicht tat es das wirklich, denn die am Boden zerstörte Frau bat ihn, etwas für sie zu spielen. Sie weinte still vor sich hin, während er ungeschickt auf die Knöpfe und Tasten drückte. Er spielte einen Walzer: »An der schönen blauen Donau«. Es war Erik Vandenburgs Lieblingsstück gewesen.

»Wissen Sie«, sagte Hans Hubermann, »er hat mir das Leben gerettet.« Der Raum war nur spärlich mit Licht und Luft gesegnet. »Er... Wenn es jemals irgendetwas gibt, was Sie brauchen...«

Er legte einen Zettel mit seinem Namen und seiner Adresse auf den Tisch.

»Ich bin Anstreicher von Beruf. Ich kann Ihre Wohnung anstreichen, umsonst, wann immer Sie möchten.«

Er wusste, dass sein Angebot einen völlig unzureichenden Ersatz darstellte, aber er unterbreitete es dennoch.

Die Frau nahm den Zettel, und kurz darauf kam ein kleines Kind herein und kletterte auf ihren Schoß.

»Das ist Max«, sagte die Frau. Der Junge war zu klein und zu schüchtern, um etwas zu sagen. Er war hager, mit weichem Haar, und seine runden, schlammfarbenen Augen schauten zu, als der Fremde in dem schweren Raum ein weiteres Lied spielte. Er schaute von einem zum anderen, auf den Mann, der spielte, und auf die Frau, die weinte. Die Noten griffen nach ihren Augen. So viel Traurigkeit.

Hans ging.

»Du hast mir nie etwas gesagt«, sprach er zu dem toten Erik Vandenburg und der Kulisse von Stuttgart. »Du hast mir nie gesagt, dass du einen Sohn hast.«

Nach einem Moment des Innehaltens und Kopfschüttelns kehrte Hans nach München zurück. Nie hätte er erwartet, jemals wieder von diesen Leuten zu hören.

Was er nicht wusste, war, dass seine Hilfe eines Tages dringend nötig sein würde, allerdings nicht in seiner Funktion als Anstreicher. Doch bis dahin sollten rund zwanzig Jahre vergehen.

Es dauerte einige Wochen, bevor er wieder arbeitete. In den Monaten mit gutem Wetter schuftete er nach Leibeskräften, und selbst im Winter sagte er ein ums andere Mal zu Rosa, dass die Kunden zwar nicht bei ihm Schlange standen, aber hin und wieder schneite doch der eine oder andere herein.

Mehr als zehn Jahre lang ging alles gut.

Hans junior und Trudi kamen zur Welt. Sie wuchsen auf, besuchten ihren Papa auf der Arbeit, klatschten Farbe auf Wände und reinigten Pinsel.

Als Hitler 1933 an die Macht kam, geriet Hans Hubermanns Arbeitsleben in Schieflage. Die meisten Deutschen traten in die NSDAP ein. Hans nicht. Er hatte diese Entscheidung gründlich überdacht.

WAS SICH HANS HUBERMANN DABEI DACHTE

Er war weder gebildet noch politisch engagiert, aber er war ein Mann, dem Gerechtigkeit am Herzen lag. Ein Jude hatte einst sein Leben gerettet, und das hatte er nicht vergessen. Er konnte keiner Partei beitreten, die andere Menschen derart zu Feindbildern verzerrte.

Ähnlich wie bei Alex Steiner waren auch viele seiner Kunden Juden. Wie viele Juden, so glaubte auch Hans, dass der Hass nicht andauern würde. Es war eine bewusste Entscheidung, sich nicht hinter Hitler zu stellen. In vielerlei Hinsicht war es eine katastrophale Entscheidung.

Als die Verfolgung begann, wurde die Auftragslage merklich schlechter. Am Anfang war es nicht so schlimm, aber bald schon verlor er einen Kunden nach dem anderen. Die Auftragszettel schienen von dem sich erhebenden Nazisturm davongeweht zu werden.

Eines Tages traf er einen alten Bekannten, Herbert Bollinger, in der Münchener Straße. Bollinger war ein Mann mit einem schier unermesslichen Körperumfang, der Hochdeutsch sprach. (Er kam aus Hamburg.) Zunächst schaute der Mann vor sich zu Boden, soweit es sein ausladender Bauch erlaubte, aber als sein Blick zu dem Anstreicher zurückkehrte, bereitete ihm die Frage, die er im Gesicht des anderen las, sichtlich Unbehagen. Es gab für Hans eigentlich keinen Grund, diese Frage zu stellen, aber er tat es trotzdem.

»Was ist nur los, Herbert? Mir laufen die Kunden schneller weg, als ich

gucken kann.«

Bollinger hatte sich wieder gefasst. Aufrecht stehend, formulierte er die Antwort als Gegenfrage: »Hans, bist du inzwischen Mitglied?«

»Von was?«

Aber Hans Hubermann wusste genau, wovon Bollinger sprach.

»Ach, komm schon, Hansi«, gab Bollinger zurück. »Stell dich doch nicht so dumm.«

Der hochgewachsene Anstreicher winkte

ab und ging weiter.

Die Jahre vergingen, und die Juden wurden nach Belieben im ganzen Land terrorisiert. Im Frühjahr 1937 hätte Hans Hubermann beinahe Schande über sich gebracht und nachgegeben. Er stellte einige Erkundigungen an und gab seinen Antrag auf Aufnahme in die Partei ab.

Sein Antragsformular lag bereits im Parteibüro in der Münchener Straße, da wurde er Zeuge, wie vier Männer Steine in das Schaufenster eines Bekleidungsgeschäftes warfen, das einem gewissen Kleinmann gehörte. Er führte einen der wenigen jüdischen

Läden, die in Molching noch geöffnet hatten. Im Verkaufsraum stotterte ein schmächtiger Mann vor sich hin und lief knirschend über zerbrochenes Glas, während er aufräumte. Ein senffarbener Stern war auf die Tür geschmiert worden. In schlampigen Buchstaben standen die Worte »Jüdischer Abschaum« darüber geschrieben. Die hektischen Bewegungen im Innern des Ladens verlangsamten sich zu einem verdrießlichen Schlurfen und verharrten dann gänzlich.

Hans kam näher und steckte den Kopf zur Tür herein. »Brauchst du Hilfe?«

Herr Kleinmann schaute auf. Ein Beser
hing nutzlos in seiner Hand. »Nein,
Hans. Bitte. Geh weg.«

Hans hatte im vorigen Jahr Joel
Kleinmanns Haus neu angestrichen. Er
erinnerte sich an die drei Kinder. Er sah
ihre Gesichter vor sich, konnte sich aber
nicht an die Namen erinnern.

»Ich komme morgen vorbei«, sagte er,
»und streiche dir die Tür neu an.« Was
er tat.

Das war der zweite Fehler.

Den ersten beging er direkt nach dem

eben beschriebenen Vorfall.

Er kehrte dorthin zurück, woher er gekommen war, und schlug mit der Faust zuerst gegen die Tür und dann gegen das Fenster des NSDAP-Büros. Das Gla erschauerte, aber niemand antwortete. Alle waren schon nach Hause gegangen. Ein Mitglied ging gerade in die entgegengesetzte Richtung davon. Als er das Glas klirren hörte, kehrte er um und erkannte den Anstreicher.

Er fragte, was los sei.

»Ich kann nicht beitreten«, verkündete Hans. Der Mann war schockiert.

»Warum nicht?«

Hans betrachtete die Knöchel seiner rechten Hand und schluckte. Er konnte bereits jetzt seinen Fehler schmecken, wie eine Tablette aus Metall in seinem Mund. »Vergessen Sie's einfach.«

Und damit ging er nach Hause.

Worte folgten ihm nach.

»Denken Sie nochmal darüber nach, Herr Hubermann. Lassen Sie uns wissen, wie Sie sich entscheiden.«

Er beachtete sie nicht.

Am folgenden Morgen stand er früher als gewöhnlich auf, aber nicht früh genug.

Die Tür von Kleinmanns Bekleidungsgeschäft war noch feucht vom Tau. Hans versuchte sein Bestes. Er schaffte es, die ursprüngliche Farbe anzumischen, und verlieh der Tür einen anständigen Anstrich.

Ein harmlos wirkender Mann ging vorbei.

»Heil Hitler«, sagte er.

»Heil Hitler«, erwiderte Hans.

DREI KLEINE, ABE WESENTLICHE TATSACHEN

1. Der Mann, der da an Hans Hubermann vorbeiging, war Rolf Fischer, ein überzeugter Nazi.

2. Innerhalb von sechzehn Stunden standen neue Hetzworte auf der Tür.

3. Hans Hubermann wurde die Aufnahme in die NSDAP bis au Weiteres verweigert.

Im darauffolgenden Jahr war Hans froh, dass er seinen Mitgliedsantrag nicht offiziell zurückgezogen hatte. Während

die Mehrzahl der Anträge umgehend bewilligt wurde, stand sein Name noch immer auf einer Warteliste, und er selbst wurde misstrauisch beobachtet. Gegen Ende des Jahres 1938, nachdem die Juden im Zuge der Kristallnacht endgültig vertrieben worden waren, erhielten die Hubermanns Besuch von der Gestapo. Sie durchsuchten das Haus, und als man nichts Verdächtiges fand, konnte Hans Hubermann sich glücklich schätzen.

Er durfte bleiben.

Möglicherweise rettete ihn die Tatsache, dass er immerhin einen Antrag auf

Mitgliedschaft gestellt hatte und noch auf eine Entscheidung wartete. Aufgrund dessen - vielleicht auch, weil er ein guter Anstreicher war - wurde er geduldet.

Dann war da noch sein anderer Retter.

Es war das Akkordeon, das ihm vermutlich die Ächtung ersparte. Denn Anstreicher gab es überall in der Gegend, aber dank der kurzen Ausbildung, die Hans bei Erik Vandenburg genossen hatte, und dank zweier Jahrzehnte konsequenten Übens gab es in Molching niemanden, der so spielen konnte wie er. Es lag an seiner

Art zu spielen - sie war nicht vollkommen, aber voller Wärme. In seinem Spiel vermittelten selbst falsche Noten ein gutes Gefühl.

Er heilhitlerte, wenn es von ihm verlangt wurde, und er hisste an den entsprechenden Tagen die Hakenkreuzfahne. Er bereitete niemandem irgendwelche Schwierigkeiten.

Dann, am 16. Juni 1939 (das Datum hatte sich in sein Gedächtnis zementiert), etwas mehr als sechs Monate nach Liesels Ankunft in der Himmelstraße, geschah etwas, das Hans Hubermanns

Leben unwiderruflich veränderte.

Es war ein Tag, an dem er Arbeit hatte.

Er verließ das Haus um Punkt sieben Uhr morgens.

Er zog seinen Karren mit den Farbeimern und seinem Werkzeug hinter sich her und ahnte nicht, dass er verfolgt wurde.

Als er seine Arbeitsstelle erreichte, kam ein fremder junger Mann auf ihn zu. Er war blond und groß, und ernst.

»Sind Sie Hans Hubermann?«

Hans antwortete mit einem einsamen Nicken. Er griff nach einem Pinsel. »Der bin ich.« »Spielen Sie zufällig noch Akkordeon?«

Diesmal hielt Hans in der Bewegung inne und ließ den Pinsel, wo er war. Wieder nickte er.

Der Fremde rieb sich das Kinn, schaute sich um und sprach dann ganz leise, doch überdeutlich verständlich: »Und sind Sie ein Mann, der ein Versprechen hält?«

Hans nahm zwei Farbeimer aus dem Karren und lud den Fremden ein, sich zu ihm zu setzen. Ehe er die Einladung

annahm, streckte der junge Mann seine Hand aus und stellte sich vor. »Mein Name ist Walter Kugler. Ich komme aus Stuttgart.«

Sie saßen etwa eine Viertelstunde lang da und unterhielten sich leise. Dann verabredeten sie, sich später am Abend wieder zu treffen.

EIN GUTES MÄDCHEN

Im November 1940, als Max Vandenburg in die Küche der Himmelstraße 33 trat, war er vierundzwanzig Jahre alt. Seine Kleidung schien ihn zu Boden zerren zu

wollen, und seine Müdigkeit war so vollkommen, dass ein Zusammenzucken ihn hätte zerreißen können. Er stand zitternd und erschüttert auf der Türschwelle.

»Spielen Sie immer noch Akkordeon?«

Aber in Wirklichkeit lautete die Frage: »Werden Sie mir helfen?«

Liesels Papa ging zur Haustür und öffnete sie. Vorsichtig streckte er den Kopf hinaus und schaute nach rechts und links. Dann kam er wieder ins Haus. Das Urteil lautete: »Alles ruhig.«

Max Vandenburg, der Jude, schloss die Augen und sank ein wenig tiefer in die Geborgenheit hinein. Die bloße Vorstellung eines sicheren Hafens war lachhaft, aber er gab sich ihr dennoch hin.

Hans versicherte sich, dass die Vorhänge ordentlich zugezogen waren. Kein Spalt durfte zu sehen sein. Während er sich an den Fenstern zu schaffen machte, hielt es Max nicht länger aus. Er kauerte sich nieder und faltete die Hände.

Die Dunkelheit streichelte ihn. Seine Finger rochen nach Koffer, Metall, ***Mein***

Kampf und Überleben.

Erst als er seinen Kopf hob, drang das schwache Licht des Flurs in seine Augen. Er bemerkte ein Mädchen in einem Schlafanzug, das dort in voller Größe stand.

»Papa?«

Max stand auf, als hätte man ihn mit einem Ruck an Schnüren hochgezerrt. Die Dunkelheit um ihn herum schwoll an.

»Alles in Ordnung, Liesel«, sagte Papa »Geh wieder ins Bett.«

Sie zögerte noch einen Moment, ehe ihre Füße sie wieder davontrugen. Als sie noch einmal stehen blieb und sich einen letzten Blick auf den Fremden erlaubte, sah sie die Kontur eines Buches auf dem Tisch liegen.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, hörte sie Papa wispern. »Sie ist ein gutes Mädchen.«

Eine Stunde lang lag das gute Mädchen hellwach im Bett und lauschte dem leisen Gerangel von Stimmen in der Küche.

Es gab da noch eine unbekannte Größe.

EIN KURZER LEBENSLAUF EINES JÜDISCHEN FAUSTKÄMPFERS

Max Vandenburg wurde 1916 geboren. Er wuchs in Stuttgart auf.

Als er jung war, liebte er nichts mehr auf der Welt als einen guten Boxkampf.

Seine erste Prügelei bestand er im Alter von elf Jahren. Damals war er so hager wie ein angespitzter Besenstiel.

Wenzel Gruber.

Das war der, gegen den er kämpfte.

Dieser Gruber hatte ein Schandmaul und drahtige Locken. Die Anwesenden auf dem Spielplatz forderten einen Kampf, und keiner der beiden Jungen steckte zurück.

Sie kämpften wie Champions. Etwa eine Minute lang.

Gerade als die Sache interessant wurde, zog ein wachsames Elternteil die Jungen an den Kragen auseinander.

Ein Rinnsal aus Blut tropfte aus Max Mund.

Er leckte es ab, und es schmeckte gut.

Nicht viele Leute aus seiner Nachbarschaft waren Kämpfer, und wenn doch, so kämpften sie nicht mit ihren Fäusten. In jenen Tagen sagte man, dass ein Jude es vorzog, einfach dazustehen und alles einzustecken, die Schimpfworte zu überhören und sich still und leise nach oben zu arbeiten. Offenbar waren nicht alle Juden gleich.

Er war fast zwei Jahre alt, als sein Vater starb, als er auf einem grasbewachsenen Hügel in Stücke geschossen wurde.

Als er neun war, war seine Mutter

bankrott. Sie verkaufte die Musikschule, in der sie gleichzeitig wohnten, und zog mit ihrem Sohn ins Haus des Onkels. Dort wuchs er mit sechs Vettern auf, die ihn ärgerten, verprügelten und liebten. Die Prügeleien mit Isaak, dem Ältesten waren das frühe Training für seine späteren Faustkämpfe. Er wurde beinahe jeden Abend verdroschen.

Mit dreizehn traf ihn die nächste Tragödie: Sein Onkel starb.

Sein Onkel entsprach, anders als Max, dem Klischee: Er war kein Heißsporn, sondern ein stiller Mensch, der hart arbeitete und wenig verdiente. Er war in

sich gekehrt und opferte sich für seine Familie auf. Er starb an etwas, das in seinem Bauch wucherte. Etwas wie eine giftige Kegelkugel.

Wie so oft in solchen Fällen, stand die Familie um das Bett herum und schaute zu, wie er kapitulierte.

Zwischen Traurigkeit und Verlustgefühl war Max Vandenburg, der jetzt ein Jugendlicher mit harten Händen, blau geschlagenen Augen und einem entzündeten Zahn war, auch ein wenig enttäuscht. Sogar verstimmt. Er sah seinen Onkel langsam in dem Bett versinken und schwor sich, dass er nicht

so sterben würde.

Das Gesicht des Mannes war sc
nachgiebig.

So gelb und friedlich, trotz der
gewalttätigen Architektur seines
Schädels - die schier endlosen
Kieferkanten, die spitzen
Wangenknochen und die höhlenartigen
Augen. So friedlich, dass der Junge sich
wunderte.

Wo bleibt der Kampf?, fragte er sich.
Wo der Wille weiterzuleben?

Natürlich war er mit dreizehn Jahren ein

bisschen zu hart in seinem Urteil. Er hatte bisher nichts und niemandem ins Gesicht geschaut, was sich mit mir vergleichen ließ. Noch nicht.

Mit dem Rest der Familie stand er am Bett und schaute dem Mann beim Sterben zu - ein sicheres Hinübergleiten vom Leben in den Tod. Das Licht im Fenster war grau und orange, die Farben der Sommerhaut, und sein Onkel schien erleichtert, als das Atmen endgültig aufhörte.

Wenn der Tod mich einfängt, schwor sich der Junge, wird er erst meine Fäuste zu spüren bekommen.

Ich persönlich mag diese Einstellung. Welch törichte Tapferkeit. Ja.

Ich mag sie sehr.

Von diesem Moment an begann er, mit größerer Regelmäßigkeit zu kämpfen. Eine Gruppe von hartgesottenen Freunden und Feinden traf sich auf einem kleinen Platz in der Steberstraße, und sie kämpften im ersterbenden Licht des Tages. Bilderbuchdeutsche, der eine oder andere Jude,

die Jungs aus dem Osten. Es spielte keine Rolle. Es gab nichts Besseres als eine gute Prügelei, um die jugendliche

Energie auszutreiben. Selbst die Feindschaften waren nur hauchdünn von einer Freundschaft entfernt.

Er genoss die engen Kreise und das Unbekannte. Die Bittersüße der Unsicherheit: Siegen oder verlieren.

Es war ein Gefühl in seinem Magen, das brodelte und kochte, bis er dachte, er könne es nicht mehr länger aushalten. Die einzige Erlösung war der Schritt nach vorn und der Schlag, der ihm folgte. Max war nicht der Typ Junge, der sich mit Grübeln aufhielt.

Rückblickend war seine liebste Prügelei

seine fünfte gegen einen großen, starken und langgliedrigen Jungen namens Walter Kugler. Da waren sie fünfzehn. Walter hatte die vier vorhergehenden Begegnungen für sich entschieden, aber diesmal, das spürte Max, war etwas anders. Da war neues Blut in ihm - das Blut des Siegers -, und es war ein beängstigendes und zugleich erregendes Gefühl.

Wie immer hatte sich ein enger Kreis aus Jungen um sie gebildet. Unter ihnen befand sich der Schmutz des Bodens. Auf die Gesichter der Zuschauer hatte sich ein einmütiges Grinsen gelegt. Dreckige Finger hielten Geld

umklammert, und die Rufe und Schreie waren mit solcher Vitalität erfüllt, dass es nichts auf der Welt gab außer diesem Kreis.

Herrgott, welch unbändige Freude, welch unglaubliche Angst, welch herrlicher Tumult!

Die beiden Kämpfer wurden von der Gewalt des Augenblicks gepackt. Ihre Gesichter waren geladen, verzerrt vor Erregung. Großäugige Konzentration.

Nach etwa einer Minute, in der sie sich gegenseitig belauert hatten, rückten sie näher aufeinander zu und gingen mehr

Risiken ein. Immerhin war dies eine Straßenschlägerei, kein Titelkampf in einem Boxring. Sie hatten nicht den ganzen Tag Zeit.

»Los jetzt, Max!«, rief einer seiner Freunde. Zwischen den Worten war kein Atemhauch zu spüren. »Mach schon, Max, du hast ihn jetzt, du hast ihn jetzt, Judenjunge, du hast ihn, du hast ihn.«

Max war klein gewachsen, hatte weiche Haarbüschel, eine zerschlagene Nase und schlammige Augen. Er war einen guten Kopf kleiner als sein Gegner. Sein Kampfstil war bar jeder Eleganz. Er stand gebückt da, schob sich vor und

zielte mit schnellen Schlägen auf Kuglers Gesicht. Der andere Junge, der deutlich stärker und geschickter war, blieb aufrecht stehen und warf mit Hieben um sich, die beständig auf Max' Wangen und Kinn landeten.

Max hielt ihm stand.

Trotz des Hagels aus Schlägen und Knüffen ging er Kugler immer wieder an. Blut färbte seine Lippen. Bald schon würde es auf seinen Zähnen getrocknet sein.

Ein Brüllen erhob sich, als er niedergeschlagen wurde. Beinahe hätte

das Geld schon die Besitzer gewechselt.

Max stand auf.

Er wurde ein zweites Mal zu Boden geschickt, ehe er seine Taktik änderte. Er lockte Walter Kugler ein Stück näher an sich heran, als der andere eigentlich kommen wollte. Als er da war, wo Max ihn haben wollte, gelang ihm ein kurzer, heftiger Stoß mitten ins Gesicht. Er traf. Genau auf die Nase.

Kugler, plötzlich blind, taumelte zurück, und Max ergriff die Gelegenheit. Er rückte nach, sprang nach rechts und versetzte ihm noch einen Schlag ins

Gesicht, gefolgt von einem Hieb in die Rippen. Die Rechte, die den Kampf beendete, landete auf dem Kinn. Walter Kugler ging zu Boden. Sein blondes Haar war mit Dreckkrumen gesprenkelt. Seine Beine lagen lang und abgespreizt da. Tränen wie Kristalle flössen über seine Haut, obwohl er gar nicht weinte. Die Tränen waren aus ihm herausgeprügelt worden.

Der Kreis zählte.

Sie zählten immer, nur für den Fall. Stimmen und Zahlen.

Die Tradition verlangte, dass der

Verlierer am Ende des Kampfes die Hand des Siegers erhob. Als Kugler endlich wieder aufstand, ging er auf wackeligen Beinen zu Max Vandenburg und hob seinen Arm in die Höhe.

»Danke«, sagte Max zu ihm.

Kugler antwortete mit einer Warnung. »Das nächste Mal bringe ich dich um.«

Im Verlauf der Jahre kämpften Max Vandenburg und Walter Kugler insgesamt dreizehn Mal gegeneinander. Walter dürstete stets nach Rache für diesen ersten Sieg, den Max ihm gestohlen hatte, und Max versuchte,

seinen Augenblick des Triumphs zu wiederholen. Am Ende stand es 10: 3 für Walter.

Die Kämpfe gegeneinander dauerten bis 1933 an - bis sie beide siebzehn waren. Widerstrebender Respekt wandelte sich in echte Freundschaft, und das Verlangen, gegeneinander zu boxen, fiel von ihnen ab. Beide hatten Anstellungen, bis Max Ende 1935 gemeinsam mit allen anderen jüdischen Angestellten seine Arbeit in der Maschinenbaufabrik Jedermann verlor. Kurz zuvor waren die Nürnberger Gesetze in Kraft getreten, die es Juden untersagten, die deutsche Staatsbürgerschaft innezuhaben, und die

Ehen zwischen Deutschen und Juden verboten.

»Herrgott nochmal«, sagte Walter eines Abends, als sie sich auf dem kleinen Platz trafen, wo sie früher gekämpft hatten. »Das waren noch Zeiten, nicht wahr? Damals gab es diesen Irrsinn noch nicht. Heutzutage könnten wir niemals so kämpfen.«

Max widersprach. »Doch, könnten wir. Du darfst zwar keine Jüdin heiraten, aber es gibt kein Gesetz, das dich daran hindert, einen Juden zu verprügeln.«

Walter grinste. »Wahrscheinlich gibt es

sogar eine Belohnung dafür - natürlich nur, wenn man gewinnt.«

In den nächsten paar Jahren sahen sie sich nur noch gelegentlich. Max wurde wie alle Juden ständig abgewiesen und geschmäht, während Walter sich in seine Arbeit in der Druckerei vergrub.

Wenn es euch interessiert: Ja, es gab auch Mädchen, die in diesen Jahren eine Rolle spielten. Eine hieß Tania, die andere Hildi. Keine von ihnen blieb lange. Die Unsicherheit und der wachsende Druck auf die jüdischen Gemeinden ließ ihnen keine Zeit. Max war ständig auf

Arbeitssuche. Was konnte er einem Mädchen schon bieten? Als das Jahr 1938 anbrach, konnte er sich kaum vorstellen, dass das Leben noch schwieriger werden könne.

Dann kam der 9. November. Kristallnacht. Die Nacht, in der alles zerbrach.

Es war ein Ereignis, das für viele seiner jüdischen Kameraden Vernichtung bedeutete. Für Max Vandenburg allerdings bot sich die Gelegenheit zur Flucht. Er war zweiundzwanzig.

Viele jüdische Einrichtungen wurden systematisch zerstört und geplündert. An der Tür zu der Wohnung, in der Max und seine Familie lebten, klopfte es. Gemeinsam mit seiner Tante, seiner Mutter, den Vettern und Kusinen und ihren Kindern war Max im Wohnzimmer zusammengepfercht.

»Aufmachen!«

Die Familie betrachtete einander. Die Verlockung, sich in andere Räume zu flüchten, war groß, aber die Sorge ist eine merkwürdige Sache. Sie macht bewegungslos.

Wieder: »Aufmachen!«

Isaak stand auf und ging zur Tür. Das Holz schien lebendig zu sein, vibrierte immer noch von den Schlägen, die es gerade empfangen hatte. Er schaute zurück in Gesichter, die nackt vor Angst waren, drehte den Schlüssel im Schloss und öffnete.

Wie erwartet, stand ein Nazi vor ihm. In Uniform.

»Niemals.«

So lautete Max' erste Erwiderung.

Er klammerte sich an die Hand seiner Mutter und an die von Sarah, einer seiner Kusinen. »Ich werde nicht gehen. Wenn wir nicht alle gehen, dann gehe ich auch nicht.«

Es war eine Lüge.

Als ihn seine Familie hinausschob, kämpfte sich die Erleichterung in ihm an die Oberfläche wie eine unanständige Geste. Es war ein Gefühl, das er nicht haben wollte, und doch empfand er es mit einem solchen Genuss, dass er sich am liebsten übergeben hätte. Wie konnte er? Wie konnte er nur?

Aber er konnte.

»Nimm nichts mit«, sagte Walter zu ihm. »Nur das, was du am Leibe trägst. Ich sorge für den Rest.«

»Max.« Es war seine Mutter.

Aus einer Schublade zog sie ein altes Stück Papier und stopfte es ihm in die Jackentasche. »Wenn du jemals...« Sie hielt ihn ein letztes Mal, an den Ellbogen. »Das könnte deine letzte Hoffnung sein.«

Er schaute ihr in das alternde Gesicht und küsste sie, heftig, auf die Lippen.

»Komm jetzt.« Walter zog an ihm, während sich Max von seiner Familie verabschiedete, die ihm Geld und ein paar Wertsachen zusteckte. »Da draußen herrscht das reine Chaos, und genau das brauchen wir.«

Sie gingen, ohne sich umzudrehen. Das quälte ihn.

Wenn er sich nur ein einziges Mal umgedreht und einen letzten Blick auf seine Familie geworfen hätte, als er die Wohnung verließ. Vielleicht wäre die Schuld dann nicht so schwer. Kein endgültiges Abschiedswort.

Kein letztes Verschränken der Blicke.

Nichts außer Weggehen.

Während der nächsten zwei Jahre versteckte er sich in einem leeren Vorratsraum. Er befand sich in einem Gebäude, wo Walter früher gearbeitet hatte. Es gab sehr wenig zu essen. Und es gab sehr viel Misstrauen. Die noch verbliebenen Juden der Nachbarschaft, die Geld besaßen, wanderten aus. Die Juden ohne Geld versuchten das Gleiche, aber ohne viel Erfolg. Max' Familie gehörte zur letztgenannten Kategorie. Walter schaute gelegentlich nach ihnen, so unauffällig wie möglich.

Eines Nachmittags, als er sie wieder besuchen wollte, öffnete ihm eine fremde Person.

Als Max die Neuigkeit hörte, fühlte sich sein Körper an, als würde er zu einem Knäuel zusammengepresst, wie ein Blatt Papier voller Schreibfehler. Wie Abfall.

Und doch gelang es ihm jeden Tag, sich wieder zu entknäulen und aufzurichten, voller Verachtung und Dankbarkeit. Zerschlagen, aber aus irgendeinem Grund nicht zerstört.

Die erste Hälfte des Jahres 1939 war vorbei, und Max versteckte sich nun

schon mehr als sechs Monate. Da beschlossen die beiden Männer, dass etwas geschehen musste. Sie holten den Zettel hervor, den seine Mutter Max vor seiner Desertion gegeben hatte. Richtig, seiner Desertion, nicht seiner Flucht. So sah er es jedenfalls, inmitten der Groteske seiner Erleichterung. Ihr und ich, wir wissen bereits, was auf diesem Zettel stand.

EIN NAME, EINE ADRESSE

Hans Hubermann Himmelstraße 33, Molching

»Es wird immer schlimmer«, sagte

Walter zu Max. »Sie können uns jeden Augenblick auf die Schliche kommen.« Sie sprachen nur im Dunkeln und am Boden kauernd. »Wir wissen nicht, was noch passieren wird. Vielleicht werde ich geschnappt. Vielleicht musst du dich zu dieser Adresse durchschlagen ... Ich habe zu viel Angst, um jemanden um Hilfe zu bitten. Man könnte mich verhaften.« Es gab nur eine Möglichkeit. »Ich fahre dorthin und schaue mir den Mann an. Wenn er ein Nazi ist, was wahrscheinlich ist, drehe ich mich einfach um und gehe wieder. Wenigstens wissen wir dann, woran wir sind, in Ordnung?«

Max gab ihm alles Geld, das er hatte, um die Reise zu machen, und als Walter ein paar Tage später zurückkehrte, umarmten sie sich, bevor Max den Atem anhielt. »Und?«

Walter nickte. »Er ist in Ordnung. Er spielt immer noch das Akkordeon, von dem dir deine Mutter erzählt hat - das von deinem Vater. Er ist kein Parteimitglied. Und er hat mir Geld gegeben.« In diesem Moment war Hans Hubermann nicht mehr als eine Aufzählung. »Er ist selbst ziemlich arm. Er ist verheiratet, und da ist auch ein Kind, ein Mädchen.«

Das entzündete Max' Interesse noch mehr. »Wie alt?«

»Zehn. Man kann nicht alles haben.«

»Tja, Kinder reden viel.«

»Wir müssen uns glücklich schätzen, so, wie es ist.«

Sie saßen eine Weile schweigend da. Es war Max, der die Stille störte.

»Er hasst mich wohl jetzt schon, oder?«

»Ich glaube nicht. Immerhin hat er mir Geld für dich gegeben, oder etwa nicht?

Er sagte, ein Versprechen ist ein Versprechen.«

Eine Woche später kam ein Brief. Hans bestätigte Walter Kugler, dass er versuchen werde, hilfreiche Dinge zu schicken, wann immer es möglich sei. Mit dem Brief kamen sowohl eine Straßenkarte von Molching und dem Großraum München als auch eine Wegbeschreibung von Pasing nach Molching (er sollte in München umsteigen und den Zug nach Pasing nehmen), bis zu Hubermanns Haustür. Die letzten Worte in seinem Brief waren unmissverständlich.

Seien Sie vorsichtig.

Mitte Mai 1940 kam ***Mein Kampf*** mit der Post. Auf der Innenseite des Einbands war ein Schlüssel aufgeklebt.

Der Mann ist ein Genie, entschied Max aber trotzdem überkam ihn ein Schauer, wenn er daran dachte, nach München fahren zu müssen. Neben allem anderen, was er sich wünschte, hätte er diese Fahrt liebend gerne vermieden.

Aber man bekommt nicht immer das, was man sich wünscht.

Besonders nicht im Dritten Reich.

Wieder verging Zeit.

Der Krieg dehnte sich aus.

Max blieb vor den Augen der Welt verborgen, in einem anderen leeren Zimmer. Bis das Unausweichliche geschah.

Walter wurde nach Polen geschickt, um dort die Machtausübung der Deutschen über Polen und Juden gleichermaßen zu unterstützen. Die Zeit war gekommen.

Max überstand die Reise nach München und dann nach Molching und saß jetzt in der Küche eines Fremden, flehte um die

Hilfe, nach der er sich sehnte, und litt unter der Verdammnis, die er zu verdienen empfand.

Hans Hubermann gab ihm die Hand und stellte sich vor.

Er kochte Kaffee im Dunkeln.

Das Mädchen war schon seit geraumer Weile wieder im Bett, aber jetzt ertönten neue Schritte. Die unbekannte Größe.

In der Dunkelheit waren alle drei völlig allein. Sie alle starrten. Dann sprach die Frau.

ROSAS ZORN

Liesel war wieder in den Schlaf gesunken, als die unverwechselbare Stimme von Rosa Hubermann die Küche betrat. Sie rüttelte das Mädchen wach.

»Was ist hier los?«

Die Neugier übermannte sie. Sie stellte sich vor, wie nun Rosas Zorn eine Schimpftirade folgen würde. Es waren Geräusche zu hören, das Schaben von Stühlen.

Nach zehn Minuten voller Selbstbeherrschung schlich Liesel durch

den Flur. Was sie sah, erfüllte sie mit Erstaunen, denn Rosa Hubermann stand neben Max Vandenburg und schaute zu, wie er ihre berüchtigte Erbsensuppe schluckte. Auf dem Tisch stand Kerzenlicht. Es flackerte nicht.

Mama blickte ernst.

Ihre plumpe Gestalt glühte vor Sorge.

Aber aus irgendeinem Grund lag auch ein Ausdruck von Triumph auf ihrem Gesicht, und es war nicht der Triumph, einen Mitmenschen vor der Verfolgung zu bewahren. Es war eher wie: »Seht ihr? Er beklagt sich keineswegs über die

Suppe.« Sie schaute von der Suppe zu dem Juden und zurück zur Suppe.

Als sie wieder etwas sagte, fragte sie lediglich, ob er noch mehr haben wollte.

Max lehnte ab. Stattdessen stürzte er zur Spüle und übergab sich. Sein Rücken zuckte krampfend, und seine Arme waren ausgebreitet. Seine Finger umklammerten das Metall.

»Jesus, Maria und Josef«, murmelte Rosa. »Noch so einer.«

Max drehte sich um und bat um Verzeihung. Seine Worte waren

schlierig und geschrumpft, niedergedrückt durch die Magensäure. »Es tut mir leid. Ich glaube, ich habe zu viel gegessen. Mein Magen, wissen Sie, es ist so lange her, seit ... Ich glaube nicht, dass ich das vertragen...«

»Weg da«, befahl ihm Rosa. Sie fing an, sauber zu machen.

Als sie fertig war, fand sie den jungen Mann am Tisch sitzend vor, völlig entkräftet. Hans saß ihm gegenüber. Seine Hände wölbten sich auf dem Holz der Tischplatte.

Liesel konnte vom Flur aus das

zermürbte Gesicht des Fremden sehen und dahinter die Besorgnis, die wie Kreide in Mamas Gesicht gerieben war.

Sie betrachtete ihre Pflegeeltern.

Wer waren diese Leute?

DIE MAHNUNG

Was genau für Leute Hans und Rosa Hubermann waren, war nicht so leicht zu definieren. Freundliche Leute? Lächerlich unwissende Leute? Leute von fragwürdiger geistiger Gesundheit?

Leichter zu benennen war ihr Dilemma.

ROSA UND HANS HUBERMANN
GEGENWÄRTIGE LAGE

Sehr brenzlig. Genauer gesagt: entsetzlich brenzlig.

Wenn ein Jude in den frühen Morgenstunden in deinem Haus auftaucht, und das auch noch ausgerechnet dort, wo der Nationalsozialismus das Licht der Welt erblickt hat, dann ist es wahrscheinlich, dass man ein erhebliches Maß an Unbehagen verspürt. Angst. Unglauben. Paranoia. Jedes einzelne Gefühl spielt eine Rolle, und jedes führt zu dem wachsenden Verdacht, dass die

Konsequenzen alles andere als erstrebenswert sein könnten. Die Furcht ist glänzend. Sie blendet die Augen.

Überraschenderweise gelang es ihnen trotz dieser schimmernden Angst, die die Finsternis durchleuchtete, dem Verlangen, hysterisch zu reagieren, zu widerstehen.

Mama schickte Liesel ins Bett.

»Geh schlafen, Saumensch.« Die Stimme war ruhig, aber bestimmt. Sehr ungewöhnlich.

Papa kam ein paar Minuten später in

Liesels Zimmer und schlug die Decke auf dem leeren Bett zurück.

»Alles in Ordnung, Liesel?«

»Ja, Papa.«

»Wie du gesehen hast, haben wir einen Gast.« Sie konnte kaum Hans Hubermanns große Gestalt in der Dunkelheit wahrnehmen. »Er wird heute Nacht hier schlafen.«

»Ja, Papa.«

Ein paar Minuten später stand Max Vandenburg im Zimmer, geräuschlos und

undurchsichtig. Der Mann atmete nicht. Er bewegte sich nicht. Und doch durchmaß er irgendwie das Zimmer von der Tür bis zum Bett und lag dann unter der Decke.

»Alles in Ordnung?«

Es war wieder Papa. Diesmal sprach er mit Max.

Die Erwiderung floss aus seinem Mund und klebte dann wie ein Fleck an der Decke. Solcherart war sein Gefühl von Scham. »Ja. Vielen Dank.« Er sagte es noch einmal, nachdem Papa es sich auf seinem üblichen Platz auf dem Stuhl

neben Liesels Bett bequem gemacht hatte. »Vielen Dank.«

Es dauerte eine weitere Stunde, bis Liesel einschlief.

Sie schlief tief und fest.

Eine Hand weckte sie kurz nach halb neun am nächsten Morgen.

Die Stimme am anderen Ende erklärte ihr, dass sie heute nicht zur Schule gehen würde. Offenbar war sie krank.

Als sie schließlich vollends aufwachte, betrachtete sie den Fremden im Bett

gegenüber. Unter der Decke lugte lediglich ein Nest aus schief geschnittenen Haaren hervor. Es war kein Laut zu hören, als ob er es sich angewöhnt hätte, sogar leiser zu schlafen als andere Menschen. Mit großer Behutsamkeit ging sie an ihm vorbei und folgte Papa in den Flur.

Zum ersten Mal überhaupt fand sie die Küche und Mama schlafend vor. Es war eine Art von verwirrter Stille vor dem Sturm. Zu Liesels Erleichterung dauerte sie nur wenige Minuten.

Dann stand das Essen auf dem Tisch. Die Geräusche der Mahlzeit zogen durch

den Raum.

Mama verkündete die vordringliche Angelegenheit des Tages. Sie saß am Tisch und sagte: »Hör zu, Liesel. Papa wird dir heute etwas sagen.« Die Sache war ernst - sie nannte Liesel nicht einmal »Saumensch«. Es war eine persönliche Meisterleistung an Entsagung. »Er wird mit dir reden, und du wirst zuhören. Ist das klar?«

Das Mädchen schluckte noch.

»Ist das klar, Saumensch?«

Schon besser.

Das Mädchen nickte.

Als sie ihr Zimmer betrat, um ihre Kleidung zu holen, hatte sich der Körper in dem anderen Bett umgedreht und zusammengerollt. Er war nicht länger ein gerader Strich, sondern bildete eine Art Z, wobei er sich von einer Ecke des Betts zur anderen erstreckte. Ein Zickzack quer über die Matratze.

Jetzt konnte sie sein Gesicht in dem müden Licht erkennen. Sein Mund stand offen, und seine Haut hatte die Farbe von Eierschalen. Bartstoppeln bedeckten seine Kiefer und sein Kinn, und seine Ohren waren hart und flach. Er hatte eine

schmale, aber verbogene Nase.

»Liesel!«

Sie drehte sich um.

»Mach schon!«

Sie ging ins Badezimmer.

Nachdem sie sich umgezogen hatte, ging sie in den Flur. Dort wurde ihr klar, dass sie gar nicht weit zu gehen hatte: Papa stand an der Kellertür. Er lächelte ganz leicht, zündete die Lampe an und ging ihr voraus nach unten.

Inmitten der Lumpenhaufen und des Geruchs nach Farbe bat Papa sie, es sich bequem zu machen. Im Licht der Lampe leuchteten die Worte an der Wand, gemalt und gelernt in einer früheren Zeit. »Ich muss mit dir über ein paar Dinge reden.«

Liesel hockte sich auf einen hohen Lumpenhaufen und Papa auf einen großen Farbtopf. Ein paar Minuten lang suchte er nach den richtigen Worten. Als er sie fand, stand er auf, um sie weiterzugeben. Er rieb sich die Augen.

»Liesel«, sagte er leise, »ich war nicht sicher, ob so etwas jemals passieren

würde, daher habe ich dir nie etwas davon erzählt. Über mich. Über den Mann oben in deinem Zimmer.« Er durchmaß den Keller mit langen Schritten. Das Licht ließ seinen Schatten größer erscheinen. Es verwandelte ihn in einen Riesen, der an der Wand auf und ab ging.

Als er stehen blieb, lauerte sein Schatten turmhoch hinter ihm und schaute zu. Irgendjemand schaut immer zu.

»Du kennst ja mein Akkordeon«, sagte er, und so fing die Geschichte an.

Er redete über den Ersten Weltkrieg und

über Erik Vandenburg, dann über seinen Besuch bei der Witwe des gefallenen Kameraden. »Der Junge, der an diesem Tag ins Zimmer kam, ist der Mann, den wir jetzt bei uns haben. Verstehst du?«

Die Bücherdiebin saß da und lauschte Hans Hubermanns Erzählung. Es dauerte eine gute Stunde, bis der Moment der Wahrheit da war, der eine unübersehbare und bedeutsame Mahnung nach sich zog.

Sie hatten die Gesichter zur Wand gerichtet. Dunkle Schatten und das Begreifen von Worten.

Fest hielt er ihre Finger in seinen Händen.

»Erinnerst du dich an den Geburtstag des Führers? Als wir nach dem Feuer nach Hause gingen? Weißt du noch, was du mir versprochen hast?«

Das Mädchen nickte. Den Blick immer noch zur Wand gerichtet, sagte sie: »Dass ich ein Geheimnis bewahren werde.«

»Stimmt genau.« Zwischen den sich an den Händen haltenden Schatten tanzten die gemalten Wörter umher, saßen auf ihren Schultern und ihren Köpfen und

hingen von ihren Armen herab. »Liesel, wenn du irgendjemandem von dem Mann dort oben erzählst, bekommen wir große Schwierigkeiten.« Er ging auf einem schmalen Grat, versuchte, ihr namenlose Angst einzujagen und sie gleichzeitig so weit zu besänftigen, dass sie ruhig blieb. Er fütterte sie mit seinen Sätzen und schaute sie mit metallischen Augen an. Verzweiflung und Gelassenheit. »Im besten Fall würden Mama und ich weggeholt werden.« Hans machte sich große Sorgen, dass er sie zu sehr ängstigte, aber er musste das Risiko eingehen. Es war ihm lieber, er versetzte sie ein bisschen zu sehr in Furcht als zu wenig. Die Komplizenschaft des Mädchens musste vollkommen und

unwiderruflich sein.

Am Ende schaute Hans Hubermann Liesel Meminger an und versicherte sich ihrer uneingeschränkten Aufmerksamkeit.

Er stellte eine Liste von Konsequenzen auf.

»Wenn du jemals jemandem von diesem Mann erzählst...«

Ihren Lehrerinnen.

Rudi.

Egal wem.

Wichtig war einzig und allein die Tatsache, dass alle verwundbar waren. Und bestechlich.

»Als Erstes«, sagte er, »werde ich dir all deine Bücher wegnehmen - und ich werde sie verbrennen.« Er war herzlos. »Ich werde sie in den Küchenherd oder in den Kamin werfen.« Er benahm sich wie ein Tyrann, aber es war notwendig. »Verstanden?«

Der Schock bohrte ein Loch durch sie hindurch, sehr ordentlich und sehr präzise.

Tränen quollen.

»Ja, Papa.«

»Als Nächstes.« Er musste hart bleiben. Er musste sich zusammenreißen. »Werden sie dich mir wegnehmen. Willst du das?«

Sie weinte jetzt, herzzerreißend. »Nein.«

»Gut.« Der Griff um ihre Finger verstärkte sich. »Dann werden sie diesen Mann wegschleppen, und vielleicht Mama und mich auch. Und wir werden niemals wiederkommen.«

Das war's.

Das Mädchen schluchzte so unbeherrscht, dass Papa sie am liebsten in die Arme genommen und festgehalten hätte. Aber er tat es nicht. Stattdessen beugte er den Kopf, bis er ihr geradewegs in die Augen schauen konnte. Dann entließ er seine letzten Worte, mit kaum hörbarer Stimme. »Verstehst du mich?«

Das Mädchen nickte. Sie weinte, und erst jetzt, besiegt und gebrochen, nahm ihr Papa sie in der farbgeschwängerten Luft und im Licht der Kerosinlampe in die Arme.

»Ich verstehe, Papa, wirklich.«

Ihre Stimme presste sich gedämpft gegen seinen Körper, und sie verharrten einige Minuten in dieser Stellung - Liesel mit ihrem zerquetschten Atem und Papa, der ihren Rücken rieb.

Dann kehrten sie nach oben zurück, wo Mama allein und nachdenklich in der Küche saß. Als sie die beiden sah, stand sie auf und winkte Liesel zu sich. Sie sah die getrockneten Tränen, die ihr Gesicht gestreift hatten. Sie zog das Mädchen an sich und übermannte sie mit einer ihrer typischen, rauen Umarmungen. »Alles in Ordnung, Saumensch?«

Sie erwartete keine Antwort.

Alles war gut.

Aber es war auch fürchterlich.

DER SCHLÄFER

Max Vandenburg schlief drei Tage lang.

Liesel beobachtete ihn etappenweise. Man konnte sagen, dass es ihr bis zum dritten Tag ein Bedürfnis geworden war, nach ihm zu sehen, zu überprüfen, ob er noch atmete. Mittlerweile konnte sie seine Lebenszeichen deuten, die Bewegung seiner Lippen, die länger

werdenden Bartstoppeln und das Geäst aus Haaren, das sich ganz sacht bewegte, wenn sein Kopf im Traum zuckte.

Oft, wenn sie so bei ihm stand, überkam sie die erschreckende Vermutung, dass er gerade wach geworden war, dass seine Augen sich einen Spalt geöffnet hatten und sie anschauten - sie beim Beobachten beobachteten. Die Vorstellung, erwischt zu werden, plagte sie und spornte sie gleichzeitig an. Sie fürchtete sich davor. Sie wünschte es sich. Erst wenn Mama sie rief, konnte sie sich losreißen, einerseits erleichtert, andererseits enttäuscht, dass sie vielleicht nicht da wäre, wenn er

erwachte.

Manchmal, besonders gegen Ende einer Schlafetappe, sprach er.

Es waren gemurmelte Namen. Eine Liste. Isaak. Tante Ruth. Sarah. Mama. Walter. Hitler. Familie. Freund. Feind.

Sie alle waren bei ihm unter der Decke. Einmal schien er mit sich selbst zu ringen. »Nein«, flüsterte er. Und wieder und wieder: »Nein.«

Im Verlauf ihrer Beobachtungen bemerkte Liesel einige Gemeinsamkeiten zwischen dem Fremden und sich selbst.

Beide waren in einem Zustand der Erschütterung in der Himmelstraße angekommen. Beide hatten sie Albträume.

Als die Zeit reif war, erwachte er mit einem ekelhaften Schreck der Orientierungslosigkeit. Sein Mund öffnete sich einen Moment nach seinen Augen, und er setzte sich kerzengerade auf.

»Ah!«

Ein Stimmenfetzen schlüpfte aus seinem Mund.

Als er schräg über sich das Gesicht eines Mädchens sah, verstärkte sich das Gefühl der Fremdheit und Ahnungslosigkeit. Hastig kramte er in seinen Erinnerungen, um herauszufinden, wann und wo er war. Nach ein paar Sekunden brachte er es fertig, sich am Kopf zu kratzen - es raschelte wie Papier -, und er schaute sie an. Seine Bewegungen waren unzusammenhängend, und jetzt, da sie offen waren, sah sie, dass seine Augen schlammig und braun waren. Groß und schwer.

Automatisch trat Liesel einen Schritt zurück. Aber sie war zu langsam.

Der Fremde beugte sich vor und griff mit seiner bettwarmen Hand ihren Arm. »Bitte.«

Auch seine Stimme hielt sie fest, als besäße sie Fingernägel. Er drückte sie in ihr Fleisch. »Papa!« Laut. »Bitte!« Leise.

Es war spät am Nachmittag, grau und schimmernd, doch nur schmutzfarbenem Licht war der Zugang in dieses Zimmer gestattet. Das war alles, was der Stoff der Vorhänge durchließ. Wenn man es schönreden wollte, könnte man behaupten, es war bronzefarben.

Als Papa hereinkam, blieb er im Türrahmen stehen und blickte auf Max Vandenburgs zupackende Finger und in sein verzweifeltes Gesicht. Beides klammerte sich an Liesels Arm. »Ich sehe, ihr habt euch schon kennengelernt«, sagte Hans.

Max' Finger begannen sich abzukühlen.

DER AUSTAUSCH VON ALBTRÄUMEN

Max Vandenburg versprach, nie mehr in Liesels Zimmer zu schlafen. Was hatte er sich an jenem ersten Abend bloß dabei gedacht? Allein die Vorstellung ließ ihn

erschauern.

Er begründete sein Verhalten damit, dass er bei seiner Ankunft derart verwirrt war, dass er nicht darüber hatte nachdenken können. Soweit es ihn betraf, war der Keller der einzig geeignete Ort für ihn. In Kälte und Einsamkeit? Natürlich. Er war ein Jude und wenn es einen Ort gab, an dem er existieren durfte, dann war es ein Keller oder ein ähnlich verborgenes Refugium, das ihm das Überleben sicherte.

»Es tut mir leid«, sagte er, auf der Kellertreppe stehend, zu Hans und Rosa. »Von nun an werde ich da unten bleiben.

Sie werden mich nicht hören oder sehen. Ich werde keinen Lärm machen.«

Hans und Rosa, noch tief in ihrem Dilemma gefangen, widersprachen nicht, nicht einmal angesichts der eisigen Temperaturen im Keller. Sie brachten Decken hinunter und füllten das Kerosin in der Lampe nach. Rosa gestand ein, dass sie nicht viel zu essen hatten, woraufhin Max sie bat, ihm nur Reste zu bringen, und auch nur dann, wenn niemand anderes sie mehr haben wollte.

»Na, na«, wiegelte Rosa ab. »Ich werde Sie so gut füttern, wie ich eben kann.«

Sie zerrten auch die Matratze von dem zweiten Bett aus Liesels Zimmer in den Keller und brachten stattdessen einen Haufen Lumpen nach oben. Ein guter Tausch.

Hans und Max legten die Matratze hinter die Treppe und errichteten an der Seite eine Wand aus Lumpen, mit denen Hans bei seiner Arbeit immer die Zimmer auslegte, damit keine Farbspritzer auf den Boden tropften. Der Haufen war hoch genug, um den gesamten dreieckiger Zugangsbereich zu verdecken, und wenn Max mehr Luft brauchte, konnte er ihn leicht verschieben.

Papa entschuldigte sich. »Ziemlich erbärmlich, ich weiß.«

»Besser als nichts«, versicherte ihm Max. »Besser als alles, was mir zusteht ... Vielen Dank.«

Nachdem er ein paar weitere Farbtöpfe und -eimer strategisch günstig positioniert hatte, war Hans der Meinung, dass man das Arrangement gut für eine Ansammlung von Gerumpel halten konnte, das man in der Ecke aufgehäuft hatte, damit es nicht im Weg war. Das einzige Problem war, dass irgendjemand lediglich ein paar Eimer wegstellen und ein oder zwei Lumpen

wegnehmen musste, um den Juden dahinter zu entdecken.

»Hoffen wir, dass es reicht«, sagte er.

»Es muss reichen.« Max kroch hinein. Wieder sagte er: »Vielen Dank.« ***Vielen Dank.***

Für Max Vandenburg waren dies die beiden jämmerlichsten Worte, die er zu sagen imstande war, dichtauf gefolgt von ***Es tut mir leid.*** Er wurde permanent von dem Verlangen heimgesucht, das eine oder das andere auszusprechen, angefeuert von einem Übermaß an Schuldgefühl.

Wie oft in diesen ersten Stunden des Wachseins wäre er am liebsten aus dem Keller gelaufen, hätte das Haus am liebsten verlassen? Bestimmt hundert Mal.

Aber jedes Mal war es nur ein kurzes Aufflackern.

Was die Sache nur noch schlimmer machte.

Er wollte hinausgehen - mein Gott, er wollte es so sehr (zumindest wollte er es wollen) -, aber er wusste, er würde es nicht tun. Es war ganz ähnlich wie damals in Stuttgart, als er seine Familie

verließ, unter dem Schleier der augenscheinlichen Loyalität.

Um zu leben. Leben war Leben.

Der Preis dafür waren Schuld und Scham.

Während der ersten Tage, die Max im Keller verbrachte, hatte Liesel nichts mit ihm zu tun. Sie verleugnete seine Existenz. Sein raschelndes Haar, seine kalten, glitschigen Finger.

Sein gequältes Äußeres. Mama und Papa.

Zwischen ihnen standen eine kaum zu ertragende Schwere und jede Menge nicht getroffener Entscheidungen.

Sie überlegten, ob sie ihn irgendwo anders hinbringen konnten.

»Aber wohin?«

Keine Antwort.

In dieser Situation waren sie freundlos und gelähmt. Max Vandenburg konnte sonst nirgends hin. Es war an ihnen. Hans und Rosa Hubermann. Liesel hatte nie erlebt, dass sie einander so viel ansahen, noch dazu mit derart feierlichen

Blicken.

Sie waren es, die das Essen in den Keller brachten und dafür sorgten, dass Max einen leeren Farbeimer als Toilette benutzte. Den Inhalt des Eimers entsorgte Hans Hubermann so vorsichtig wie möglich. Rosa brachte Max auch ein paar Eimer mit heißem Wasser, damit er sich waschen konnte. Der Jude war schmutzig.

Jedes Mal, wenn Liesel das Haus verließ, erwartete sie draußen vor der Haustür ein Berg aus kalter Novemberluft.

Nieselregen kam spatenweise aus dem Himmel.

Totes Laub war auf der Erde zusammengesunken.

Schon bald war die Bücherdiebin an der Reihe, den Keller aufzusuchen. Sie mussten sie fast dazu zwingen.

Behutsam ging sie die Stufen hinab. Sie wusste, dass keine Worte nötig waren. Das Schaben ihrer Füße reichte aus, um ihn aufzuschrecken.

In der Mitte des Kellers blieb sie stehen und wartete. Sie fühlte sich, als würde

sie mitten auf einem weiten, dunklen Feld stehen. Hinter der Garbe aus geernteten Lumpen ging die Sonne unter.

Max kam heraus, ***Mein Kampf*** in der Hand. Bei seiner Ankunft hatte er Hans angeboten, ihm das Buch zurückzugeben, aber der sagte ihm, er könne es behalten.

Natürlich konnte Liesel, die mit dem Essen zu ihm gekommen war, die Augen nicht von dem Buch lassen. Es war dasjenige, das sie schon ein paar Mal beim JM gesehen hatte, aber bislang war es während der Aktivitäten dort noch nie benutzt oder hinzugezogen worden. Von Zeit zu Zeit wurde seine Großartigkeit

gerühmt, einhergehend mit dem Versprechen, dass in späteren Jahren noch die Gelegenheit bestünde, es ausgiebig zu studieren, wenn sie in den höheren Bund Deutscher Mädel aufgestiegen wären.

Max, der ihrem Blick folgte, betrachtete ebenfalls das Buch.

»Ist es?«, flüsterte sie.

In ihrer Stimme lag eine merkwürdige Strähne, abgezogen und zusammengerollt in ihrem Mund.

Der Jude schob lediglich seinen Kopf

ein wenig näher an sie heran. »Wie bitte?«

Sie reichte ihm die Erbsensuppe und ging wieder hinauf, mit Röte auf den Wangen und Hitze im Gesicht und dem Gefühl, einen Narren aus sich gemacht zu haben.

»Ist es ein gutes Buch?«

Sie übte im Badezimmer, was sie hatte sagen wollen, sprach die Worte in den kleinen Spiegel hinein. Der Geruch von Urin hing immer noch an ihr, weil Max, kurz bevor sie nach unten gekommen war, den Farbeimer benutzt hatte. So ein

Gestank, dachte sie.

Kein Urin riecht so gut wie der eigene.

Die Tage humpelten dahin.

Jeden Abend, bevor sie in den Schlaf sank, hörte sie Mama und Papa in der Küche darüber reden, was getan worden war, was sie gerade taten und was sie als Nächstes zu tun gedachten. Die ganze Zeit über stand das Bild von Max vor ihrem geistigen Auge. Es waren immer die verletzte, dankbare Miene und die sumpfigen Augen.

Nur ein Mal kam es in der Küche zu

einem Ausbruch.

Papa.

»Ich weiß!«

Seine Stimme war barsch, aber er zügelte sie rasch zu einem gedämpften Flüstern.

»Ich muss weiter hingehen, wenigstens ein paar Mal in der Woche. Ich kann nicht die ganze Zeit hier sein. Wir brauchen das Geld, und wenn ich aufhöre zu spielen, werden sie misstrauisch. Möglicherweise wundern sie sich, warum ich nicht mehr komme.

Letzte Woche habe ich gesagt, du wärst krank, aber jetzt müssen wir wieder so weitermachen wie bisher.«

Dort lag das Problem.

Ihr Leben hatte sich grundlegend verändert, aber es war unabdingbar, dass sie taten, als wäre gar nichts geschehen.

Stellt euch vor, ihr würdet lächeln, nachdem euch jemand ins Gesicht geschlagen hat. Dann stellt euch vor, ihr müsstet das den ganzen Tag lang tun, vierundzwanzig Stunden lang, Tag für Tag.

So war es, wenn man einen Juden versteckte.

Die Tage verwandelten sich in Wochen, und es herrschte inzwischen eine niedergedrückte Akzeptanz dessen, was passiert war - das Ergebnis einer Addition aus Krieg, einem Mann, der sein Versprechen hielt, und einem Akkordeon. Zudem hatten die Hubermanns im Verlauf eines halben Jahres einen Sohn verloren und dafür einen Ersatz bekommen, der sie in eine unermesslich bedrohliche Lage gebracht hatte.

Was Liesel am meisten erschreckte, war

die Wandlung, die mit Mama vonstatten ging. Ob es die berechnende Art war, wie sie das Essen aufteilte, ihr einigermaßen gemäßigtes Mundwerk oder die Sanftheit, die sich auf ihrem Pappegesicht breitmachte - eines war klar:

EINE EIGENSCHAFT VON ROS HUBERMANN

Sie war eine Frau, die einer Krise gewachsen war.

Selbst als die arthritische Helena Schmidt den Auftrag für das Waschen und Bügeln stornierte, etwa einen Monat

nach Max' Auftauchen in der Himmelstraße, setzte sie sich einfach an den Tisch und zog den Teller zu sich. »Die Suppe ist gut heute Abend.«

Die Suppe war schrecklich.

Jeden Morgen, wenn sich Liesel auf den Schulweg machte, oder an den Tagen, an denen sie zum Fußballspielen hinausging oder die spärlich gewordenen Wäschekunden abklapperte, nahm Rosa sie beiseite. »Und denk dran, Liesel ...« Sie legte den Finger an den Mund, mehr nicht. Wenn Liesel nickte, sagte sie: »Gutes Mädchen. Und jetzt ab mit dir, Saumensch.«

Sie machte Papa und jetzt auch Mama Ehre: Sie war ein gutes Mädchen. Sie hielt den Mund, wohin sie auch ging. Das Geheimnis lag tief in ihr vergraben.

Sie ging mit Rudi durch die Stadt wie immer und hörte sich sein Geplapper an. Manchmal verglichen sie Erlebnisse aus ihren jeweiligen Hitlerjugend-Einheiten. Rudi erwähnte zum ersten Mal einen sadistischen Anführer namens Franz Deutscher. Von da an sprach er oft über Deutschers Gemeinheiten; ansonsten redete er fast nur noch über Fußball und erging sich in endlosen Beschreibungen des jüngsten Tors, das er im Stadion in der Himmelstraße geschossen hatte.

»Ich weiß«, versicherte ihm Liesel dann. »Ich war dabei.« »Na und?«

»Ich hab's gesehen, Saukerl.«

»Woher soll ich das wissen? Du hättest genauso gut auf dem Boden liegen und den Dreck schlucken können, den ich gerade aufgewirbelt hatte, als ich das Tor schoss.«

Vielleicht war es Rudi mit seinem dummen Gerede, seinem zitronensaftigen Haar und seiner Unverschämtheit, der sie am Boden hielt, der ihr half, nicht durchzudrehen.

Er strahlte eine Art von Urvertrauen aus, dass das Leben nur ein Spaß war - eine endlose Abfolge von Fußballspielen, Schwindeleien und einem unerschöpflichen Repertoire an sinnlosem Geschnatter.

Und da war auch noch die Frau des Bürgermeisters und die Zeiten, in denen Liesel in der Bibliothek saß und las. Es war jetzt kalt dort, wurde bei jedem Besuch kälter, und doch konnte Liesel nicht fernbleiben. Sie suchte sich jedes Mal eine Handvoll Bücher aus und las in jedem kurze Abschnitte, bis sie eines Nachmittags ein Buch nicht mehr aus der Hand legen konnte. Es hieß ***Der Pfeifer.***

Sie fühlte sich gleich von dem Buch angezogen, weil es sie an die gelegentlichen Begegnungen mit Pfiffikus in der Himmelstraße erinnerte. Sie hatte sein Bild im Kopf, wie er in seinem Mantel gebückt durch die Straße ging und wie er ihr beim Freudenfeuer an Hitlers Geburtstag erschienen war.

Das erste Ereignis in dem Buch war ein Mord. Jemand wurde erstochen. In einer Straße in Wien. Nicht weit vom Stephansdom entfernt.

EIN KURZER AUSZUG AUS *DER PFEIFER*

Sie lag da, furchtsam, in einer Lache aus Blut. Eine seltsame Melodie sang in ihrem Ohr. Sie erinnerte sich an das

Messer, rein und raus, und an ein Lächeln. Wie immer hatte der Pfeifer gelächelt, als er davongerannt war, in eine dunkle und mörderische Nacht...

Liesel war sich nicht sicher, ob die Worte oder das offene Fenster der Grund dafür waren, dass sie schauderte. Jedes Mal, wenn sie Wäsche im Haus des Bürgermeisters abholte oder sie hinbrachte, las sie zitternd drei Seiten, länger ertrug sie es nicht.

Max Vandenburg ging es ähnlich. Auch er konnte den Keller nicht mehr viel länger ertragen. Er beklagte sich nicht - dazu hatte er nicht das Recht -, aber er fühlte, wie er langsam in der Kälte verrottete. Wie sich herausstellte, sollte er seine Rettung dem Lesen und Schreiben verdanken und einem Buch mit dem Titel ***Das Schulterzucken.***

»Liesel«, sagte Hans eines Abends, »komm mit.«

Max' Ankunft hatte die Leseübungen von Liesel und ihrem Papa unterbrochen. Hans Hubermann war der Meinung, dass es Zeit sei, damit fortzufahren. »Na

komm«, sagte er zu ihr. »Ich will nicht, dass du alles wieder vergisst. Geh, hol eines deiner Bücher. Wie wär's mit dem ***Schulterzuckeh? «***

Als sie mit dem Buch in der Hand zurückkehrte, bedeutete Papa ihr zu ihrer Entgeisterung, ihm in ihr altes Arbeitszimmer zu folgen. In den Keller.

»Aber Papa«, versuchte sie einzuwenden. »Wir können doch nicht...«

»Warum nicht? Hockt da unten ein Ungeheuer?«

Es war früh im Dezember, und der Tag war eiskalt gewesen. Der Keller wurde mit jedem Schritt auf den Zementstufen unfreundlicher.

»Es ist zu kalt, Papa.«

»Das hat dich früher doch auch nicht gestört.« »Aber so kalt war es früher nicht...«

Als sie unten angekommen waren, fragte Papa Max leise: »Können wir uns bitte die Lampe ausborgen?«

Mit klammen Händen wurden die Tücher und Farbeimer zur Seite gerückt und das

Licht hinausgereicht. Hans schaute in die Kerosinflamme und schüttelte den Kopf. Dann ließ er Worte folgen: »Es ist ja Wahnsinn, nicht wahr?« Ehe die Hände von innen die Lumpen wieder zurechtrücken konnten, ergriff Hans eine davon. »Bitte, kommen Sie auch, Max. Bitte.«

Da wurden die Lumpen langsam beiseitegedrückt, und Max Vandenburg erschien, Körper und Gesicht bleich und ausgemergelt. In dem feuchten Licht stand er mit widerstrebendem Unbehagen da. Er zitterte.

Hans nahm seinen Arm, um ihn näher zu

ziehen.

»Jesus, Maria und Josef. Sie könner nicht hier unten bleiben. Sie erfrieren uns ja.« Er drehte sich um. »Liesel, mach die Badewanne voll. Nicht zu heiß! Nur handwarm.«

Liesel rannte hinauf.

»Jesus, Maria und Josef.«

Noch als sie im Flur ankam.

Liesel lauschte an der Tür zum Badezimmer. Max hockte in der winzigen Wanne, und Liesel stellte sich

vor, wie das lauwarme Wasser sich in Dampf verwandelte, während es den Eisberg schmolz, zu dem sein Körper geworden war. Mama und Papa befanden sich im Wohnzimmer, auf dem Höhepunkt einer Debatte. Ihre leisen Stimmen verfingen sich in der Wand zum Flur.

»Er stirbt da unten, ich schwör's dir.«

»Aber was ist, wenn ihn jemand sieht?«

»Nein, nein, er kommt nur nachts nach oben. Tagsüber lassen wir alles auf - wir haben nichts zu verbergen. Und wir halten uns hier in diesem Zimmer auf,

nicht mehr so oft in der Küche. Es ist besser, von der Tür wegzubleiben.«

Stille.

Dann Mama: »Also schön... Ja, du hast recht.«

»Wenn wir es schon mit einem Juden riskieren«, sagte Papa kurz darauf, »soll es wenigstens ein lebendiger sein.« Von diesem Moment an war eine neue Routine geboren.

Jeden Abend wurde in Mamas und Papas Zimmer das Feuer angezündet, und Max kam still und leise aus dem

Keller herauf. Er saß in der Ecke, verkrampft und verunsichert durch die Freundlichkeit der Menschen, die Qual des Überlebens und vor allem durch die Großartigkeit der Wärme.

Die Vorhänge waren stets sorgfältig zugezogen. Er schlief auf dem Boden. Unter seinem Kopf lag ein Kissen. Das Feuer sank nieder und wandelte sich zu Asche.

Am Morgen kehrte er in den Keller zurück.

Ein stimmenloser Mensch.

Die jüdische Ratte kroch wieder in ihr Loch.

Weihnachten kam und ging, begleitet von dem Geruch von gesteigerter Gefahr. Wie erwartet, kam Hans junior nicht nach Hause (sowohl ein Segen als auch eine beunruhigende Enttäuschung), aber Trudi besuchte sie, wie immer. Glücklicherweise ging alles glatt.

Max blieb im Keller.

Trudi kam und ging wieder, ohne irgendetwas bemerkt zu haben.

Sie hatten beschlossen, dass Trudi, trotz

ihrer Sanftmut, nicht ins Vertrauen gezogen werden durfte.

»Wir dürfen nur die einweihen, die unbedingt nötig sind«, sagte Papa. »Und das sind wir drei und sonst niemand.«

Max bekam eine Extraportion Essen und eine Entschuldigung, da Weihnachten ja nicht zu seiner Religion gehörte, ein Weihnachtsessen aber immerhin Tradition im Hause Hubermann war.

Max beklagte sich nicht.

Welchen Grund hätte er auch haben können?

Er erklärte, dass er zwar jüdischen Blutes sei und als Jude aufgewachsen, dass das Judentum aber heutzutage mehr als je zuvor ein Etikett war - ein verhängnisvolles Schild, an dem Pech klebte.

Bei dieser Gelegenheit teilte er den Hubermanns auch sein Bedauern mit, dass ihr Sohn nicht nach Hause gekommen war. Als Antwort meinte Papa, dass sich diese Dinge ihrer Kontrolle entzögen. »Das müssen Sie doch am besten wissen«, sagte er zu Max. »Sie sind doch ein junger Mann, und ein junger Mann ist immer noch ein Kind, und ein Kind hat das Recht, ab und

zu dickköpfig zu sein.«

Sie beließen es dabei.

In den ersten Wochen vor dem Kamin blieb Max wortlos. Jetzt da er einmal in der Woche ein Bad nahm, bemerkte Liesel, dass seine Haare gar kein Geäst waren, sondern mehr ein Nest aus Federn, die um seinen Kopf flogen. Sie fühlte dem Fremden gegenüber immer noch eine gewisse Scheu und flüsterte Papa zu: »Seine Haare sind wie Federn.«

»Was?« Das Knistern des Feuers hatte ihre Worte geschluckt.

»Ich sagte«, flüsterte sie noch einmal und beugte sich näher, »dass seine Haare wie Federn sind ...«

Hans Hubermann schaute auf und nickte. Ich bin sicher, er wünschte sich, die Augen des Mädchens zu haben. Sie waren sich nicht bewusst, dass Max alles gehört hatte.

Gelegentlich brachte er seine Ausgabe von ***Mein Kampf*** mit und las im Schein der Flammen. Er kochte angesichts des Inhalts. Das dritte Mal, als er es dabeihatte, fand Liesel den Mut, ihre Frage zu stellen.

»Ist es ... gut?«

Er schaute von den Seiten auf, ballte seine Hand zur Faust und öffnete sie dann wieder. Er fegte den Zorn beiseite und lächelte sie an. Dann hob er die fedrigen Haarfransen und strich sie dann in Richtung seiner Augen glatt. »Es ist das beste Buch überhaupt.« Er blickte erst Papa an und dann Liesel. »Es hat mir das Leben gerettet.«

Das Mädchen rückte ein wenig näher und schlug die Beine zum Schneidersitz übereinander. Leise fragte sie:

»Wie?«

Und so fing das Geschichtenerzählen im Wohnzimmer an. Jeden Abend fand es statt, gerade so laut, dass die Anwesenden die Worte verstehen konnten. Vor ihnen allen wurden die Teile des Puzzles zusammengesetzt. Das Bild ergab das Leben eines jüdischen Straßenboxers.

Manchmal lag Humor in Max Vandenburgs Stimme, obwohl ihr Klangkörper beinahe nur aus Reibung bestand, wie ein Stein, der langsam über einen Felsbrocken geschoben wird. Manchmal war sie tief, und manchmal kratzte sie; manchmal brach sie entzwei. In Momenten der Reue klang sie

unterirdisch und am Ende eines Scherzes oder in Augenblicken von Selbstverachtung zersplittert.

»Herr Jesus« war der häufigste Kommentar zu Max Vandenburgs Erzählung, meist gefolgt von einer Frage.

FRAGEN WIE DIESE

Wie lange waren Sie in der Vorratskammer? Wo ist Walter Kugler jetzt? Wissen Sie, was mit Ihrer Familie passiert ist? Wohin ist die schnarchende Frau gefahren? Sie haben tatsächlich nur drei von dreizehn Kämpfen gegen Walter

gewonnen? Warum haben Sie immer wieder gegen ihn geboxt?

Als Liesel später auf ihr Leben zurückblickte, erschienen ihr diese Nächte im Wohnzimmer am deutlichsten im Gedächtnis. Sie sah noch das brennende Licht auf Max' Eierschalengesicht vor sich und konnte sogar den menschlichen Geschmack seiner Worte auf der Zunge spüren. Die Chronologie seines Überlebens wurde Stück für Stück berichtet, als würde er jeden Teil davon aus sich herausschneiden und ihr auf einem Teller überreichen.

»Ich bin so selbstsüchtig.«

Als er das sagte, bedeckte er mit dem Unterarm sein Gesicht. »Ich lasse meine Lieben zurück Ich komme hierher. Ich bringe alle in Gefahr ...« Er ließ alles aus sich herausfallen und fing an zu flehen. Trauer und Verzweiflung waren ihm ins Gesicht genagelt. »Es tut mir leid. Bitte glauben Sie mir. Es tut mir so leid, so leid. Es tut mir ...«

Sein Arm berührte das Feuer, und er zuckte zurück.

Sie alle betrachteten ihn schweigend. Dann stand Papa auf und ging zu ihm. Er

setzte sich neben ihn.

»Haben Sie sich den Ellboger verbrannt?«

Eines Abends saßen Hans, Max und Liesel vor dem Kamin. Mama war in der Küche. Max las wieder in ***Mein Kampf.***

»Wissen Sie was?«, sagte Hans. Er beugte sich näher ans Feuer. »Liesel kann übrigens auch ganz gut lesen.« Max senkte das Buch. »Und sie hat noch mehr mit Ihnen gemein.« Papa schaute zur Tür, ob Rosa nicht zufällig gerade hereinkam. »Sie prügelt sich auch ab und zu ganz gerne.«

»Papa!«

Liesel, nur noch kurze Zeit elf Jahre alt und immer noch hager und schlaksig, wie sie da an die Wand gelehnt saß, war empört. »Ich habe mich noch nie geprügelt!«

»Pst!« Papa lachte. Er bedeutete ihr, ihre Stimme zu dämpfen. Diesmal neigte er sich dem Mädchen zu. »Und was ist mit der Abreibung, die du Ludwig Schmeikl verpasst hast, hm?«

»Ich habe niemals...« Sie war entlarvt. Weiteres Leugnen war zwecklos. »Woher weißt du das?«

»Ich habe seinen Papa im >Knoller< getroffen.«

Liesel hielt ihr Gesicht in den Händen. Dann schaute sie auf und stellte die Schlüsselfrage: »Hast du Mama davon erzählt?«

»Machst du Witze?« Er zwinkerte Max zu und flüsterte dann dem Mädchen zu: »Du bist doch noch am Leben, oder?«

In dieser Nacht spielte Papa zum ersten Mal seit Monaten wieder zu Hause Akkordeon. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis er Max eine Frage stellte:

»Haben Sie spielen gelernt?«

Das Gesicht in der Ecke war der Flammen zugewandt. »Ja.« Eine Weile herrschte Schweigen. »Bis ich neun war. Dann verkaufte meine Mutter die Musikschule und hörte auf zu unterrichten. Sie behielt ein einziges Instrument, aber als ich mich weigerte zu lernen, gab sie es auf. Ich war ein Narr.«

»Nein«, sagte Papa. »Sie waren ein Kind.«

In den Nächten gingen Liesel Meminger und Max Vandenburg ihren sich gleichenden Gewohnheiten nach. In

getrennten Räumen hatten sie ihre Albträume und wachten auf, sie mit einem Schrei in ertrinkenden Laken, er neben einem rauchenden Feuer, um Luft ringend.

Manchmal, wenn Liesel bis drei Uhr morgens mit Papa las, erlebten sie Max' erwachende Momente. »Er träumt wie du«, sagte Papa dann, und ein Mal, als sie Max' angstvolle Nachtgeräusche hörte, entschloss sich Liesel aufzustehen. Anhand seiner Erzählungen hatte sie eine ziemlich gute Vorstellung davon, was er in seinen Träumen sah, wenn auch nicht den genauen Teil der Geschichte, der ihm jede Nacht einen Besuch abstattete.

Leise ging sie durch den Flur und ins Wohnzimmer.

»Max?«

Das Flüstern war sanft, bewölkt in einer Kehle aus Schlaf.

Am Anfang kam keine Reaktion, aber kurz darauf richtete er sich auf und blickte suchend in die Dunkelheit.

Papa schlief noch in ihrem Zimmer, und Liesel setzte sich Max gegenüber ans andere Ende des Kamins. Hinter ihnen schlief Mama geräuschvoll. Sie stand der Schnarcherin aus dem Zug in nichts

nach.

Das Feuer war nur noch ein ersterbendes Häuflein aus Rauch und toter Asche. In dieser besonderen Nacht trafen sich zwei Stimmen.

DER AUSTAUSCH VON ALBTRÄUMEN

Das Mädchen: »Erzählen Sie mir: Was sehen Sie, wenn Sie träumen?« Der Jude: »Ich sehe mich selbst, wie ich mich umdrehe und zum Abschied winke.« Das Mädchen: »Ich habe auch Albträume.« Der Jude: »Was siehst du?« Das Mädchen: »Einen Zug und

meinen toten Bruder.« Der Jude: »Deinen Bruder?« Das Mädchen: »Er starb auf der Fahrt hierher.« Das Mädchen und der Jude, im Chor: »Ja.«

Es wäre schön, wenn man behaupten könnte, dass nach diesem kleinen Durchbruch weder Liesel noch Max länger von ihren bösen Träumen geplagt wurden. Es wäre schön, aber nicht die Wahrheit. Die Albträume traten vor, wie sie es immer taten, wie der beste Mann der gegnerischen Mannschaft, nachdem man Gerüchte gehört hat, er wäre krank oder verletzt - aber da kommt er und wärmt sich mit seiner Mannschaft auf,

bereit, das Spielfeld zu erobern. Oder wie ein Zug, der pünktlich auf einem nächtlichen Gleis einfährt und die Erinnerungen an einem Seil hinter sich herzieht. Ein Bündel voller Erinnerungen. Ein Bündel, das auf und nieder hüpft.

Eine Veränderung gab es doch: Liesel eröffnete ihrem Papa, dass sie nun alt genug war, um allein mit ihren Albträumen fertig zu werden. Eine Sekunde lang wirkte er gekränkt, aber wie immer fand er auch diesmal die richtigen Worte.

»Na, Gott sei Dank.« Er grinste schief

»Wenigstens bekomme ich jetzt wieder etwas mehr Schlaf. Der Stuhl hätte mich beinahe umgebracht.« Er legte den Arm um das Mädchen, und gemeinsam gingen sie in die Küche.

Mit der Zeit entwickelte sich eine klare Trennlinie zwischen zwei sehr unterschiedlichen Welten - der Welt innerhalb der Himmelstraße 33 und der Welt, die sich vor der Haustür weiterdrehte. Die Kunst bestand darin, beide auseinanderzuhalten.

Liesel lernte, sich die Außenwelt auf völlig neue Art und Weise nutzbar zu machen. Eines Nachmittags, als sie mit

dem leeren Wäschesack heimlief, bemerkte sie eine Zeitung, die aus einem Mülleimer ragte. Es war eine Ausgabe des ***Molchinger Abendblatts.*** Sie zog sie heraus und nahm sie mit. Zu Hause gab sie die Zeitung Max. »Ich dachte«, sagte sie, »Sie würden vielleicht gerne das Kreuzworträtsel lösen, um sich die Zeit zu vertreiben.«

Max war dankbar für diese Geste, und um sich der Mühe wert zu erweisen, las er die Zeitung von vorne bis hinten durch und zeigte ihr ein paar Stunden später das Kreuzworträtsel, das er bis auf ein Wort gemeistert hatte.

»Siebzehn senkrecht«, sagte er. »Ich krieg's einfach nicht raus.«

Im Februar 1941 bekam Liesel zu ihrem zwölften Geburtstag ein weiteres gebrauchtes Buch, worüber sie sich sehr freute. Es hieß ***Die Menschen aus L e h m*** und handelte von einem sonderbaren Vater und seinem ebenso sonderbaren Sohn. Sie umarmte Mama und Papa, während Max unbehaglich in der Ecke stand.

»Alles Gute zum Geburtstag.« Er lächelte schwach. Seine Hände waren in den Hosentaschen vergraben. »Ich wusste nicht, wann du Geburtstag hast,

sonst hätte ich dir etwas geschenkt.« Eine glatte Lüge - er hatte nichts zu verschenken, außer vielleicht ***Mein Kampf***, und eine derartige Propagandaschrift hätte er unter keinen Umständen einem jungen deutschen Mädchen in die Hand gegeben. Das wäre, als ob ein Lamm seinem Schlächter das Messer reichte.

Eine ungemütliche Stille folgte.

Sie hatte Mama und Papa umarmt.

Max sah so einsam aus.

Liesel schluckte.

Und sie ging zu ihm und umarmte ihn zum ersten Mal. »Danke, Max.«

Zuerst stand er einfach nur da, aber als sie ihn festhielt, hoben sich allmählich seine Hände und legten sich sanft auf ihre Schulterblätter.

Erst später sollte sie von dem hilflosen Ausdruck auf Max Vandenburgs Gesicht erfahren. Sie sollte ebenfalls herausfinden, dass er in diesem Moment beschloss, ihr etwas zurückzugeben. Ich stelle mir oft vor, wie er die ganze Nacht wach lag und überlegte, was er ihr wohl schenken könnte.

Das Geschenk wurde auf Papier gefertigt und eine Woche später überreicht.

Er brachte es ihr in den frühen Morgenstunden und kehrte dann die Zementstufen hinab in sein Refugium zurück, das er mittlerweile als Zuhause bezeichnete.

Und sie ging zu ihm und umarmte ihn zum ersten Mal. »Danke, Max.«

Zuerst stand er einfach nur da, aber als sie ihn festhielt, hoben sich allmählich seine Hände und legten sich sanft auf ihre Schulterblätter.

Erst später sollte sie von dem hilflosen Ausdruck auf Max Vandenburgs Gesicht erfahren. Sie sollte ebenfalls herausfinden, dass er in diesem Moment beschloss, ihr etwas zurückzugeben. Ich stelle mir oft vor, wie er die ganze Nacht wach lag und überlegte, was er ihr wohl schenken könnte.

Das Geschenk wurde auf Papier gefertigt und eine Woche später überreicht.

Er brachte es ihr in den frühen Morgenstunden und kehrte dann die Zementstufen hinab in sein Refugium zurück, das er mittlerweile als Zuhause bezeichnete.

Und sie ging zu ihm und umarmte ihn zum ersten Mal. »Danke, Max.«

Zuerst stand er einfach nur da, aber als sie ihn festhielt, hoben sich allmählich seine Hände und legten sich sanft auf ihre Schulterblätter.

Erst später sollte sie von dem hilflosen Ausdruck auf Max Vandenburgs Gesicht erfahren. Sie sollte ebenfalls herausfinden, dass er in diesem Moment beschloss, ihr etwas zurückzugeben. Ich stelle mir oft vor, wie er die ganze Nacht wach lag und überlegte, was er ihr wohl schenken könnte.

Das Geschenk wurde auf Papier gefertigt und eine Woche später überreicht.

Er brachte es ihr in den frühen Morgenstunden und kehrte dann die Zementstufen hinab in sein Refugium zurück, das er mittlerweile als Zuhause bezeichnete.

Und sie ging zu ihm und umarmte ihn zum ersten Mal. »Danke, Max.«

Zuerst stand er einfach nur da, aber als sie ihn festhielt, hoben sich allmählich seine Hände und legten sich sanft auf ihre Schulterblätter.

Erst später sollte sie von dem hilflosen Ausdruck auf Max Vandenburgs Gesicht erfahren. Sie sollte ebenfalls herausfinden, dass er in diesem Moment beschloss, ihr etwas zurückzugeben. Ich stelle mir oft vor, wie er die ganze Nacht wach lag und überlegte, was er ihr wohl schenken könnte.

Das Geschenk wurde auf Papier gefertigt und eine Woche später überreicht.

Er brachte es ihr in den frühen Morgenstunden und kehrte dann die Zementstufen hinab in sein Refugium zurück, das er mittlerweile als Zuhause bezeichnete.

Ende Februar, als Liesel eines früher Morgens erwachte, schob sich eine Gestalt in ihr Zimmer. Wie immer versuchte Max, sich wie ein schweigender Schatten zu bewegen.

Liesel, die mit den Augen die Dunkelheit absuchte, konnte nur spüren, dass der Mann sich näherte.

»Hallo?«

Keine Antwort.

Nichts außer den annähernd geräuschlosen Schritten, die auf ihr Bett zukamen. Ein leises Schaben, mit dem er

die harten Seiten auf den Boden legte, neben ihre Socken. Eine Kante bog sich leicht nach unten, in eine Ritze zwischen den Bodendielen hinein.

»Hallo?«

Diesmal kam eine Antwort.

Sie wusste nicht genau, wo die Worte ihren Ursprung hatten. Wichtig war nur, dass sie ankamen. Sie rückten auf sie zu und knieten sich neben ihr Bett.

»Ein verspätetes Geburtstagsgeschenk. Schau es dir morgen früh an. Gute Nacht.«

Eine Zeit lang glitt sie in den Schla
hinein und wieder heraus, war sich nicht
sicher, ob sie nur geträumt hatte, dass
Max bei ihr gewesen war.

Am Morgen, als sie erwachte und sich
auf die Seite drehte, sah sie die Blätter
auf dem Boden liegen. Sie griff nach
unten und hob sie auf, lauschte dem
Papier, das in ihren schläfrigen Händen
kratzte.

***Mein ganzes Leben lang hatte ich
Angst vor Männern, die über mir
standen ...***

Die Seiten, die sie umblätterte, waren

laut, wie ein statisches Rauschen, das die Geschichte, die sie erzählten, umgab.

Drei Tage, so sagte man mir... und was sah ich, als ich aufwachte?

Unter den Worten lagen die ausgelöschten Seiten von ***Mein Kampf,*** keuchend, erstickend unter der Farbe, während sie umgewendet wurden.

Sie hat mir bewiesen, dass der beste Überstehmann, den ich je gekannt habe...

Liesel las und betrachtete Max Vandenburgs Geschenk drei Mal. Jedes

Mal entdeckte sie einen neuen Pinselstrich. Danach kletterte sie, so leise sie konnte, aus dem Bett und ging in Mamas und Papas Zimmer. Der Platz neben dem Kamin war verlassen.

Als sie darüber nachdachte, erschien es ihr sogar passender - nein, vollkommen passend -, ihm dort zu danken, wo die Seiten entstanden waren.

Sie ging die Kellertreppe hinunter. Dort, an der Wand, sah sie ein gerahmtes Bild hängen, das nur in der Fantasie existierte - ein still gelächeltes Geheimnis.

Obwohl sie nur ein paar Meter gehen

musste, war es ein weiter Weg zu der Anordnung von Lumpen und Farbeimern, die Max Vandenburg abschotteten. Sie schob die Tücher, die der Wand am nächsten waren, beiseite, bis sie durch einen schmalen Korridor ins Innere schauen konnte.

Das Erste, was sie von ihm sah, war seine Schulter. Durch die schmale Gasse hindurch schob sie langsam, verletzlich, ihre Hand, bis sie auf seiner Schulter zur Ruhe kam. Seine Kleidung war kühl. Er wachte nicht auf.

Sie fühlte seinen Atem, fühlte, wie sich seine Schulter sanft hob und senkte. Eine

Weile betrachtete sie ihn. Dann setzte sie sich und lehnte sich zurück.

Schläfrige Luft schien ihr gefolgt zu sein.

An der Wand neben der Treppe standen die Skizzen und Worte, an denen er geübt hatte, in ihrer ganzen Pracht, zerklüftet, kindlich und liebevoll. Sie schauten zu, wie der versteckte Jude und das Mädchen schliefen, Hand an Schulter.

Sie atmeten. Deutsche und jüdische Lungen.

Neben der Wand lag ***Der***

Überstehmann, erstarrt und erfreut, wie ein herrliches Kitzeln an Liesel Memingers Füßen.

TEIL 5

DER PFEIFER

Es wirken mit: ein treibendes Buch - Spieler - ein kleiner Geist - zwei Haarschnitte - Rudis Jugend - Verlierer und Skizzen - ein Pfeifer und ein Paar Schuhe - drei Dummheiten - und ein ängstlicher Junge mit erfrorenen Beinen

DAS TREIBENDE BUCH *(Teil*

1)

Ein Buch trieb die Amper hinab.

Ein Junge sprang ins Wasser, watete darauf zu und packte es mit der rechten Hand. Er grinste.

Bis zur Hüfte stand er im eisigen Dezemberwasser. »Wie wär's mit einem Kuss, Saumensch?«, sagte er.

Die Luft war herrlich, lieblich, betäubend kalt, nicht zu vergessen den hämmernden Schmerz des Wassers, der sich von seinen Zehen bis zur Hüfte hinaufschob.

Wie wär's mit einem Kuss?

Wie wär's mit einem Kuss?

Armer Rudi.

EINE BEKANNTMACHUNG

Rudi Steiner verdiente es nicht, auf diese Art und Weise zu sterben.

Vor euren Augen seht ihr die klatschnassen Buchseiten an seinen Fingern kleben. Ihr seht die zitternden blonden Haarfransen. Ihr vermutet, wie ich es getan hätte, dass Rudi noch am selben Tag an Unterkühlung sterben

würde. Aber so war es nicht. Erinnerungen wie diese gemahnen mich daran, dass er das Schicksal nicht verdiente, das ihn zwei Jahre später ereilen sollte.

In vielerlei Hinsicht war es Diebstahl, einen Jungen wie Rudi mitzunehmen - ein solches Übermaß an Leben, so viel, wofür es sich zu leben lohnte -, aber aus irgendeinem Grund bin ich mir sicher, dass ihm der erschreckende Sturm, das Rumpeln und der geschwollene Himmel in jener Nacht, in der er starb, gut gefallen hätten. Er hätte geschrien, geweint, sich umgedreht und gelächelt, wenn er die Bücherdiebin auf Händen

und Knien neben seinem entseelten Körper hätte sehen können. Er wäre froh gewesen zu erleben, wie sie seine staubigen, von Bomben zerfressenen Lippen küsste.

Ja, ich weiß es.

In der Dunkelheit meines finsteren schlagenden Herzens weiß ich es. Es hätte ihm bestimmt gefallen.

Seht ihr?

Selbst der Tod hat ein Herz.

DIE SPIELER *(Ein Würfel*

mit sieben Seiten)

Natürlich bin ich gemein. Ich verderbe euch den Spaß und nehme das Ende vorweg, das Ende des gesamten Buches und besonders dieses Abschnitts. Ich habe euch zwei Ereignisse im Voraus verraten, weil ich nicht an Heimlichtuerei interessiert bin. Heimlichkeiten langweilen mich. Ich weiß, was passieren wird, und ihr auch. Es ist die Art und Weise, wie es passiert, die mich ärgert, verwirrt, fasziniert und erstaunt.

Es gibt viele Dinge zu bedenken.

Die Geschichte ist prallvoll.

Da gibt es zum Beispiel ein Buch mit dem Titel ***Der Pfeifer,*** über das wir unbedingt reden müssen, und auch über den Grund, warum es kurz vor Weihnachten 1941 in der Amper trieb. Damit sollten wir uns zuerst beschäftigen, meint ihr nicht auch?

Also abgemacht.

Das werden wir.

Mit Glücksspiel fing es an. Man setzt alles auf eine Karte und versteckt einen Juden, und so lebt man dann auch.

DER HAARSCHNITT: MITT APRIL 1941

Das Leben passte sich nun eilfertiger der Normalität an:

Hans und Rosa stritten sich im Wohnzimmer, wenn auch viel leiser als früher. Liesel blieb, wie immer, Zuschauerin.

Der Streit drehte sich um die vorangegangene Nacht, als Hans und Max gemeinsam mit Farbeimern, Worten und Lumpen im Keller gesessen hatten. Max hatte gefragt, ob Rosa ihm irgendwann einmal die Haare schneiden

könnte. »Sie fallen mir in die Augen«, hatte er gesagt, woraufhin Hans erwidert hatte: »Ich werde sie mal fragen.«

Jetzt kramte Rosa in den Schubladen herum. Ihre Worte schob sie, mit dem Rest des Gerumpels in der Kommode, Papa entgegen. »Wo ist diese verdammte Schere?«

»Liegt sie denn nicht in der unteren Schublade?«

»Da habe ich schon gesucht.«

»Vielleicht hast du sie übersehen.«

»Glaubst du vielleicht, ich bin blind?«
Sie hob ihren Kopf und bellte: »Liesel!«
»Ja?«

Hans duckte sich. »Verdammt nochmal,
Frau, von deinem Geschrei wird man ja
taub.«

»Halt's Maul, Saukerl.« Rosa suchte und
kramte weiter und fragte unterdessen das
Mädchen: »Liesel, wo ist die Schere?«
Aber Liesel wusste es auch nicht.
»Saumensch, du bist aber auch zu gar
nichts nutze!«

»Halt Liesel gefälligst da raus!«

Mehr Worte flogen hin und her, von der
Frau mit den elastischen Haaren zu dem
silberäugigen Mann und zurück, bis
Rosa die Schublade mit einem Mal
zudonnerte. »Wahrscheinlich würde ich
ihm sowieso nur lauter Löcher ins Haar
schneiden.«

»Löcher?« Zu diesem Zeitpunkt machte
Papa den Eindruck, als wollte er sich am
liebsten seine eigenen Haare ausreißen.
Jetzt aber senkte er seine Stimme zu
einem kaum hörbaren Flüstern. »Es sieht
ihn doch keiner!« Er wollte fortfahren,
doch da tauchte die fedrige Gestalt von
Max Vandenburg auf und blieb höflich
und peinlich berührt im Türrahmen

stehen. Max hatte seine eigene Schere dabei und trat vor, reichte sie weder Hans noch Rosa, sondern dem zwölfjährigen Mädchen. Er wählte die ruhigste Person im Zimmer. Sein Mund bebte eine Sekunde, ehe er fragte: »Würdest du?«

Liesel nahm die Schere und klappte sie auf. Sie war gleichermaßen glänzend und an einigen Stellen verrostet. Sie wandte sich zu Papa um, und als er nickte, folgte sie Max hinunter in den Keller.

Der Jude setzte sich auf einen Farbeimer. Ein kleines, farbbespritztes Tuch lag um seine Schultern. »Schneide

so viele Löcher hinein, wie du willst«, sagte er zu ihr.

Papa stellte sich auf die Treppe.

Liesel hob die erste fedrige Strähne von Max Vandenburgs Haaren an.

Während sie hineinschnitt, wunderte sie sich über den Klang der Schere. Es war kein Schnappen, sondern das Knirschen des einen Metallarms über den anderen, während beide die Haarfasern durchtrennten.

Als sie fertig war, hier ein bisschen zu kurz, dort ein bisschen schief, ging sie

mit dem abgeschnittenen Haar in der Hand nach oben und warf es in den Ofen. Sie zündete ein Streichholz an und schaute zu, wie der Haufen schrumpfte und in sich zusammensank. Orange und rot.

Wieder stand Max im Türrahmen, diesmal auf der obersten Stufe der Kellertreppe. »Danke, Liesel.« Seine Stimme war groß und rau, und in ihr versteckt lag ein Lächeln.

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, verschwand er auch schon wieder unter die Erde.

DIE ZEITUNG: ANFANG MAI

»In meinem Keller ist ein Jude.«

»In meinem Keller. Ist ein Jude.«

Liesel saß auf dem Boden in der Bibliothek des Bürgermeisters und lauschte diesen Worten. Der Sack voller Wäsche stand neben ihr, und die geisterhafte Gestalt der Bürgermeistergattin saß über den Schreibtisch gebeugt. Vor ihren Augen las Liesel ***Der Pfeifer,*** und zwar die Seiten zweiundzwanzig und dreiundzwanzig. Sie schaute auf. Sie stellte sich vor, wie sie zu der Frau

gehen, sanft ein bisschen von dem fusseligen Haar zur Seite schieben und ihr ins Ohr flüstern würde:

»In meinem Keller ist ein Jude.«

Das Buch in ihrem Schoß zitterte. Das Geheimnis saß in ihrem Mund, machte es sich dort gemütlich. Schlug die Beine übereinander.

»Ich gehe jetzt besser heim.« Diesmal sprach sie laut. Ihre Hände zitterten. Trotz des Schimmers von Sonnenschein in der Ferne trabte eine sanfte Brise durch das offene Fenster und trug Regen wie Sägemehl hinein.

Liesel stellte das Buch zurück, und der Stuhl der Frau ruckte gegen den Fußboden. Die Frau kam zu Liesel. So war es immer am Ende. Der zarte Kreis aus Sorgenfalten bebte einen Moment lang, während sie die Hand ausstreckte und das Buch wieder aus dem Regal holte.

Sie bot es Liesel an.

Liesel schreckte zurück.

»Nein«, sagte sie. »Danke, aber ich habe zu Hause genügend Bücher. Vielleicht ein andermal. Ich lese gerade ein anderes Buch mit Papa, schon zum zweiten Mal. Sie wissen schon,

dasjenige, das ich an dem Abend aus dem Feuer gestohlen habe.«

Die Frau des Bürgermeisters nickte. Was immer man Liesel nachsagen mochte, sie stahl nicht unnötig. Sie tat es nur, wenn sie das Gefühl hatte, dass es nötig war. Derzeit hatte sie genug. Sie hatte ***Die Menschen aus Lehm*** vier Mal gelesen und genoss die erneute Begegnung mit dem ***Schulterzucken.*** Und jede Nacht, bevor sie schlafen ging, öffnete sie die Anleitung zum Gräbergraben. Wohl verwahrt zwischen den Seiten lag ***Der Überstehmann.*** Sie formte die Worte stumm mit ihrem Mund und berührte die Vögel. Sie wendete die

geräuschvollen Blätter. Langsam.

»Auf Wiedersehen, Frau Hermann.«

Sie verließ die Bibliothek, ging über den Dielenboden des Flurs und durch die monströse Eingangstür hinaus. Wie es ihre Gewohnheit war, stand sie eine Weile auf den Stufen und betrachtete das vor ihr liegende Molching. An diesem Nachmittag war die Stadt von gelbem Dunst bedeckt, der über die Dächer streichelte, als wären sie Haustiere. Der Dunst füllte die Straßen wie eine Badewanne.

Als sie in die Münchener Straße kam,

wich die Bücherdiebin den mit Regenschirmen bewaffneten Menschen nach rechts und links aus - ein Mädchen in einer Regenjacke, das schamlos von einem Mülleimer zum nächsten wanderte. Wie ein Uhrwerk.

»Da!«

Sie lachte die kupfernen Wolken an und feierte ihren Fund, ehe sie hineingriff und die zerknitterte Zeitung herausholte. Obwohl die Vorder- und Rückseite mit schwarzen Tränen aus Druckerschwärze beschmiert waren, faltete das Mädchen die Zeitung sorgfältig zusammen und steckte sie sich unter den Arm. So

machte sie es seit ein paar Monaten jeden Donnerstag.

Donnerstag war mittlerweile der einzige Tag, an dem Liesel Meminger Wäsche austrug oder abholte, und es verging kaum ein Donnerstag, der ihr nicht den einen oder anderen Nutzen brachte. Sie schaffte es nie, das Gefühl eines Sieges zu unterdrücken, wenn sie eine Ausgabe des ***Molchinger Abendblatts*** oder einer anderen Zeitung fand. Eine Zeitung bedeutete einen guten Tag. Wenn es eine Zeitung war, in der das Kreuzworträtsel noch nicht gelöst worden war, war es sogar ein großartiger Tag. Sie kam nach Hause, schloss die Tür hinter sich und

brachte die Zeitung zu Max Vandenburg in den Keller.

»Kreuzworträtsel?«, fragte er dann.

»Leer.«

»Ausgezeichnet.«

Der Jude lächelte, nahm den Packen Papier entgegen und fing in dem bescheidenen Licht des Kellers an zu lesen. Oft beobachtete Liesel ihn dabei, wie er sich auf das Lesen konzentrierte, das Kreuzworträtsel löste und dann die Zeitung erneut durchlas, von vorne bis hinten.

Als es wärmer wurde, blieb Max die ganze Zeit im Keller. Tagsüber ließ man die Kellertür offen, um ein kleines Rinnsal aus Tageslicht aus dem Flur nach unten zu lassen. Der Flur selbst war nicht gerade lichtdurchflutet, aber in bestimmten Situationen nimmt man, was man kriegen kann. Gedämpftes Licht war besser als gar keines, und es war nötig, sparsam zu sein. Das Kerosin war zwar noch nicht so weit zur Neige gegangen, dass Grund zur Besorgnis bestanden hätte, aber es war besser, es nur dann herzunehmen, wenn es unbedingt nötig war.

Gewöhnlich setzte sich Liesel auf ein

paar Lumpen. Sie las, während Max sich über das Kreuzworträtsel beugte. Sie hatten ein paar Meter zwischen sich, redeten sehr selten, sodass oft einzig das Geräusch der Seiten zu hören war, die umgeblättert wurden. Oft ließ sie Max ihre Bücher da, während sie in der Schule war. Hans Hubermann und Erik Vandenburg hatte die Musik verbunden; Max und Liesel wurden zusammengeschweißt durch das stille Ansammeln von Wörtern.

»Hallo, Max.«

»Hallo, Liesel.«

Und dann saßen sie da und lasen.

Manchmal beobachtete sie ihn. Sie dachte sich, dass er am besten als ein Bild bleicher Konzentration zu beschreiben sei. Beigefarbene Haut. Ein Sumpf in jedem Auge. Und er atmete wie ein Flüchtling. Verzweifelt und doch lautlos. Es war nur seine Brust, die verriet, dass er am Leben war.

Immer öfter bat Liesel Max, die Wörter abzufragen, die sie immer noch falsch schrieb. Sie schloss die Augen und fluchte jedes Mal, wenn ihr wieder ein Fehler beim Buchstabieren unterlief. Dann stand sie auf und malte die Wörter

an die Wand, irgendwohin, manchmal ein Dutzend Mal. Gemeinsam atmeten Max Vandenburg und Liesel Meminger den Duft von Lösungsmittel und Zement ein.

»Auf Wiedersehen, Max.«

»Auf Wiedersehen, Liesel.«

Im Bett lag sie dann wach und stellte sich ihn unten im Keller vor. In diesen Visionen schlief er stets vollständig bekleidet, einschließlich der Schuhe, für den Fall, dass er fliehen musste. Er schlief. Ein Auge war geschlossen. Das andere wachsam.

WETTERBERICHT: MITTE MAI

Liesel öffnete gleichzeitig die Tür und ihren Mund.

Auf der Himmelstraße hatte ihre Mannschaft die von Rudi vernichtend mit 6: 1 geschlagen. Triumphierend stürzte sie in die Küche und erzählte Mama und Papa von dem Tor, das sie geschossen hatte. Dann sauste sie weiter in den Keller, um dort die ganze Geschichte noch einmal vorzutragen, Wort für Wort. Max legte die Zeitung zur Seite und lauschte und lachte mit dem Mädchen.

Als Liesel geendet hatte, herrschte einige Minuten lang Stille. Dann schaute Max langsam auf. »Würdest du mir einen Gefallen tun, Liesel?«

Immer noch erregt von dem Tor, sprang das Mädchen auf. Sie musste nichts sagen; ihre Körpersprache versicherte ihm wortlos, dass sie alles tun würde, was er verlangte.

»Du hast mir alles über das Tor erzählt«, sagte er, »aber ich weiß nicht, was für ein Tag da oben ist. Ich weiß nicht, ob du in der Sonne getroffen hast oder ob die Wolken alles verdeckt haben.« Seine Hand schob und zog an

seinem kurz geschorenen Haar, und seine sumpfigen Augen baten um das Einfachste aller einfachen Dinge. »Würdest du hinaufgehen und mir dann sagen, wie das Wetter ist?«

Selbstverständlich eilte Liesel die Stufen hinauf. Sie stand ein paar Meter von der mit Spucke befleckten Tür entfernt, schaute in den Himmel und drehte sich dabei um die eigene Achse.

Dann kehrte sie in den Keller zurück und erzählte ihm alles.

»Der Himmel ist heute blau, Max, und da oben hängt eine große, lang gezogene

Wolke, die aussieht wie ein Seil. Am Ende hängt die Sonne wie ein gelbes Loch...«

Max war sich darüber im Klaren, dass nur ein Kind ihm einen solchen Wetterbericht geben konnte. An die Wand malte er ein langes, fest geknüpftes Seil mit einer daran herabhängenden Sonne, in die man gerne hineingesprungen wäre. Auf das Wolkenseil malte er zwei Gestalten -ein dünnes Mädchen und einen ausgemergelten Juden -, die mit weit ausgebreiteten Armen darauf balancierten und auf die purzelnde Sonne zugingen. Unter das Bild schrieb

er einen Satz.

WORTE AN DER WAND, VO MAX VANDENBURG GESCHRIEBEN

Es war Montag, und sie tanzten auf einem Seil zur Sonne.

DER FAUSTKÄMPFER: ENDE MAI

Max Vandenburg hatte den kühlen Zement und viel Zeit. Minuten waren grausam. Stunden eine Strafe.

Über ihm stand während aller wachen Momente die Hand der Zeit, und sie

zögerte nicht, ihn gnadenlos auszuwringen. Sie lächelte und drückte und ließ ihn am Leben. Welch grenzenlose Boshaftigkeit in der Gnade des Überlebens liegen kann!

Wenigstens ein Mal am Tag kam Hans Hubermann in den Keller und führte ein Gespräch mit Max. Von Zeit zu Zeit brachte Rosa ihm eine übrig gebliebene Brotkruste. Aber es waren die Abschnitte des Tages, in denen Liesel ihn besuchte, in denen Max sein Interesse am Leben neu erwachen spürte. Anfänglich versuchte er, sich dem zu widersetzen, doch mit jedem Tag, an dem das Mädchen erschien, wurde es

schwieriger. Jedes Mal brachte sie den Wetterbericht mit, der entweder von klarem, blauem Himmel kündete oder von kartonfarbenen Wolken oder einer Sonne, die durchgebrochen war, als hätte sich der Allmächtige höchstpersönlich nach einem schweren Essen darauf niedergelegt.

Wenn er alleine war, überkam ihn das Gefühl des Verschwindens. All seine Kleidung war grau - egal, ob dies ihre ursprüngliche Farbe gewesen war oder nicht -, angefangen von seinen Hosen über seinen Wollpullover zu der Jacke, die mittlerweile an ihm herabtropfte, als wäre sie aus Wasser. Er schaute oft

nach, ob sich seine Haut in Flocken abschälte, weil er glaubte, sich aufzulösen.

Was er brauchte, war eine Reihe von Plänen, die er in die Tat umsetzen konnte. Er fing mit Übungen an, genauer gesagt mit Liegestützen. Er legte sich mit dem Bauch flach auf den kühlen Kellerboden und drückte sich dann empor. Er hatte den Eindruck, als würden seine Arme an den Ellbogen entzweibrechen, und er stellte sich vor, wie sein Herz aus ihm herausfloss und jämmerlich zu Boden troff. Als Jugendlicher in Stuttgart hatte er fünfzig Liegestütze hintereinander weg

geschafft. Jetzt, im Alter von vierundzwanzig und etwa fünfzehn Pfund unter seinem üblichen Gewicht, brachte er kaum mehr zehn zustande. Nach einer Woche gelangen ihm drei Übungseinheiten mit je sechzehn Liegestützen und zweiundzwanzigmaligem Aufrichten aus der Rückenlage mit gestreckten Beinen in den Sitz. Wenn er damit fertig war, lehnte er sich neben seinen Farbtopffreunden an die Kellerwand und spürte seinen Puls gegen seine Zähne hämmern. Seine Muskeln fühlten sich an wie Sandkuchen.

Manchmal fragte er sich, ob diese

Anstrengung überhaupt der Mühe wert war. Manchmal wiederum drehte er, wenn sich sein Herzschlag beruhigt und sein Körper wieder zu seiner normalen Funktion zurückgefunden hatte, die Lampe herunter und stand in der Dunkelheit des Kellers einfach nur da.

Er war vierundzwanzig, aber er besaß immer noch Vorstellungskraft.

»In der blauen Ecke«, kommentierte er leise, »haben wir den Weltmeister, den arischen Inbegriff - den Führer.« Er atmete und drehte sich um. »Und in der roten Ecke sehen wir den rattengesichtigen jüdischen

Herausforderer - Max Vandenburg.«

Um ihn herum wurde alles zur Wirklichkeit.

Weißes Licht senkte sich zu einem Boxring herab, und eine Menge umringte ihn und murmelte - dieser magische Klang von vielen Menschen, die durcheinanderreden. Wie kam es, dass alle Leute dort gleichzeitig so viel zu sagen hatten? Der Ring selbst war tadellos. Eine tadellose Matte, herrliche Seile. Selbst die von den dicken Seilsträngen abstehenden Fasern waren tadellos und schimmerten im weißen Licht. Der Raum roch nach Zigaretten

und Bier.

Diagonal ihm gegenüber stand Adolf Hitler in seiner Ecke, begleitet von seinem Gefolge. Seine Beine ragten aus einem rotweißen Mantel mit schwarzem Hakenkreuz, das auf dem Rücken eingebrannt war. Sein Schnurrbart wirkte wie angestrickt. Er flüsterte seinem Trainer Goebbels etwas zu. Er sprang von einem Fuß auf den anderen und lächelte. Er lächelte am lautesten, als der Ansager seine vielen Verdienste aufzählte, denen die bewundernde Menge lärmend applaudierte. »Ungeschlagen!«, verkündete der Ansager. »Sieger über zahlreiche Juden

und andere Gefahren für das deutsche Volk! Herr Führer«, schloss er, »wir grüßen Sie!« Die Menge raste.

Als Nächstes, nachdem wieder Ruhe eingekehrt war, kam der Herausforderer.

Der Ansager wandte sich Max zu, der allein in der Ecke des Herausforderers stand. Kein Mantel. Kein Gefolge. Nur ein einsamer junger Jude mit Mundgeruch, einer nackten Brust und müden Händen und Füßen. Selbstverständlich waren seine kurzen Hosen grau. Auch er bewegte sich von einem Fuß auf den anderen, aber es geschah verhalten, um nicht unnötig

Energie zu vergeuden. Er hatte im Trainingsraum viel Schweiß vergossen, um das erforderliche Gewicht zu erreichen.

»Der Herausforderer ist von«, rief der Ansager - und hier machte er eine kleine Pause, um die Wirkung zu steigern: »jüdischem Blut.« Die Menge buhte und huhte, wie menschliche Schreckgestalten. »Mit einem Gewicht von...«

Der Rest seiner Worte verhallte ungehört. Sie wurden von Schimpfworten von der Tribüne überdröhnt. Max schaute zu, wie seinem

Gegner der Mantel abgenommen wurde und er in die Mitte des Rings trat, um dem Herausforderer die Hand zu schütteln und sich, wie es die Tradition verlangte, vom Schiedsrichter die Regeln erklären zu lassen.

»Guten Tag, Herr Hitler.« Max nickte, aber der Führer zeigte nur kurz seine gelben Zähne und verbarg sie rasch wieder hinter seinen Lippen.

»Meine Herren«, sprach ein kurzgewachsener Schiedsrichter in schwarzen Hosen und einem blauen Hemd. An seiner Kehle hing eine Fliege. »Zunächst und vor allem erwarten wir

einen fairen und sauberen Kampf.« Er sprach jetzt nur den Führer an. »Es sei denn natürlich, Herr Hitler, wenn Sie am Verlieren sind. Sollte sich dies abzeichnen, dann bin ich durchaus gewillt, ein Auge zuzudrücken und Ihnen jede unsaubere Taktik gegen dieses Stück jüdischen Abschaums durchgehen zu lassen, damit Sie ihn zerquetschen und in die Ringmatte schmieren können.« Er nickte mit großer Höflichkeit. »Ist das klar?«

Der Führer machte zum ersten Mal den Mund auf. »Glasklar.«

Max gegenüber sprach der

Schiedsrichter eine Warnung aus. »Was dich betrifft, Drecksjude: Pass gut auf, was du tust. Ich werde dich genau im Auge behalten. Sehr genau sogar.« Dann wurden die beiden Kämpfer wieder in ihre Ecken geschickt.

Eine kurze Stille folgte.

Dann die Glocke.

Als Erster trat der Führer vor, krummbeinig und knochig. Er rannte auf Max zu und stach ihrr seine Faust ins Gesicht. Die Menge bebte. Die Glocke klang ihnen noch in den Ohren, und das zufriedene Lächeln aus unzähligen

Gesichtern schlang sich um die Seile. Rauchiger Atem entströmte Hitlers Mund, und seine Hände bearbeiteten Max' Gesicht, schoben es etliche Male hierhin und dorthin, trafen die Lippen, die Nase, das Kinn - und Max war immer noch nicht aus seiner Ecke getreten. Um die Bestrafung abzuwehren, hob er die Hände, doch der Führer zielte stattdessen auf seine Rippen, seine Nieren, seine Lunge. Oh, diese Augen, die Augen des Führers. Sie waren so köstlich braun - wie die Augen eines Juden -, und sie waren so entschlossen, dass selbst Max einen Moment lang wie erstarrt dastand, als er zwischen den trommelnden, schemenhaft schnellen Fäusten des anderen einen Blick auf sie

werfen konnte.

Es gab nur eine einzige Runde, und sie dauerte stundenlang. Die meiste Zeit ging es so weiter, wie es begonnen hatte.

Der Führer hämmerte auf den Juden ein wie auf einen Sandsack.

Überall floss jüdisches Blut.

Wie rote Regenwolken auf der himmelweißen Matte aus Leinwand auf dem Boden des Rings.

Schließlich knickten Max' Knie ein. Seine Wangenknochen stöhnten lautlos.

Das entzückte Gesicht des Führers kippte nach oben, nach oben, bis der Jude geschrumpft, geschlagen und gebrochen zu Boden sank.

Ein Aufbrüllen.

Dann Stille.

Der Schiedsrichter zählte. Er hatte einen Goldzahn und eine Unmenge Haare in den Nasenlöchern.

Langsam kam der Jude Max Vandenburg auf die Füße und richtete sich auf. Seine Stimme war wacklig. Eine Einladung. »Kommen Sie, Führer«, sagte er. Als

dieses Mal Adolf Hitler seinen jüdischen Gegner attackierte, machte Max einen Schritt zur Seite und stieß ihn in die Ecke. Er schlug ihn sieben Mal und zielte stets auf eine einzige Stelle.

Auf den Schnurrbart.

Beim siebten Mal verfehlte er ihn. Es war das Kinn des Führers, das den Schlag einstecken musste. Ganz unvermittelt hing Hitler in den Seilen und kippte nach vorn, landete auf den Knien. Diesmal wurde nicht gezählt. Der Schiedsrichter zuckte in seiner Ecke zusammen. Das Publikum sank auf die Sitze, griff zum Bier. Kniend suchte der

Führer sich nach Blutspuren ab und strich sein Haar glatt, von rechts nach links. Als er sich wieder aufrappelte, unter den anerkennenden Rufen aus Tausenden von Kehlen, trat er vor und tat etwas Merkwürdiges. Er drehte dem Juden den Rücken zu und zog die Boxhandschuhe von den Fäusten.

Die Menge war verblüfft.

»Er gibt auf«, flüsterte jemand, aber schon stand Adolf Hitler auf den Seilen und sprach zur Menge.

»Meine deutschen Freunde«, rief er, »heute Abend habt ihr die Gelegenheit,

etwas zu erkennen.« Mit nackter Brust und siegesgewissem Blick deutete er hinüber auf Max. »Ihr erkennt, dass wir uns etwas gegenübersehen, was so finster und mächtig ist, wie wir es uns in unseren kühnsten Träumen nicht hätten ausmalen können. Erkennt ihr es?«

Sie antworteten. »Ja, mein Führer.«

»Erkennt ihr, dass dieser Feind sich seinen Weg gebahnt hat - einen verabscheuungswürdigen Weg, durch unsere Rüstung hindurch, durch unsere Verteidigungslinie - und dass ich unmöglich allein hier stehen und gegen ihn kämpfen kann?« Seine Worte wurden

sichtbar. Sie fielen aus seinem Mund wie Juwelen. »Schaut ihn euch an. Schaut ihn gut an!« Sie schauten. Auf den blutigen Max Vandenburg. »Während wir noch sprechen, überlegt er bereits, wie er uns unterwandern kann. Er zieht in das Haus nebenan. Er schleicht sich in eure Familien ein, mit dei Absicht, das Ruder zu übernehmen. Er...« Hitler warf ihm einen Blick voller Verachtung und Abscheu zu. »Er wird euch besitzen, schon bald. Morgen schon wird er in Geschäften, die heute noch euch gehören, nicht etwa an der Verkaufstheke stehen, sondern hinten im Lehnstuhl sitzen und seine Pfeife rauchen. An seiner Stelle werdet ihr die Arbeit tun. Ihr werdet für ihn schuften - für einen Hungerlohn,

während er kaum laufen kann, weil seine Taschen bis zum Rand gefüllt sind. Wollt ihr einfach dabeistehen und dies zulassen? Wollt ihr danebenstehen, so wie eure Anführer in der Vergangenheit, als sie euer Land an andere verschenkten, als sie euer Land hergaben für den Preis von ein paar Unterschriften? Wollt ihr machtlos da draußen stehen? Oder«, und jetzt trat er auf das oberste Seil: »wollt ihr mit mir in diesen Ring steigen?«

Max zitterte am ganzen Leib. Der Schrecken stotterte in seinem Magen.

Adolf machte ihn fertig. »Wollt ihr mir

folgen, damit wir diesen Feind gemeinsam besiegen?«

Im Keller der Himmelstraße 33 fühlte Max Vandenburg die Fäuste einer ganzen Nation. Einer nach dem anderen kletterte in den Ring und schlug ihn nieder. Sie ließen ihn bluten. Sie ließen ihn leiden. Es waren Millionen - bis dann, ein letztes Mal, als er mühsam auf die Füße kam ...

Er schaute der nächsten Person entgegen, die sich zwischen den Seilen hindurchschob. Es war ein Mädchen. Langsam überquerte sie die Matte, und er sah eine Träne über ihre linke Wange

rinnen. In ihrer rechten Hand hielt sie eine Zeitung.

»Das Kreuzworträtsel«, sagte sie sanft, »ist noch nicht gelöst.« Dann hielt sie ihm die Zeitung hin.

Dunkelheit.

Nur noch Dunkelheit.

Nur noch ein Keller. Nur noch ein Jude.

Es war Nachmittag. Liesel kam die Kellertreppe herunter. Max hatte die Hälfte seiner Liegestütze absolviert.

Sie schaute eine Weile zu, ohne dass er sie bemerkte. Dann trat sie vor und setzte sich zu ihm. Er stand auf und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. »Habe ich dir schon von meinem neuen Traum erzählt?«, fragte er sie.

DER NEUE TRAUM: EIN PAA NÄCHTE SPÄTER

Liesel rückte ein wenig zur Seite, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

»Aber diesen träume ich, wenn ich wach bin.« Er deutete auf die glutlose Kerosinlampe. »Manchmal mache ich das Licht aus. Dann stehe ich da und

warte.«

»Auf was?«

»Nicht auf ***was.*** Auf ***wen.«***

Ein paar Augenblicke sagte Liesel nichts. Es war eines jener Gespräche, bei denen zwischen den ausgesprochenen Sätzen etwas Zeit vergehen musste. »Auf wen wartest du?«

Max rührte sich nicht. »Auf den Führer.« Er sagte es ohne jegliche Leidenschaft. »Das ist der Grund, warum ich trainiere.«

»Die Liegestütze?«

»Richtig.« Er ging zur Treppe. »Jede Nacht warte ich im Dunkeln, und der Führer kommt diese Stufen herab. Er kommt zu mir, und dann kämpfen wir, er und ich. Stundenlang.«

Liesel war aufgestanden. »Und wer gewinnt?«

Zuerst wollte er ihr sagen, dass niemand gewinnen würde, aber dann fiel sein Blick auf die Farbeimer, die farbbeklecksten Lumpen und den anwachsenden Stapel aus Zeitungen. Er betrachtete die Worte an den Wänden,

das Wolkenseil und die Gestalten darauf.

»Ich«, sagte er.

Es war, als hätte er seine Hand geöffnet, ihr die Antwort überreicht und seine Hand dann wieder geschlossen.

In Molching, Deutschland, standen zwei Menschen unter der Erde und unterhielten sich. Es klingt fast wie der Anfang eines Witzes:

»Ein Jude und ein Deutscher stehen in einem Keller. Sagt der Jude ...«

Aber es war kein Witz.

DIE ANSTREICHER: ANFAN JUNI

Ein weiteres von Max' Projekten drehte sich um die Überreste von ***Mein Kampf.*** Jede Seite wurde einzeln aus der Bindung gerissen und auf dem Boden ausgelegt, damit sie einen weißen Anstrich bekommen konnte. Dann wurde sie zum Trocknen aufgehängt und wieder zwischen

die Buchdeckel gelegt. Als Liesel eines Tages von der Schule nach Hause kam, waren Max, Rosa und ihr Papa dabei,

die Seiten anzumalen. Viele hingen bereits mit Wäscheklammern auf einer Leine, genauso wie es damals bei den Vorbereitungen für den ***Überstehmann*** gewesen war.

Alle drei schauten auf und sprachen gleichzeitig. »Hallo, Liesel.«

»Nimm dir einen Pinsel, Liesel.«

»Wird auch Zeit, Saumensch. Wo hast du so lange gesteckt?«

Beim Malen dachte Liesel an Max Vandenburgs Kampf mit dem Führer, so wie er ihn ihr geschildert hatte.

VISIONEN IN EINEM KELLE JUNI 1941

Schläge werden ausgeteilt, die Menge tritt aus den Wänden hervor. Max und der Führer kämpfen auf Leben und Tod. Beide prallen gegen die Treppe und taumeln vorwärts. Im Schnurrbart des Führers klebt Blut, genauso wie auf seinem Scheitel, auf der rechten Seite seines Kopfes. »Kommen Sie, Führer«, sagt der Jude. Er winkt ihn näher. »Kommen Sie, Führer.«

Das Bild löste sich auf, und Liesels erste weiße Seite war fertig. Papa zwinkerte ihr zu. Mama tadelte sie, weil sie die

Farbe so lange mit Beschlag belegt hatte. Max begutachtete jede einzelne Seite; möglicherweise sah er schon vor sich, was dereinst auf diesen Seiten erscheinen würde. Viele Monate später würde er auch den Einband des Buchs übermalen und ihm einen neuen Titel geben, nach einer der Geschichten, die er bis dahin tief im Innern geschrieben und illustriert haben würde.

An diesem Nachmittag, im geheimen Untergrund der Himmelstraße 33, bereiteten die Hubermanns, Liesel Meminger und Max Vandenburg die Seiten für ***Die Worteschüttlerin*** vor.

Es war ein gutes Gefühl, ein Anstreicher zu sein.

DIE KRAFTPROBE: 24. JUNI 1941

Dann kam die siebte Seite des Würfels. Zwei Tage nachdem Deutschland in Russland einmarschiert war. Drei Tage bevor die Briten und die Sowjets ein Abkommen schlossen.

Sieben.

Du würfelst und siehst es kommen, weißt genau, dass dies kein normaler Würfel ist. Du nennst es Pech, aber du wusstest schon die ganze Zeit, dass es so

kommen würde. Du schlepptest es ja selbst ein. Der Tisch konnte es schon in deinem Atem riechen. Der Jude lugte von Anfang an aus deiner Tasche. Er ist dir ans Revers geheftet, und in dem Moment, in dem du würfelst, weißt du, dass du eine Sieben wirfst - der einzige Wurf, der dich treffen kann. Der Würfel fällt. Er starrt dir in beide Augen, wundersam und verhasst, und du wendest dich ab, während es in deiner Brust nagt.

Das war Pech.

Das behauptest du.

Ohne Bedeutung.

Das redest du dir selbst ein - denn tief im Innern weißt du, dass dieses kleine Wechselspiel des Glücks mit dem Finger auf die Ereignisse zeigt, die noch kommen werden. Du versteckst einen Juden. Du wirst dafür bezahlen. Auf die eine oder andere Art.

Rückblickend sagte sich Liesel, dass es keine große Sache war. Vielleicht lag der Grund für diese Ansicht darin, dass bis zu der Zeit, als sie im Keller ihre Geschichte schrieb, bereits so vieles passiert war. Mit dem Gesamtbild vor Augen empfand sie die Tatsache, dass

Rosa vom Bürgermeister und seiner Frau entlassen wurde, überhaupt nicht als Unglück. Es hatte nichts damit zu tun, dass sie in ihrem Keller einen Juden versteckten. Es hatte mit dem allumfassenden Wesen des Krieges zu tun. Zum damaligen Zeitpunkt jedoch kam es über sie wie eine Strafe.

Eigentlich fing es schon eine Woche vor dem 24. Juni an. Liesel stöberte wie immer nach einer Zeitung für Max. Sie fand eine in einem Abfalleimer an der Ecke zur Münchener Straße, griff hinein und steckte sich die Zeitung unter den Arm. Nachdem sie ihre Beute zu Max gebracht und er sie das erste Mal

gelesen hatte, warf er ihr einen Blick zu und deutete auf das Bild auf der Titelseite. »Ist das nicht der Mann, dem du immer die Wäsche bringst?«

Liesel, die vor der Wand gestanden hatte, trat zu ihm. Sie hatte gerade sechs Mal das Wort »Argument« geschrieben, direkt neben das Bild des Wolkenseils und der baumelnden Sonne, das Max gemalt hatte. Max reichte ihr die Zeitung, und sie nickte. »Das ist er.«

Sie las den Artikel. Heinz Hermann, der Bürgermeister, wurde zitiert. Er war der Meinung, dass, obwohl der Krieg ganz nach Wunsch verlaufe, die Einwohner

von Molching, wie alle verantwortungsbewussten Deutschen, entsprechende Maßnahmen ergreifen und sich auf eventuell bevorstehende härtere Zeiten einstellen sollten. »Man weiß nie«, erklärte er, »was unsere Feinde im Sinn haben oder wie sie versuchen werden, uns zu schwächen.«

Eine Woche später trugen die Worte des Bürgermeisters bittere Früchte. Liesel tauchte wie immer in der Großen Straße auf und las auf dem Boden der Bibliothek im ***Pfeifer.*** Die Gattin des Bürgermeisters verhielt sich nicht ungewöhnlich - oder besser gesagt: nicht ungewöhnlicher als sonst -, bis es Zeit

für Liesel war zu gehen.

Als sie diesmal Liesel das Buch anbot, bestand sie darauf, dass das Mädchen es nahm. »Bitte.« Sie flehte fast. Das Buch war von einer festen, bestimmten Faust umklammert. »Nimm es. Bitte. Nimm es.«

Liesel, merkwürdig berührt von dem seltsamen Verhalten der Frau, ertrug es nicht länger, sie zu enttäuschen. Das grau gebundene Buch mit den vergilbenden Seiten fand seinen Weg in ihre Hand, und sie machte ein paar Schritte den Flur hinab. Als sie nach der Wäsche fragen wollte, schenkte ihr die Frau des

Bürgermeisters einen abschließenden Blick voll morgenbemäntelter Trauer. Sie griff in eine Schublade und zog einen Umschlag heraus. Ihre Stimme, klebrig aus Mangel an Übung, hustete die Worte hervor: »Es tut mir leid. Das ist für deine Mama.«

Liesel hörte auf zu atmen.

Sie war sich plötzlich bewusst, wie leer sich ihre Füße in ihren Schuhen fühlten. Irgendetwas verhöhnte ihre Kehle. Sie zitterte. Dann streckte sie die Hand aus und nahm den Brief. Im selben Moment hörte sie die Uhr in der Bibliothek. Ihr wurde klar, dass Uhren gar nicht tickten,

nein, nicht einmal entfernt ähnelte ihr Klang einem Tick-Tack, Tick-Tack. Es war vielmehr der Schlag eines Hammers, der gleichmäßig auf die Erde einhieb. Es war der Klang des Grabes. Wenn doch nur meines schon ausgehoben wäre, dachte sie - denn in diesem Augenblick wünschte sich Liesel Meminger zu sterben. Als die anderen Kunden Mama entlassen hatten, hatte es nicht so wehgetan. Es hatte ja immer noch den Bürgermeister gegeben, seine Bibliothek und ihre Verbindung mit der Frau. Doch jetzt war auch die letzte Hoffnung weg. Diesmal fühlte sie sich abgrundtief betrogen.

Wie sollte sie ihrer Mama unter die Augen treten?

Die spärlichen Münzen hatten Rosa stets auf die eine oder andere Art und Weise geholfen. Eine zusätzliche Handvoll Mehl. Ein Stück Fett.

Ilsa Hermann starb ebenfalls tausend Tode - weil sie Liesel endlich loswerden wollte. Das Mädchen sah es in der Art, wie sie den Morgenmantel ein wenig enger um den Körper raffte.

Die Schwerfälligkeit ihrer Trauer hing immer noch in ihrem Dunstkreis, aber es war klar, dass sie die Sache hinter sich

bringen wollte. »Sag deiner Mama«, sprach sie wieder - ihre Stimme renkte sich nun ein, während die Worte sich zu einem Satz vereinigten, »dass es uns leidtut.« Sie trieb das Mädchen in Richtung Tür.

Liesel fühlte es zwischen den Schulterblättern. Den Schmerz, der Aufprall der endgültigen Abweisung.

Das war's?, fragte sie sich im Stillen. Sie werfen mich einfach raus?

Langsam hob sie den leeren Sack hoch und schob sich zur Tür. Als sie draußen war, drehte sie sich um und schaute der

Frau des Bürgermeisters einige Sekunden lang ins Gesicht. Sie schaute ihr mit einem beinahe wilden Stolz direkt in die Augen und sagte: »Danke schön.« Ilsa Hermann lächelte nutzlos, geschlagen.

»Wenn du herkommen willst, um zu lesen«, log die Frau (jedenfalls empfand es das Mädcher in seinem schockierten, trauernden Zustand als Lüge), »dann bist du herzlich willkommen.«

In diesem Augenblick war Liesel erstaunt über die Breite der Tür. Da war so viel Platz. Warum brauchten Leute so viel Platz, nur um durch eine Tür zu

gehen? Wenn Rudi hier gewesen wäre, hätte er sie ausgelacht - wie sollten sie sonst ihr ganzes Zeug ins Haus bringen?

»Auf Wiedersehen«, sagte das Mädchen. Langsam und voller Trübsinn schloss sich die Tür.

Liesel ging nicht weg.

Lange saß sie auf den Stufen und schaute auf Molching hinab. Es war weder warm noch kalt, und der Blick auf die Stadt war klar. Es war still. Molching lag wie unter einer Glasglocke.

Sie öffnete den Brief. Der Bürgermeister

Heinz Hermann erklärte ganz genau, warum er die Dienste von Rosa Hubermann nicht mehr in Anspruch nehmen konnte. Er ging dabei diplomatisch vor, erläuterte, dass es Heuchelei wäre, wenn er selbst sich eine derartige kleine Annehmlichkeit leisten würde und andererseits der Bevölkerung riet, sich auf härtere Zeiten einzustellen.

Endlich stand sie auf und trat den Heimweg an. Der Moment der Reaktion kam, als sie das Schild »Steiner - Schneidermeister« in der Münchener Straße sah. Die Traurigkeit fiel von ihr ab, und sie wurde von Wut übermannt.

»Dieser verdammte Bürgermeister«, flüsterte sie. »Diese erbärmliche Frau.« Die Tatsache, dass härtere Zeiten im Anmarsch waren, war doch nur noch ein Grund mehr, um Rosa weiter zu beschäftigen. Aber nein, sie mussten sie ja feuern. Na, wenigstens mussten sie jetzt ihre blöde Wäsche selber waschen, wie normale Leute auch, dachte sie. Wie arme Leute.

In ihrer Hand versteifte sich ***Der Pfeifer.***

»Sie geben mir also das Buch«, sagte das Mädchen, »aus Mitleid - damit sie sich besser fühlen ...« Der Umstand,

dass ihr das Buch schon früher angeboten worden war, spielte an diesem Tag keine Rolle.

Sie machte auf dem Absatz kehrt und marschierte wieder zur Großen Straße, wie sie es schon einmal getan hatte. Die Versuchung zu rennen war riesengroß, aber sie hielt sich zurück, sparte ihre Kraft für die Worte.

Als sie dort ankam, war sie enttäuscht, dass der Bürgermeister nicht zu Hause war. Kein Wagen war hübsch ordentlich am Straßenrand abgestellt, was andererseits vielleicht ganz gut war. Wäre er da gewesen, hätte sie nicht

gewusst, was sie in diesem Augenblick, in dem es um Reich gegen Arm ging, mit dem Auto angestellt hätte.

Zwei Stufen auf einmal nehmend, sprang sie zur Tür und hämmerte so fest dagegen, dass ihr die Hand wehtat. Sie genoss die kleinen Schmerzfragmente.

Ganz offensichtlich war die Bürgermeistergattin entsetzt, sie wiederzusehen. Ihr fusseliges Haar war feucht, und ihre Falten weiteten sich, als sie die unverkennbare Wut auf Liesels sonst so duldsam blassem Gesicht sah. Sie öffnete den Mund, aber kein Ton kam heraus, was ganz praktisch war,

weil Liesel das Reden für sich beanspruchte.

»Sie glauben wohl«, sagte sie, »dass Sie mich mit diesem Buch kaufen können, was?« Ihre Stimme war zwar zittrig, aber sie zerrte am Hals der Frau. Der schimmernde Zorn war dick und zermürbend, aber sie kämpfte sich hindurch. Sie kämpfte sich noch höher hinauf, bis zu einem Punkt, an dem sie sich die Tränen aus den Augen wischen musste. »Sie geben mir dieses saumäßige Buch und denken, dass dann alles gut wird, wenn ich hingehen und meiner Mama sagen muss, dass wir gerade unseren letzten Kunden verloren

haben. Während Sie hier in Ihrem großen Haus hocken.«

Die Arme der Bürgermeistergattin.

Sie hingen.

Ihr Gesicht glitt herab.

Liesel allerdings wankte nicht. Sie sprühte ihre Worte geradewegs in die Augen der Frau.

»Sie und Ihr Mann. Hocken hier oben.« Jetzt wurde sie bösartig. Bösartiger und gemeiner, als sie jemals gedacht hätte, in der Lage zu sein.

Die Wunde der Worte.

Ja, die Brutalität der Worte.

Sie beschwor sie von einem Ort herbei, den sie gerade erst ausfindig gemacht hatte, und schleuderte sie Ilsa Hermann entgegen. »Es wird sowieso Zeit«, eröffnete sie ihr, »dass Sie Ihre stinkende Wäsche selbst waschen. Es wird Zeit, dass Sie sich der Tatsache stellen, dass Ihr Sohn tot ist. Er wurde getötet! Er wurde erwürgt und aufgeschnitten, vor mehr als zwanzig Jahren! Oder ist er erfroren? Egal, jedenfalls ist er tot! Er ist tot, und es ist erbärmlich, dass Sie hier sitzen und in

Ihrem eigenen Haus frieren, nur damit Sie leiden. Glauben Sie, Sie sind die Einzige?«

Sofort.

Stand ihr Bruder neben ihr.

Er bat sie flüsternd aufzuhören, aber auch er war tot und deshalb nicht wert, dass man auf ihn hörte.

Er starb in einem Zug.

Er wurde im Schnee begraben.

Liesel schaute ihn an, aber sie konnte

sich nicht bremsen. Noch nicht.

»Dieses Buch«, fuhr sie fort. Sie schob den Jungen die Treppe hinunter, brachte ihn zum Fallen. »Ich will es nicht.« Die Worte kamen jetzt ruhiger, aber immer noch so heiß wie zuvor. Sie warf das Buch der Frau vor die in Hausschuhen steckenden Füße, hörte das Aufklatschen, als es landete. »Ich will Ihr jämmerliches Buch nicht...«

Jetzt hatte sie es vollbracht. Sie verstummte.

Ihre Kehle war Ödland geworden. Keine Worte, nirgends eine Spur davon. Ihr

Bruder, der sich das Knie hielt, verschwand.

Nach einer verirrten Pause bückte sich die Frau des Bürgermeisters und hob das Buch auf. Sie war zerschlagen und zerschmettert, und diesmal nicht wegen eines Lächelns. Liesel sah es in ihrem Gesicht. Blut strömte ihr aus der Nase und leckte an ihren Lippen. Ihre Augen waren Blutergüsse. Haut war aufgeplatzt, sie war geschwollen. Alles wegen der Worte. Liesels Worten.

Sie richtete sich aus gebückter Kauerhaltung zu gebeugtem Stand auf, das Buch in der Hand, und wollte sich

noch ein Mal an die Arbeit machen, wollte sagen, dass es ihr leidtat, aber der Satz fand nicht den Weg hinaus.

Schlag mich, dachte Liesel. Mach schon, schlag mich.

Ilsa Hermann schlug sie nicht. Sie zog sich nur zurück, in die hässliche Luft ihres wunderschönen Hauses, und erneut wurde Liesel alleingelassen. Sie klebte an den Stufen, zögerte, sich umzuwenden. Sie wusste, wenn sie es tat, würde die Glasglocke über Molching zersprungen sein, und sie wäre froh darüber.

Als letzte Amtshandlung des erliegenden Geschäfts las sie den Brief ein zweites Mal. Als sie das Haus der Hubermanns fast erreicht hatte, knüllte sie das Papier so fest zusammen, wie sie konnte, und warf es gegen die Tür, als wäre es ein Stein. Ich habe keine Ahnung, was die Bücherdiebin erwartete, aber der Papierball traf auf die mächtige Holzplatte und plumpste dann zurück auf die Stufen. Er landete vor ihren Füßen.

»Typisch«, bemerkte sie und trat ihn ins Gras. »Völlig nutzlos.«

Sie stellte sich vor, was mit dem Papier geschehen würde, wenn es das nächste

Mal regnete und die geklebte Glasglocke über Molching umkippte. Sie sah vor sich, wie sich die Worte auflösten, Buchstabe für Buchstabe, bis nichts mehr davon übrig war. Nur Papier. Nur Erde.

Wie das Leben so spielt, war Rosa in der Küche, als Liesel ins Haus kam. »Und?«, fragte sie. »Wo ist die Wäsche?«

»Keine Wäsche heute«, sagte Liesel zu ihr.

Rosa kam zu ihr und setzte sich an den Küchentisch. Sie wusste es. Plötzlich

wirkte sie viel älter. Liesel stellte sich vor, wie sie aussehen könnte, wenn sie ihren Haarknoten öffnen und die Strähnen auf die Schultern fallen lassen würde. Ein graues Tuch aus dehnbaren Haaren.

»Was hast du angestellt, Saumensch?« Der Satz war trübe. Rosa schaffte es nicht, ihn mit ihrem Gift zu tränken.

»Es ist meine Schuld«, sagte Liesel. »Ganz und gar meine Schuld. Ich habe die Frau des Bürgermeisters beleidigt und ihr gesagt, sie solle aufhören, ihren toten Sohn zu beweinen. Ich habe sie >erbärmlich< genannt. Und sie haben

dich gefeuert. Hier.« Sie ging zur Anrichte, wo die Kochlöffel standen, griff sich ein paar davon mit einer Hand und legte sie vor Rosa auf den Tisch. »Such dir einen aus.«

Rosa berührte einen, umschloss ihn mit der Hand, ließ ihn dann jedoch sinken. »Ich glaub dir kein Wort.«

Liesel war hin- und hergerissen zwischen Kummer und abgrundtiefer Verwirrung. Das eine Mal, da sie selbst nach einer Abreibung verlangte, bekam sie keine. »Es ist meine Schuld.«

»Es ist nicht deine Schuld«, sagte Mama,

stand auf und strich Liesel gar über das wächserne, ungewaschene Haar. »Ich weiß, dass du so etwas nicht sagen würdest.«

»Ich hab's aber gesagt!«

»Also schön, du hast es gesagt.«

Liesel verließ die Küche. Sie hörte, wie der Kochlöffel mit einem Klicken in den Aluminiumkrug gestellt wurde, wo er hingehörte. Als sie in ihrem Zimmer verschwand, landeten die Löffel samt Krug auf dem Küchenfußboden.

Später ging sie hinunter in den Keller,

wo Max im Dunkeln stand und vermutlich schon wieder mit dem Führer boxte.

»Max?« Das Licht dämmerte vor sich hin - eine rote Münze, die in der Ecke schwebte. »Kannst du mir beibringen, wie man Liegestütze macht?«

Max zeigte es ihr und hob gelegentlich ihren Oberkörper an, um ihr zu helfen, aber trotz ihres hageren Aussehens war Liesel stark und konnte ihr Gewicht ohne große Schwierigkeit selbst halten. Sie zählte nicht, wie viele sie schaffte, aber an diesem Abend machte die Bücherdiebin in dem düster

schimmernden Keller genug Liegestütze, um etliche Tage lang Muskelkater zu verspüren. Selbst als Max sie darauf hinwies, dass sie sich überanstrengte, machte sie noch weiter.

Im Bett las sie mit Papa, der merkte, dass etwas nicht stimmte. Es war das erste Mal seit einem Monat, dass er gekommen war und sich zu ihr gesetzt hatte. Sie fühlte sich getröstet, wenn auch nur ein klein wenig. Irgendwie wusste Hans Hubermann immer die richtigen Worte, wusste, wann er bleiben und wann er gehen musste.

Vielleicht war Liesel die einzige Sache,

in der er sich ganz und gar auskannte.

»Geht es um die Wäsche?«, fragte er.

Liesel schüttelte den Kopf.

Papa hatte sich ein paar Tage nicht rasiert, und er rieb sich alle paar Minuten über die juckenden Bartstoppeln. Seine silbrigen Augen waren flach und ruhig, voll sanfter Wärme, wie immer, wenn es um Liesel ging.

Als das Lesen zu Ende war, schlief Papa ein. Und erst dann sagte Liesel, was sie die ganze Zeit schon hatte sagen wollen.

»Papa«, flüsterte sie, »ich glaube, ich komme in die Hölle.«

Ihre Beine waren warm. Ihre Knie kalt.

Sie dachte an die Nächte, als sie ins Bett gemacht und Papa die Laken gewaschen und ihr die Buchstaben des Alphabets beigebracht hatte. Jetzt blies sein Atem über die Decke, und sie küsste seine kratzige Wange.

»Du musst dich rasieren«, sagte sie.

»Du kommst nicht in die Hölle«, erwiderte Papa.

Ein paar Augenblicke lang betrachtete sie sein Gesicht. Dann legte sie sich wieder hin, lehnte sich an ihn, und gemeinsam schliefen sie, teilweise in Molching, aber teilweise auch auf der siebten Seite des deutschen Würfels.

RUDIS JUGEND

Am Ende musste sie es eingestehen. Sein Auftritt war grandios.

EIN PORTRÄT VON RUDI STEINER, JULI 1941

Streifen aus Schlamm saugen sich an sein Gesicht. Sein Schlips ist wie das

Pendel einer Uhr, die aufgehört hat zu schlagen. Sein zitronengelbes, lampenerleuchtetes Haar ist zerzaust, und er trägt ein trauriges, absurdes Lächeln.

Er stand ein paar Meter von der Treppe entfernt und sprach mit großer Überzeugung, großer Freude.

»Alles ist Scheiße«, verkündete er.

Im ersten Halbjahr 1941, als Liesel sich damit die Zeit vertrieb, Max Vandenburg zu verstecken, Zeitungen aus Abfalleimern zu klauben und der Frau des Bürgermeisters die Meinung zu

sagen, ertrug Rudi sein Leben bei der Hitlerjugend. Seit Anfang Februar kehrte er von den Versammlungen nie so zurück, wie er hingegangen war. Im Klartext: Er sah schlimm aus. Auf vielen solcher Heimwege wurde er von Tommi Müller begleitet, der sich in einem ähnlichen Zustand befand. Der Ärger setzte sich aus drei Komponenten zusammen:

EIN DREI-KOMPONENTEN ÄRGER

1. Tommi Müllers Ohren

2. Franz Deutscher, der boshafte

Anführer der Hitlerjugend

3. Rudis Unfähigkeit, sich rauszuhalten

Wenn bloß Tommi Müller vor sechs Jahren an einem der kältesten Tage in Molchings Geschichte nicht für sieben Stunden verschwunden wäre. Seine Ohrentzündung und der Schaden an seinen Nerven brachten nach wie vor die Marschordnung der Hitlerjugend durcheinander, was - das kann ich euch versichern - nichts Gutes verhieß.

Anfangs ging es nur allmählich bergab, aber als die Monate vergingen, zog

Tommi beständig den Zorn der HJ-Anführer auf sich, besonders beim Marschieren. Erinnert ihr euch noch an Hitlers Geburtstag im vorigen Jahr? Eine Zeit lang verschlimmerte sich die Infektion seiner Ohren, und es kam der Tag, an dem Tommi ernsthafte Probleme mit dem Hören bekam. Er verpasste die Kommandos, die der Gruppe zugebrüllt wurden. Es spielte keine Rolle, ob das Exerzieren drinnen oder draußen stattfand, in Schnee, Schlamm oder Regenschauer.

Ziel war jedes Mal, dass alle gleichzeitig stehen blieben.

»Ein Absatzklicken«, wurde ihnen eingebläut, »das ist alles, was der Führer hören will. Alle gemeinsam. Wie ein Mann.«

Dann kam Tommi.

Ich glaube, es war sein linkes Ohr, das ihm die größten Probleme bereitete, und wenn der saure Schrei »Halt!« bei allen anderen das Ohrenschmalz zum Vibrieren brachte, marschierte Tommi unbekümmert und ulkig weiter. In einem einzigen Augenblick konnte er eine ganze wohlgeordnete Kompanie in einen Hühnerhaufen verwandeln.

An einem bestimmten Samstag Anfang Juli, kurz nach halb vier und einer Litanei über vergebliche Marschierübungen dank eines gewissen Tommi Müller, hatte Franz Deutscher (der ultimative Name für den ultimativen Jung-Nazi) die Nase voll.

»Müller, du Affe!« Sein dichtes blondes Haar knetete seine Kopfhaut, und seine Worte schabten fast sichtbar über Tommis Gesicht. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

Tommi wich angstvoll zurück, doch seine linke Wange schaffte es trotz allem, sich zu einem irren, fröhlichen

Zucken zu verziehen.

Er schien den Anpfiff mit einem triumphierenden Grinsen und einer Art Schadenfreude zu quittieren. Franz Deutscher war nicht bereit, ein solches Gesicht zu dulden. Seine bleichen Augen brodelten.

»Nun?«, fragte er. »Was hast du dazu zu sagen?«

Tommis Zucken wurde noch stärker, rascher, intensiver.

»Machst du dich über mich lustig?«

»Heil!«, zuckte Tommi in dem verzweifelten Bemühen, ein paar Pluspunkte zu sammeln, aber »Hitler« brachte er nicht mehr heraus.

In diesem Augenblick trat Rudi vor. Er stellte sich Franz Deutscher gegenüber und schaute zu ihm hoch. »Er hat ein Problem, Herr Deutscher...«

»Das sehe ich.«

»... mit seinen Ohren«, beendete Rudi den Satz. »Er kann nicht...«

»Das reicht.« Deutscher rieb sich die Hände. »Ihr beide - sechs Runden um

den Platz.« Sie gehorchten, aber nicht schnell genug. »Los!« Seine Stimme jagte sie voran.

Nachdem die sechs Runden vollendet waren, ging es weiter: aus dem Laufen auf den Boden werfen, aufstehen, auf den Boden werfen... und nach fünfzehn schier endlosen Minuten wurden sie ein vermeintlich letztes Mal zu Boden beordert.

Rudi schaute nach unten.

Ein fast eiförmiger Kreis aus Schlamm grinste zu ihm hoch. Was guckst du denn so?, schien er zu fragen. »Runter!«,

befahl Franz.

Rudi sprang über den Schlammkreis und
ließ sich auf den Bauch fallen.

»Hoch!« Franz grinste. »Einen Schrit
zurück.« Sie gehorchten. »Runter!«

Die Botschaft war unmissverständlich,
und diesmal beugte sich Rudi. Er tauchte
in den Schlamm ein und hielt den Atem
an. In diesem Augenblick, als er mit dem
Ohr gegen die nasse Erde gepresst
dalag, war der Drill zu Ende.

»Vielen Dank, meine Herren«, sagte
Franz Deutscher höflich.

Rudi rappelte sich auf die Knie, popelte in seinem Ohr und schaute hinüber zu Tommi. Tommi schloss die Augen und zuckte.

Als sie an diesem Tag in die Himmelstraße zurückkehrten, spielte Liesel Himmel und Hölle mit ein paar von den kleineren Kindern. Sie trug immer noch ihre JM-Uniform. Aus dem Augenwinkel sah sie die beiden traurigen Gestalten auf sich zukommen. Eine davon rief nach ihr.

Sie trafen sich auf den Treppenstufen vor dem schuhkartonkleinen Haus der Steiners, und Rudi erzählte ihr von dem

Ereignis des Tages.

Nach zehn Minuten setzte sich Liesel hin.

Nach elf Minuten sagte Tommi, der neben ihr saß: »Es ist alles meine Schuld«, aber Rudi winkte ab, irgendwo zwischen einem Satz und einem Lächeln, wobei er einen Schlammstreifen auf seinem Gesicht mit den Fingern entzweibrach. »Es ist meine...«, fing Tommi wieder an, aber Rudi zerbrach auch den Satz und deutete mit dem Finger auf ihn.

»Tommi, bitte.« Auf Rudis Gesicht lag

ein merkwürdiger Ausdruck von Zufriedenheit. Liesel hatte noch nie jemanden gesehen, der so am Boden zerstört und gleichzeitig so durch und durch lebendig war. »Halt einfach den Mund, und... zucke.« Dann fuhr er mit seiner Geschichte fort.

Er lief auf und ab.

Er zerrte an seinem Schlips.

Er warf ihr die Worte zu, die irgendwo vor ihr auf den Zementstufen landeten.

»Dieser Deutscher«, fasste er munter zusammen. »Der hat's uns ganz schön

gezeigt, was, Tommi?«

Tommi nickte, zuckte und sprach, nicht unbedingt in dieser Reihenfolge: »Und alles meinetwegen.«

»Tommi, was habe ich dir gesagt?«

»Wann?«

»Gerade eben. Halt den Mund!« »Klar, Rudi.«

Kurze Zeit später ging Tommi niedergeschlagen nach Hause. Rudi versuchte es mit einer neuen Taktik, die ihm sehr schlau vorkam.

Mitleid.

Auf den Stufen sitzend, betrachtete er den Schlamm, der zu einem krustigen Belag auf seiner Uniform getrocknet war. Dann schaute er Liesel mit verlorenem Blick in die Augen. »Wie war's, Saumensch?«

»Wie wäre was?«

»Du weißt schon ...«

Liesel reagierte wie üblich. »Saukerl!«, lachte sie und ging dann die paar Schritte nach Hause. Eine irritierende Mischung aus Schlamm und Mitleid war

eine Sache, aber Rudi Steiner zu küsser war immer noch etwas völlig anderes.

Er blieb mit einem traurigen Lächeln auf den Stufen sitzen, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und rief ihr nach: »Eines Tages«, warnte er sie. »Eines Tages, Liesel!«

Etwas mehr als zwei Jahre später, als Liesel in den frühen Morgenstunden im Keller saß und schrieb, wäre sie zu gerne hinübergegangen, um ihn zu sehen. Ihr war klar, dass diese verflixten Zeiten in der Hitlerjugend seine kriminelle Ader - und gleichzeitig auch ihre - gefördert hatten.

Denn endlich fing der Sommer an, trotz der unzeitgemäßen Regenschauer. Die Klaräpfel wurden langsam reif. Zeit für ein paar Diebeszüge.

DIE VERLIERER

Was das Stehlen anging, waren Liesel und Rudi der Meinung, dass sie in der Gruppe sicherer waren. Andi Schmeikl sagte ihnen Bescheid, dass sich die Bande am Fluss treffen würde. Unter anderem sollte ein Plan zum Obststehlen entworfen werden.

»Also bist du jetzt der Anführer?«, fragte Rudi, aber Andi schüttelte mit

sichtbarer Enttäuschung den Kopf. Er wünschte sich wohl, dass er das Zeug zum Anführer hätte.

»Nein.« Seine kühle Stimme war ungewöhnlich warm. Wie halb durchgebacken. »Das ist jemand anderes.«

DER NEUE ARTHUR BERG

Er hatte windiges Haar und wolkige Augen, und er besaß jene Art von krimineller Energie, die dazu führt, dass man keinen anderen Grund braucht, um zu stehlen - außer schlichten Spaß. Sein Name war

Viktor Chemmel.

Anders als die meisten Leute, die sich mit Diebstahl jeglicher Form abgaben, besaß Viktor Chemmel alles. Er lebte in einer der besten Wohngegenden Molchings, hoch oben in einer Villa, die konfisziert worden war, nachdem man die Juden daraus vertrieben hatte. Er besaß Geld. Er besaß Zigaretten. Aber er wollte mehr.

»Es ist doch kein Verbrechen, ein bisschen mehr haben zu wollen«, behauptete er. Er lag auf dem Rücken im Gras, umringt von einigen Jungen. »Mehr zu wollen ist unser fundamentales Recht

als Deutsche. Was sagt unser Führer immer?« Er beantwortete sich selbst die rhetorische Frage: »Wir nehmen uns, was rechtmäßig uns gehört.«

Dem ersten Eindruck nach war Viktor Chemmel ein typischer jugendlicher Großkotz. Unglücklicherweise besaß er auch ein gewisses Charisma, eine Art Aufforderung, sich ihm anzuschließen. Und unglücklicherweise gelang es ihm nicht immer, dieses Charisma zu verbergen.

Als Liesel und Rudi sich der Gruppe am Fluss näherten, hörte Liesel ihn eine weitere Frage stellen: »Wo bleiben denn

nun diese beiden Trottel, von denen ihr in höchsten Tönen schwärmt? Es ist schon zehn nach vier.«

»Nicht nach meiner Uhr«, sagte Rudi.

Viktor Chemmel stützte sich auf den Ellbogen. »Du hast doch gar keine Uhr an.«

»Wäre ich hier, wenn ich reich genug wäre, um mir eine Uhr zu kaufen?«

Der neue Anführer setzte sich auf und lächelte. Er hatte ebenmäßige, weiße Zähne. »Und wer ist die kleine Hure da?« Liesel, die an Beschimpfungen

gewöhnt war, betrachtete lediglich die nebelverhangene Oberfläche seiner Augen.

»Im letzten Jahr«, erklärte sie unverfroren, »habe ich mindestens dreihundert Äpfel gestohlen und Dutzende von Kartoffeln. Stacheldraht macht mir keine Probleme, und ich kann genauso schnell laufen wie die anderen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.« Sie wich keinen Zentimeter zurück. »Alles, was ich will, ist ein kleiner Teil unserer Beute. Ein Dutzend

Äpfel hier und da. Ein paar Reste für mich und meinen Freund.«

»Nun, ich denke, das lässt sich machen.« Viktor zündete sich eine Zigarette an und hob sie an seine Lippen. Den nächsten Mundvoll Rauch blies er Liesel direkt ins Gesicht.

Liesel hustete nicht.

Es war dieselbe Gruppe wie im letzten Jahr, mit Ausnahme des Anführers. Liesel fragte sich, warum keiner der anderen Jungen sich an die Spitze gestellt hatte, aber als sie von einem zum anderen schaute, erkannte sie, dass sie

nicht das Zeug dazu gehabt hätten. Das Stehlen bereitete ihnen keine Probleme, aber man musste ihnen sagen, was sie tun sollten. Sie ***wollten,*** dass man es ihnen sagte, und Viktor Chemmel wollte einer sein, der das Sagen hatte. Es war ein Abkommen, das beide Seiten zufriedenstellte.

Einen Augenblick lang wünschte sich Liesel Arthur Berg zurück. Oder hätte auch er sich Viktor Chemmel untergeordnet? Es spielte keine Rolle. Liesel wusste lediglich, dass Arthur Berg nicht den Hauch eines tyrannischen Zuges an sich gehabt hatte, während Viktor Chemmel ordentlich damit

aufwarten konnte. Letztes Jahr, da war sie sich sicher, hätte sie in einem Baum feststecken können, und Arthur wäre zurückgekommen, um ihr zu helfen, auch wenn er es immer anders gepredigt hatte. Sie war der festen Überzeugung, dass in diesem Jahr Viktor Chemmel nicht ein Mal zurückblicken würde.

Er stand da und betrachtete den schlaksigen Jungen und das unterernährt wirkende Mädchen. »Ihr wollt also mit mir stehlen gehen?«

Was hatten sie schon zu verlieren? Sie nickten.

Er trat näher und packte Rudi am Haar.
»Ich will es hören.«

»Ja, sicher«, sagte Rudi. Mit einem
Klaps auf die Stirnfransen schob
Chemmel ihn zurück. »Und du?«

»Natürlich.« Liesel reagierte schnell
genug, sodass ihr Haar unversehrt blieb.

Viktor lächelte. Er drückte die Zigarette
aus, atmete tief ein und kratzte sich an
der Brust. »Meine Herren, meine Hure
ich glaube, es ist Zeit, einkaufen zu
gehen.«

Während die Gruppe sich in Bewegung

setzte, blieben Liesel und Rudi am Ende,
so wie stets.

»Magst du ihn?«, fragte Rudi flüsternd.

»Und du?«

Rudi dachte einen Moment lang nach.
»Ich halte ihn für einen Mistkerl.« »Ich
auch.«

Die Gruppe war schon ein Stück voraus.

»Komm schon«, sagte Rudi, »sonst
verlieren wir den Anschluss.«

Nach ein paar Kilometern erreichten sie

den ersten Bauernhof, wo sie ein erschreckender Anblick erwartete: Die Bäume, von denen sie gedacht hatten, dass sie prallvoll mit Früchten hingen, sahen dürr und irgendwie verwundet aus. Nur eine kleine Anzahl Äpfel baumelte erbärmlich von den Ästen. Auf dem nächsten Bauernhof war es nicht anders. Vielleicht war es ein schlechtes Jahr, oder sie hatten den falschen Zeitpunkt erwischt.

Am Ende des Nachmittags, als die Beute geteilt wurde, erhielten Liesel und Rudi lediglich einen einzigen Apfel, den sie sich teilen mussten. Gerechterweise muss gesagt werden, dass die Ernte

insgesamt ziemlich mager ausgefallen war, aber ein weiterer Grund lag darin, dass Viktor Chemmel ein anderes Regiment führte als Arthur Berg.

»Was soll das denn sein?«, fragte Rudi mit dem Apfel in der offenen Hand.

Viktor drehte sich nicht einmal um. »Wie sieht es denn aus?« Die Worte fielen über seine Schulter.

»Ein lausiger Apfel?«

»Hier.« Eine halb aufgegessene Frucht kam zu ihnen gesegelt und landete mit der angebissenen Seite nach unten im

Dreck. »Den könnt ihr auch noch haben.«

Rudi war erbost. »Zum Teufel damit. Wir sind doch keine zehn Kilometer für einen Apfel und einen Apfelkrotzen gelaufen, oder, Liesel?«

Liesel gab keine Antwort.

Sie hatte gar keine Gelegenheit dazu, denn Viktor Chemmel hatte sich auf Rudi gestürzt, bevor sie noch ein Wort sagen konnte. Seine Knie nagelten Rudis Arme auf dem Boden fest, und seine Hände lagen um Rudis Hals. Die Äpfel wurden aufgelesen, von niemand anderem als von Andi Schmeikl.

»Du tust ihm weh«, sagte Liesel.

»Tatsächlich?« Viktor lächelte wieder. Sie verabscheute dieses Lächeln.

»Er tut mir ***nicht*** weh.« Rudis Worte drängten sich aneinander, und sein Gesicht war rot vor Anstrengung. Seine Nase fing an zu bluten.

Viktor verstärkte den Druck noch einmal und ließ Rudi dann los, kletterte von ihm herunter und trat gelassen zur Seite. Er sagte: »Steh auf, Junge«, und Rudi tat klugerweise, was ihm gesagt worden war.

Gelassen trat Viktor ganz nah an ihn heran und sah ihm geradewegs ins Gesicht. Er rieb ihm beinahe sanft den Arm. Ein Flüstern. »Wenn du nicht willst, dass dieses Rinnsal aus Blut sich in einen Springbrunnen verwandelt, dann verschwindest du jetzt besser, Kleiner.« Er schaute Liesel an. »Und nimm die kleine Schlampe gleich mit.«

Keiner rührte sich.

»Worauf wartet ihr?«

Liesel nahm Rudi an der Hand, und sie gingen davon. Ein letztes Mal drehte sich Rudi um und spuckte Blut und

Speichel vor Viktor Chemmels Füße. Eine Geste, die ihm ein abschließendes Versprechen einbrachte.

VIKTOR CHEMMEL VERSPRECHEN

»Das wirst du mir noch büßen, mein Freund.«

Man kann über Viktor Chemmel sagen, was man will, jedenfalls besaß er Geduld und ein gutes Gedächtnis. Es dauerte etwa fünf Monate, bis er sein Versprechen einlöste.

Liesel nahm Rudi an der Hand, und sie

gingen davon. Ein letztes Mal drehte sich Rudi um und spuckte Blut und Speichel vor Viktor Chemmels Füße. Eine Geste, die ihm ein abschließendes Versprechen einbrachte.

Seine Idee war es, über all das zu schreiben, was ihm widerfahren war - und was ihn in den Keller in der Himmelstraße geführt hatte -, doch nicht diese Idee wurde Wirklichkeit. Max' Exil schuf etwas völlig anderes. Es war eine Sammlung von willkürlichen Gedanken, und er beschloss, sich darauf einzulassen. Es fühlte sich wahrhaftig an. Diese Gedanken waren wirklicher als die Briefe, die er an seine Familie

und an seinen Freund Walter Kugler schrieb, wohl wissend, dass er sie nie würde abschicken können. Aus den geschändeten Seiten von ***Mein Kampf*** entsprangen Skizzen, Seite für Seite, die in Max' Augen die Ereignisse zusammenfassten, die dem Wechsel von seinem früheren in sein jetziges Leben zugrunde lagen. Für einige brauchte er Minuten, für andere Stunden. Er dachte, dass er das fertige Buch Liesel schenken würde, wenn sie alt genug war und dieser ganze Irrsinn hoffentlich hinter ihnen liegen würde.

Von dem Moment an, in dem er die Bleistifte auf den ersten weiß gemalten

Seiten ausprobiert hatte, hielt er das Buch stets geschlossen. Oft lag es neben ihm oder immer noch zwischen seinen Fingern, wenn er schlief.

Eines Nachmittags, nach seinen täglichen Körperertüchtigungen, schlief er, an die Kellerwand gelehnt, ein. Liesel kam herunter und sah das Buch neben ihm liegen, leicht gegen seinen Oberschenkel geneigt. Die Neugier übermannte sie. Sie bückte sich und hob es auf, wartete darauf, dass er sich rührte. Er tat es nicht. Max saß mit seinem Kopf und den

Schulterblättern an der Wand. Liesel konnte kaum das Geräusch seines Atems

hören, der in hineinströmte und wieder herausfloss. Sie öffnete das Buch und blätterte ein paar Seiten um.

Verängstigt durch das, was sie sah, legte Liesel das Buch zurück, genau so, wie sie es vorgefunden hatte, an Max' Bein gelehnt.

Eine Stimme schreckte sie auf.

»Danke schön«, sagte die Stimme, und als sie mit den Augen der Spur des Klangs zu ihrem Besitzer folgte, erkannte sie einen zufriedenen Ausdruck auf den jüdischen Lippen.

»Meine Güte«, keuchte Liesel, »hast du mich erschreckt, Max.«

Er kehrte zu seinem Schlaf zurück. Hinter ihm zog das Mädchen den Gedanken hinter sich die Treppe hoch.

Du hast mich erschreckt, Max.

DER PFEIFER UND DIE SCHUHE

Dieses Muster zog sich bis zum Ende des Sommers und in den Herbst hinein. Rudi tat sein Bestes, um die Hitlerjugend zu überstehen. Max machte Liegestütze und Skizzen. Liesel fand Zeitungen und schrieb Worte an die Kellerwand.

Vielleicht sollte ich erwähnen, dass jedes Muster zumindest einen kleinen Fehler aufweist und irgendwann über sich selbst stolpert oder kippt. In diesem Fall war Rudi der Auslöser, oder besser gesagt: Rudi und ein frisch gedüngter Sportplatzrasen.

Es war Ende Oktober, und alles schien wie immer zu sein. Ein schmutziger Junge ging durch die Himmelstraße. In ein paar Minuten würde seine Familie seine Heimkehr erwarten, und er würde lügen, dass jeder in der Hitlerjugend einen Extradrill auf dem Sportplatz über sich hätte ergehen lassen müssen. Seine Eltern würden sogar erwarten, dass er

darüber lachte. Sie begriffen es nicht.

Heute aber waren Rudi die Lügen und das Gelächter ausgegangen.

An diesem besonderen Dienstag sah Liesel, als sie genauer hinschaute, dass Rudi Steiner kein Hemd trug. Und vor Wut kochte.

»Was ist passiert?«, fragte sie, als er vorübertrottete.

Er kehrte um und hielt ihr sein Hemd entgegen. »Riech mal«, sagte er.

»Was?«

»Bist du taub? Ich sagte, riech mal.«

Zögernd beugte sich Liesel vor und erschnupperte den ekelhaften Hauch, der von dem braunen Kleidungsstück ausging. »Jesus, Maria und Josef. Ist das...?«

Der Junge nickte. »Es klebt auch an meinem Kinn. An meinem Kinn! Ich kann von Glück sagen, dass ich das Zeug nicht geschluckt habe!«

»Jesus, Maria und Josef«.

»Der Sportplatz beim HJ-Haus ist frisch gedüngt.« Er bedachte sein Hemd mit

einem weiteren halbherzigen, angeekelten Blick. »Ich glaube, es ist Kuhmist.«

»Hat dieser... wie heißt er doch gleich? ... Hat dieser Deutscher das gewusst?«

»Er sagt Nein. Aber er hat dabei gegrinst«.

»Jesus, Maria und...«

»Könntest du bitte damit aufhören!«

Was Rudi in diesem Moment brauchte, war ein Sieg. Er hatte das Geplänkel mit Viktor Chemmel verloren. Er hatte eine

Niederlage nach der anderen bei der Hitlerjugend eingesteckt. Alles, was er wollte, war ein klitzekleiner Triumph, und er war entschlossen, ihn sich zu holen.

Er setzte seinen Heimweg fort, aber als er die Eingangsstufen erreichte, änderte er seine Meinung und ging langsam und entschlossen zu dem Mädchen zurück.

Behutsam und leise fragte er: »Weißt du, was mich aufheitern würde?«

Liesel zuckte zusammen. »Wenn du glaubst, dass ich dich... in diesem Zustand!«

Er schien von ihr enttäuscht zu sein. »Nein, nicht das.« Er seufzte und kam näher. »Etwas anderes.« Nach einem Moment des Nachdenkens hob er den Kopf, nur ein kleines Stück. »Schau mich an. Ich bin dreckig. Ich rieche nach Kuhscheiße oder Hundescheiße oder was auch immer, und wie üblich habe ich einen Bärenhunger.« Er verstummte und sprach dann weiter. »Ich muss mal wieder gewinnen, Liesel. Ehrlich.«

Da verstand Liesel.

Sie wäre näher gekommen, wenn er nicht so schrecklich gestunken hätte.

Stehlen.

Sie mussten etwas stehlen. Nein.

Sie mussten etwas ***zurückstehlen.*** Egal was. Es musste nur bald geschehen.

»Diesmal nur du und ich«, sagte Rudi. »Kein Chemmel, kein Schmeikl. Nur du und ich.«

Das Mädchen konnte sich nicht helfen.

Ihre Hände juckten, ihr Puls spaltete sich, und ihr Mund lächelte, alles gleichzeitig. »Hört sich gut an.«

»Also abgemacht.« Und obwohl er es unterdrücken wollte, stahl sich ein frisch gedüngtes Grinsen auf sein Gesicht, das Wurzeln schlug und austrieb. »Morgen?«

Liesel nickte. »Morgen.«

Ihr Plan war perfekt, bis auf eine Kleinigkeit.

Sie hatten keine Ahnung, wie sie es anstellen sollten.

Obst kam nicht infrage. Rudi rümpfte die Nase bei dem Gedanken an Zwiebeln und Kartoffeln, und ein weiterer Anschlag auf Otto Sturm und seiner

Korb voll Lebensmittel stand ebenfalls nicht zur Diskussion. Ein Mal war unmoralisch. Zwei Mal wäre der Gipfel der Gemeinheit gewesen.

»Also, was sollen wir tun?«, fragte Rudi.

»Woher soll ich das wissen? Es war deine Idee, oder etwa nicht?«

»Das heißt nicht, dass du nicht auch ein bisschen nachdenken kannst. Ich muss doch nicht immer alle Ideen haben.«

»Du hast ja nicht mal eine.«

Sie stritten sich, während sie durch die Straßen liefen. Am Stadtrand blieben sie am erstbesten Bauernhof stehen und betrachteten die Bäume, die wie ausgemergelte Statuen dastanden. Die Zweige und Äste waren grau, und als sie den Stämmen mit den Blicken nach oben folgten, sahen sie nichts als zerzauste Glieder und einen leeren Himmel.

Rudi spuckte aus. Sie gingen zurück nach Molching und grübelten weiter.

»Was ist mit Frau Lindner?« »Was soll mit ihr sein?«

»Wenn wir >Heil Hitler< sagen und

dann was stehlen, kann uns doch nichts passieren, oder?«

Nachdem sie etwa eine Stunde lang durch die Münchener Straße gestrolcht waren, zog sich das Tageslicht langsam, aber sicher zurück, und die beiden standen kurz davor aufzugeben. »Es hat keinen Sinn«, sagte Rudi, »und ich bin jetzt hungriger als je zuvor. Ich bin am Verhungern, verdammt nochmal.« Er ging noch etwa ein Dutzend Schritte; dann blieb er stehen und schaute zurück. »Was ist los mit dir?«, fragte er, denn Liesel war stehen geblieben, und auf ihrem Gesicht machte sich eine Erleuchtung breit.

Warum hatte sie nicht schon früher daran gedacht?

»Was ist los?« Rudi wurde ungeduldig. »Sag schon, Saumensch!«

In diesem Augenblick stand Liesel vor einer Entscheidung. Konnte sie das wirklich durchziehen? Konnte sie tatsächlich an jemandem eine derartige Rache nehmen? Konnte sie jemanden so verachten?

Sie ging in die entgegengesetzte Richtung davon. Als Rudi sie einholte, verlangsamte sie ihren Schritt ein wenig, in der vergeblichen Hoffnung, ein

bisschen klarer zu sehen. Sie fühlte sich bereits jetzt schuldig. Die Schuld war feucht. Der Same keimte bereits, wurde zu einer

Blume mit dunklen Blüten. Sie wog ab, ob sie tatsächlich in der Lage war, ihren Plan in die Tat umzusetzen.

An der Kreuzung blieb sie stehen.

»Ich weiß was.«

Sie überquerten den Fluss und stiegen den Hügel hinauf.

In der Großen Straße bewunderten sie

die Pracht der Häuser. Die Eingangstüren waren poliert, sodass sie glänzten, und die Dachziegel saßen auf den Gebäuden wie Toupets, die makellos frisiert waren. Die Wände und Fenster wirkten manikürt, und es hätte niemanden verwundert, wenn die Schornsteine vollkommene Rauchkringel ausgeblasen hätten.

Rudi stand breitbeinig da. »Das Haus des Bürgermeisters?«, fragte er.

Liesel nickte ernst. Eine Pause. »Sie haben meine Mama entlassen.«

Als sie darauf zuschlichen, fragte Rudi,

wie in Gottes Namen sie ins Haus kommen sollten, aber Liesel wusste es genau. »Ortskenntnis«, sagte sie. »Orts...« Aber als sie das Fenster in der Bibliothek am Ende des Hauses erblickten, erwartete Liesel ein Schock. Das Fenster war geschlossen.

»Nun?«, fragte Rudi.

Langsam drehte sich Liesel um und hastete dann davon. »Heute nicht«, sagte sie.

Rudi lachte. »Wusst ich's doch.« Er holte sie ein. »Wusst ich's doch, Saumensch. Du könntest da nicht

reinkommen, selbst wenn du einen Schlüssel hättest.«

»Halt den Mund!« Sie beschleunigte ihre Schritte zusehends und wischte Rudis Kommentar beiseite. »Wir müssen einfach den richtigen Zeitpunkt abwarten.« Innerlich rückte sie von einem Gefühl der Erleichterung ab, das aufgekommen war, als sie gesehen hatte, dass das Fenster geschlossen war. Sie schalt sich im Stillen. Warum, Liesel?, fragte sie sich. Warum nur musstest du so in die Luft gehen, als sie Mama gefeuert haben? Warum hast du nicht deinen Mund gehalten? Wahrscheinlich hast du der Frau des Bürgermeisters so

den Kopf gewaschen, dass sie sich besonnen, sich zusammengerissen hat und jetzt wieder völlig normal ist. Vielleicht wird sie nie mehr zulassen, dass sie in diesem Haus friert, und das Fenster wird für immer geschlossen sein. Saumensch, du blödes!

Aber eine Woche später, bei ihrem fünften Besuch im oberen Molching, stand das Fenster offen.

Eine Scheibe Luft wurde ins Haus geatmet. Das war alles, was nötig war.

Es war Rudi, der zuerst stehen blieb. Er versetzte Liesel mit dem Handrücken

einen Klaps gegen die Rippen. »Ist dieses Fenster«, flüsterte er, »tatsächlich offen?« Der Eifer in seiner Stimme lehnte sich aus seinem Mund wie ein Unterarm auf Liesels Schulter.

»Jawohl«, antwortete sie, »das ist es.«

Und wie ihr Herz zu hämmern begann!

Bei ihren früheren Besuchen, als sie das Fenster jedes Mal fest verschlossen vorgefunden hatten, hatte Liesels offensichtliche Enttäuschung die heftige Erleichterung in ihrem Herzen verborgen. Hätte sie den Mut gehabt, durch das Fenster zu steigen? Und

weswegen wollte sie überhaupt dort hinein? Um Essen zu stehlen?

Nein, die widerwärtige Wahrheit sah folgendermaßen aus:

Lebensmittel waren ihr egal. Rudi spielte bei der ganzen Sache nur eine nebensächliche Rolle, auch wenn sie sich das nur schwer eingestehen konnte. Was sie wollte, war das Buch. ***Der Pfeifer.*** Sie konnte es nicht ertragen, dass diese einsame, erbärmliche Frau es ihr schenkte. Es zu stehlen schien ihr akzeptabler zu sein. Wenn sie es stahl, dann hatte sie irgendwie - merkwürdigerweise - das Gefühl, es

sich verdient zu haben.

Das Licht wandelte sich zu Blöcken aus
Schatten.

Die beiden näherten sich dem
prächtigen, klobigen Haus, als würden
sie davon angezogen werden. Kurz
tauschten sie ihre Gedanken aus.

»Hunger?«, fragte Rudi.

Liesel erwiderte: »Bärenhunger.« Auf
ein Buch.

»Schau mal - oben wurde gerade das
Licht eingeschaltet.«

»Ich hab's gesehen.«

»Immer noch hungrig, Saumensch?«

Nervös lachten sie kurz auf, ehe sie besprachen, wer hineingehen und wer draußen bleiben und Wache stehen sollte. Als der männliche Teil der Operation meinte Rudi, dass er die Tat ausführen sollte, aber andererseits kannte sich Liesel hier aus. Sie war es, die hineingehen würde. Sie wusste, was sie auf der anderen Seite des Fensters erwartete.

Und sie sagte es auch. »Ich gehe.«

Liesel schloss die Augen. Fest.

Sie zwang sich, sich zu erinnern, zwang Bilder des Bürgermeisters und seiner Gattin vor ihr geistiges Auge. Sie betrachtete ihre zusammengeklaubte Freundschaft mit Ilsa Hermann und sorgte dafür, dass sie auch sah, wie sie in den Staub getreten und in der Gosse liegen gelassen wurde. Es funktionierte. Sie verabscheute diese Leute.

Sie schauten sich prüfend um und überquerten dann den Hof.

Jetzt kauerten sie unter dem Schlitz im Fenster des Erdgeschosses. Das

Geräusch ihres Atems verstärkte sich.

»Komm«, sagte Rudi, »gib mir deine Schuhe. Dann machst du nicht so viel Lärm.«

Ohne Widerspruch schnürte Liesel die abgetragenen schwarzen Schuhe auf und ließ sie auf dem Boden stehen. Sie erhob sich, und Rudi öffnete das Fenster, vorsichtig, gerade so weit, das; Liesel hindurchsteigen konnte. Die Geräusche, die sie dabei verursachte, zogen über sie hinweg wie ein niedrig fliegendes Flugzeug.

Liesel hievte sich auf den Sims und

schob sich ins Haus. Es war eine gute Idee gewesen, die Schuhe auszuziehen: Sie landete viel heftiger auf dem Holzboden als erwartet. Ihre Fußsohlen dehnten sich schmerzhaft, und die Wucht wanderte bis zu den Kanten ihrer Socken.

Der Raum war so wie immer.

In der staubigen Dämmerung schüttelte Liesel den Anflug von Nostalgie ab. Sie schlich vorwärts und wartete darauf, dass sich ihre Augen an das schummrige Licht gewöhnten.

»Was ist los?«, flüsterte ihr Rudi mit

scharfer Stimme von draußen zu, aber sie winkte ab, ohne sich umzudrehen, was so viel bedeuten sollte wie: »Halt's Maul!«

»Das Essen«, gemahnte er sie, »such nach dem Essen. Und Zigaretten, wenn s geht.«

Doch weder das eine noch das andere stand auf Liesels Liste. Sie war daheim, zwischen den Büchern des Bürgermeisters, die in allen möglichen Farben und Größen schimmerten, mit ihrer silbernen und goldenen Beschriftung. Sie konnte die Seiten riechen. Sie konnte fast die Worte

schmecken, die um sie herum aufgestapelt waren. Ihre Füße trugen sie zu der Wand rechts von ihr. Sie wusste, wo das Buch stand, das sie wollte, kannte seine genaue Position - aber als sie dort ankam, war es nicht da. An seiner Stelle prangte eine Lücke im Regal.

Sie hörte, wie sich von oben Schritte näherten.

»Das Licht!«, flüsterte Rudi. Er schob die Worte durch das offene Fenster. »Es ist aus!«

»Scheiße!«

»Sie kommen runter.«

Den Worten folgte ein ellenlanger Moment, dann die Ewigkeit einer sekundenschnellen Entscheidung. Ihre Augen huschten durch den Raum, und da sah sie es. ***Der Pfeifer*** lag geduldig auf dem Schreibtisch des Bürgermeisters.

»Beeil dich!«, warnte Rudi sie. Aber Liesel ging sehr ruhig und gemessenen Schrittes zum Schreibtisch, nahm das Buch und schlüpfte vorsichtig und leise wieder aus dem Haus. Mit dem Kopf zuerst kletterte sie aus dem Fenster, schaffte es trotzdem, auf ihren Füßen zu landen, spürte noch einmal das Brennen

in ihren Fußsohlen und in ihren Knöcheln.

»Komm schon!«, flehte Rudi. »Lauf, lauf! Schnell!«

Als sie um die Ecke waren und wieder auf der Straße, die zum Fluss und zur Münchener Straße führte, blieb Liesel stehen, beugte sich nach vorn, stützte die Hände auf die Oberschenkel und schnappte nach Luft. Ihr Körper fühlte sich an wie zusammengefaltet. Die Luft in ihrem Mund war halb erfroren, und ihr Herz schlug wie eine Glocke in ihren Ohren.

Rudi ging es nicht anders.

Als er zu ihr schaute, sah er das Buch unter ihrem Arm. Er kämpfte mit den Worten. »Was...«, keuchte er, »ist das für ein Buch?«

Die Dunkelheit füllte die Welt auf. Liesel japste, und die Luft in ihrer Kehle taute auf. »Das war alles, was ich finden konnte.«

Unglücklicherweise witterte Rudi die Wahrheit. Erkannte die Lüge. Er legte den Kopf schräg und sagte rundheraus: »Du wolltest gar nicht wegen dem Essen da rein, stimmt's? Du hast gefunden, was

du gesucht hast...«

Da richtete sich Liesel auf. Die Erkenntnis überzog sie mit einer schlierigen Übelkeit.

Die Schuhe.

Sie schaute Rudis Füße an, seine Hände und dann den Boden um sich herum. »Was?«, fragte er. »Was ist los?«

»Saukerl!«, fauchte sie ihn an. »Wo sind meine Schuhe?« Rudis Gesicht wurde weiß, was auch den letzten Rest von Zweifel beseitigte. »Unter dem Fenster«, sagte sie, »stimmt's?«

Rudi blickte sich verzweifelt suchend um, bettelte entgegen jeder Hoffnung, dass er sie vielleicht doch mitgebracht hatte. Er stellte sich vor, wie er sie aufhob, und wünschte sich, dass es wahr wäre. Aber die Schuhe waren nicht da. Sie standen nutzlos - oder schlimmer noch: verräterisch - neben der Hauswand der Großen Straße 8.

»Dummkopf!«, fuhr sie ihn an und schlug ihn aufs Ohr. Verschämt schaute er auf Liesels Socken, die einen traurigen Anblick boten. »Idiot!« Es dauerte nicht lange, bis er sich entschloss, seinen Fehler wiedergutzumachen. Mit ernster Miene sagte er: »Warte hier«, und eilte

dann wieder um die Ecke.

»Lass dich nicht erwischen!«, rief Liesel ihm nach, aber er hörte es schon nicht mehr.

Die Minuten, in denen er weg war, waren schwer.

Die Dunkelheit war mittlerweile vollkommen, und Liesel war sich ziemlich sicher, dass zu Hause eine Abreibung auf sie wartete. »Beeil dich«, murmelte sie, aber von Rudi war immer noch nichts zu sehen. In ihrem Geiste hörte sie schon die Polizeisirenen jaulen.

Immer noch nichts.

Erst als sie auf ihren feuchten, schmutzigen Socken zurück zur Kreuzung lief, sah sie ihn kommen. Rudis triumphierendes Gesicht blickte ihr unbeirrt entgegen, während er sich in leichtem Trott näherte. Seine Zähne waren zu einem Grinsen gebleckt, und von seiner Hand baumelten Liesels Schuhe. »Man hätte mich fast umgebracht«, bemerkte er, »aber ich hab's geschafft.« Er reichte Liesel die Schuhe, und sie ließ sie zu Boden plumpsen.

Dann setzte sie sich und schaute zu ihrem

besten Freund hoch. »Danke«, sagte sie.

Rudi verneigte sich. »Es war mir ein Vergnügen.« Er beschloss, sein Glück zu versuchen. »Es hat wohl keinen Sinn, dich um einen Kuss als Belohnung zu bitten, oder?«

»Weil du mir meine Schuhe gebracht hast, die ***du*** stehen gelassen hattest?«

»Hast ja recht.« Er hob die Hände und sprach weiter, während sie sich auf den Heimweg machten. Liesel bemühte sich, ihn nicht weiter zu beachten. Nur seinen letzten Satz konnte sie nicht ignorieren. »Ich würde dich wahrscheinlich

sowieso nicht küssen wollen - nicht wenn du aus dem Mund so riechst wie deine Schuhe.«

»Du widerst mich an«, erklärte sie und hoffte inständig, dass er nicht den flüchtigen Anflug eines Lächelns sehen konnte, das ihr von den Lippen gefallen war.

In der Himmelstraße schnappte sich Rudi das Buch. Unter einer Straßenlaterne las er den Titel und fragte, wovon es handelte.

Verträumt antwortete Liesel: »Nur von einem Mörder.«

»Ist das alles?«

»Es geht auch um einen Polizisten, der den Mörder fangen will.«

Rudi gab ihr das Buch zurück. »Wo wir gerade davon sprechen - ich nehme an, dass wir Prügel beziehen, wenn wir nach Hause kommen. Besonders du.«

»Warum ich?«

»Du weißt schon - wegen deiner Mama.« »Was ist mit ihr?«

Es ist völlig in Ordnung, wenn man sich selbst über Familienmitglieder beklagt,

wenn man über sie herzieht und sie kritisiert, aber wehe, es tut jemand anderes! In diesem Moment stellt man sich hin, strafft die Schultern und beweist absolute Loyalität.

»Stimmt irgendwas nicht mit ihr?«, fragte Liesel und berief sich auf ihr uneingeschränktes Recht, zu einer Familie zu gehören.

Rudi machte einen Schritt rückwärts. »Tut mir leid, Saumensch. Ich wollte dich nicht beleidigen.«

Selbst im Schimmer der Nacht sah Liesel, dass Rudi erwachsen wurde.

Sein Gesicht wurde länger. Der blonde Haarschopf verdunkelte sich ganz leicht, und seine Züge schienen ihre Form zu verändern. Aber es gab etwas, das sich nie ändern würde. Man konnte ihm unmöglich lange böse sein.

»Gibt's heute Abend bei dir was Gutes zu essen?«, fragte er. »Wohl kaum.«

»Bei mir auch nicht. Schade, dass man Bücher nicht essen kann. Arthur Berg hat mal so was Ähnliches gesagt. Weißt du noch?«

Während des restlichen Heimwegs schwelgten sie in Erinnerungen an die

gute alte Zeit. Liesel schaute oft hinunter auf den grauen Einband und den schwarz geprägten Titel des Buches. *Der Pfeifer.*

Ehe sie in ihren jeweiligen Häusern verschwanden, blieb Rudi einen Augenblick lang stehen und sagte: »Mach's gut, Saumensch.« Er lachte. »Gute Nacht, Bücherdiebin.«

Es war das erste Mal, dass sie so genannt wurde, und sie konnte die Tatsache nicht verbergen dass es ihr sehr gefiel. Wie wir - ihr und ich - wissen, hatte sie schon früher Bücher gestohlen, aber im Oktober 1941 wurde es offiziell. In dieser Nacht wurde

Liesel Meminger wahrhaftig zur Bücherdiebin ernannt.

DREI DUMMHEITEN VON RUDI STEINER

RUDI STEINER, DAS GENIE

1. Er stahl dem Gemüsehändler Mamer die größte Kartoffel.

2. Er legte sich auf der Münchener Straße mit Franz Deutscher an.

3. Er ließ die Hitlerjugend sausen.

Der Anlass zu Rudis erster Tat war die

reine Gier. Es war ein ganz normaler trüber Nachmittag Mitte November 1941.

Er hatte sich geschickt unter die Frauen mit den Lebensmittelmarken gemischt, mit einer gewissen kriminellen Begabung, würde ich sagen. Er blieb fast völlig unbemerkt.

Dann entschied er sich ausgerechnet für die größte Kartoffel in der Kiste - diejenige, auf die etliche Leute in der Schlange ihr Augenmerk gerichtet hatten - und bemächtigte sich ihrer. Alle schauten zu, wie eine dreizehnjährige Faust die Kartoffel packte. Ein Chor aus

schwergewichtigen Helgas und Mariannes zeigte mit den Fingern auf ihn, und Thomas Mamer stürzte sich auf das Früchtchen.

»Meine Erdäpfel!«

Die Kartoffel befand sich immer noch in Rudis Händen (sie war so groß, dass er beide Hände brauchte, um sie festzuhalten), und die Frauen versammelten sich um ihn wie eine Schar Ringkämpfer. Jetzt war Geistesgegenwart gefragt.

»Meine Familie«, erklärte Rudi. Ein Strom aus klarer Flüssigkeit begann

günstigerweise genau in diesem Moment aus seiner Nase zu tropfen. Er wischte ihn bewusst nicht weg. »Wir sind am Verhungern. Meine Schwester braucht einen neuen Mantel. Der letzte wurde uns gestohlen.«

Mamer war kein Narr. Er hielt Rudi am Kragen gepackt und fragte: »Und du wolltest ihr einen Mantel aus Kartoffelschalen nähen, was?«

»Nein, mein Herr.« Rudi schaute schräg in Mamers eines Auge, das er von seiner gequetschten Position aus sehen konnte. Mamer war ein Fass von einem Mann, und seine Augen wirkten wie zwei

kleine Einschusslöcher. Seine Zähne waren bissig wie um einen Ball rangelnde Fußballspieler. »Wir haben alle unsere Marken vor drei Wochen gegen einen neuen Mantel eingetauscht, und jetzt haben wir nichts zu essen.«

Der Gemüsehändler hielt nun Rudi in der einen Hand und die Kartoffel in der anderen. Er rief das gefürchtete Wort seiner Frau zu. »Polizei.«

»Nein«, flehte Rudi, »bitte.« Später erzählte er Liesel, dass er kein bisschen Angst gehabt hätte, aber in Wirklichkeit stand in diesem Augenblick sein Herz kurz vor dem Zerspringen, da bin ich mir

sicher. »Keine Polizei. Bitte, keine Polizei.«

»Polizei.« Mamer blieb unbeeindruckt, obwohl der Junge sich wand und sich mit der Luft einen Boxkampf lieferte.

An diesem Nachmittag stand auch ein Lehrer in der Schlange. Herr Link gehörte zu den Personen an der Schule, die weder Nonnen noch Priester waren. Rudi entdeckte ihn und verschränkte seinen Blick mit dessen Augen.

»Herr Link.« Das war seine letzte Chance. »Herr Link, sagen Sie's ihm bitte. Sagen Sie ihm, wie arm wir sind.«

Der Gemüsehändler schaute den Lehrer fragend an.

Herr Link trat vor. »Es stimmt, Herr Mamer. Der Junge ist arm. Er wohnt in der Himmelstraße.« Die Kundenschar, die hauptsächlich aus Frauen bestand, fing an, leise miteinander zu murmeln. Alle wussten, dass die Himmelstraße nicht gerade der Inbegriff des idyllischen Molchinger Lebens war. Im Gegenteil: Es war eine ärmliche Gegend. »Er hat acht Geschwister.«

Acht!

Rudi musste sich ein Lächeln verkneifen,

obwohl er immer noch nicht aus dem Schneider war. Wenigstens hatte er den Lehrer so weit gebracht, dass er für ihn log. Er hatte es geschafft, die Steiner-Familie um drei Kinder zu bereichern.

»Er kommt oft ohne Pausenbrot in die Schule.« Und wieder murmelten die Frauen. Ihre säuselnden Stimmen waren wie ein Anstrich, der der Situation mehr Wirksamkeit und Atmosphäre verlieh.

»Darf er deshalb meine Kartoffeln stehlen?«

»Und noch dazu die größte!«, mischte sich eine der Frauen schrill ein. »Seien

Sie still, Frau Metzing«, warnte Mamer,
und sie verstummte.

Zuerst war alle Aufmerksamkeit auf
Rudi und die Faust in seinem Nacken
gerichtet. Dann wechselte sie hin und her
- von dem Jungen zu der Kartoffel zu
dem Gemüsehändler. (Vom attraktivsten
Anblick zum hässlichsten ...) Was genau
Herrn Mamer dazu veranlasste, Rudi
laufen zu lassen, wird auf ewig ein
Rätsel bleiben.

War es der jammervolle Ausdruck im
Gesicht des Jungen?

Die würdevolle Haltung von Herrn

Link?

Die schrille Stimme von Frau Metzing?

Was immer es auch war, Mamer ließ die Kartoffel in die Kiste fallen und schob Rudi aus derr Laden. Draußen verpasste er ihm einen Tritt mit seinem rechten Stiefel und sagte: »Lass dich hier nicht mehr blicken.«

Von draußen schaute Rudi zu, wie Mamer sich hinter die Theke stellte und seine nächste Kundin bediente, mit Gemüse und Sarkasmus gleichermaßen: »Ich bin neugierig, welche Kartoffel Sie haben wollen«, sagte er und beobachtete

gleichzeitig mit einem Auge den Jungen vor dem Laden.

Für Rudi war es eine weitere Niederlage. Die zweite Dummheit war ähnlich gefährlich, allerdings aus einem anderen Grund.

Rudi ging aus dieser Situation mit einem blauen Auge, angeknacksten Rippen und einem neuen Haarschnitt hervor.

Tommi Müller hatte bei einem Hitlerjugend-Treffen mal wieder Probleme, und Franz Deutscher wartete nur darauf, dass Rudi sich einmischte. Er musste nicht lange warten.

Rudi und Tommi wurden zu einem weiteren außerplanmäßigen Drill verdonnert, während die anderen nach drinnen gingen und in militärischer Taktik unterwiesen wurden. Während sie durch die Kälte rannten, sahen sie die warmen Köpfe und Schultern durch das Fenster. Selbst als sie sich wieder zu dem Rest der Gruppe gesellten, war die Strafmaßnahme noch nicht vorbei. Rudi ließ sich in eine Ecke fallen und schnippte Schlamm von seinem Ärmel gegen die Fensterscheibe. Franz feuerte die beliebteste Hitlerjugend-Frage auf ihn ab.

»Wann wurde unser Führer Adolf Hitler

geboren?«

Rudi schaute hoch. »Wie bitte?«

Die Frage wurde wiederholt, und der sehr, sehr dumme Rudi Steiner, der genau wusste, dass es der 20. April 1889 war, antwortete mit dem Geburtsdatum von Jesus Christus. Er warf sogar den Ort, Bethlehem, als zusätzliche Information ein.

Franz rieb sich die Hände.

Ein sehr schlechtes Zeichen.

Er kam zu Rudi und befahl ihn nach

draußen, wo er weitere Runden laufen sollte.

Rudi absolvierte sie alleine, und nach jeder Runde fragte ihn Franz wieder nach dem Geburtstag des Führers.

Es dauerte sieben Runden, bis Rudi die richtige Antwort gab.

Doch so richtig ging der Ärger erst einige Tage nach diesem Treffen los.

Rudi entdeckte Deutscher in der Münchener Straße, wie er mit ein paar Freunden den Bürgersteig entlangschlenderte, und verspürte das

unbändige Verlangen, einen Stein nach ihm zu werfen. Ihr könnt ruhig fragen, was zum Teufel er sich dabei dachte. Die Antwort lautet: Wahrscheinlich gar nichts. Er würde vermutlich sagen, dass er sich seine von Gott gegebene Freiheit herausnahm, eine Dummheit zu begehen. Entweder das, oder der Anblick von Franz Deutscher verleitete ihn zu dem Wunsch, Selbstmord zu begehen.

Der Stein traf sein Ziel mitten auf dem Rückgrat, allerdings nicht so fest, wie Rudi gehofft hatte. Franz Deutscher wirbelte herum und schaute glücklich drein, als er ihn da stehen sah, mit Liesel, Tommi und Tommis kleiner

Schwester Kristina.

»Lass uns weglaufen«, drängte Liesel, aber Rudi rührte sich nicht.

»Wir sind nicht bei der Hitlerjugend«, erklärte er ihr. Die älteren Jungen waren schon näher gekommen. Liesel blieb bei ihrem Freund, genauso wie der zuckende Tommi und die zarte Kristina.

»Herr Steiner«, ließ sich Franz vernehmen, ehe er Rudi packte und aufs Pflaster warf.

Die Tatsache, dass Rudi aufstand, erboste Deutscher noch mehr. Er

schickte ihn ein weiteres Mal zu Boden, gefolgt von einem Tritt in die Rippen.

Wieder stand Rudi auf, und die Gruppe der älteren Jungen fing an, ihren Freund auszulachen. Keine rosigen Aussichten für Rudi. »Lass es ihn doch mal richtig spüren«, sagte der Größte von ihnen zu Deutscher, »oder bringst du das etwa nicht fertig?« Seine Augen waren so blau und kalt wie der Himmel, und seine Worte waren genau die Ermutigung, die Franz Deutscher brauchte. Er wollte, dass Rudi zu Boden ging und auch dort blieb.

Eine größere Gruppe bildete sich um

sie, als Rudi einen Schlag auf Franz Deutschers Bauch richtete und ihn vollkommen verfehlte. Gleichzeitig spürte er ein Brennen, als ihn eine Faust in seiner linken Augenhöhle traf. Damit einher ging ein Funkenregen, und er lag unten, bevor er sich dessen überhaupt bewusst war. Wieder erhielt er einen Schlag, auf genau dieselbe Stelle, und er fühlte förmlich, wie die Schwellung gelb, blau und schwarz wurde, alles auf einmal. Drei Lagen aus unbändigem Schmerz.

Die wachsende Menge wartete gierig darauf, ob Rudi noch einmal aufstehen würde. Er tat es nicht. Diesmal blieb er

auf dem kalten, nassen Boden liegen, fühlte die klamme Kälte durch seine Kleidung dringen und sich auf seinem Körper ausbreiten.

Die Funken sprühten immer noch vor seinen Augen, und er merkte erst, als es schon zu spät war, dass Franz jetzt mit einem nagelneuen Taschenmesser über ihm stand. Er beugte sich über ihn und ließ das Messer aufblitzen.

»Nein!«, schrie Liesel, aber der große Kerl hielt sie fest. In ihren Ohren klangen seine Worte tief und alt.

»Keine Sorge«, versicherte er ihr. »Er

tut's nicht. Er hat nicht den Mut dazu.« Er irrte sich.

Franz ließ sich auf die Knie nieder, beugte sich näher zu Rudi und fragte: »Wann wurde unser Führer geboren?« Jedes Wort wurde mit Sorgfalt erschaffen und in sein Ohr geschoben. »Komm schon, Rudi, wann wurde er geboren? Du kannst es mir sagen, alles in Ordnung, keine Angst.«

Und Rudi?

Was erwiderte er?

Antwortete er besonnen, oder ließ er zu,

dass ihn seine Dummheit noch tiefer in den Schlamassel zog?

Er blickte Franz Deutscher in die blassblauen Augen und flüsterte.

»Ostermontag.«

Innerhalb weniger Sekunden hatte das Messer seine Schuldigkeit in Rudis Haaren getan. Es war der zweite kostenlose Haarschnitt, den Liesel erlebte. Die Haare des Juden waren mit einer rostigen Schere geschnitten worden. Ihrem besten Freund wurden sie mit einem schimmernden Messer abgesäbelt. Liesel fiel in diesem

Augenblick niemand ein, der je für einen Haarschnitt bezahlt hätte.

Was Rudi betraf, so hatte er in diesem Jahr Schlamm geschluckt, in Dung gebadet, war von einem Jung-Kriminellen fast erwürgt worden und erlebte nun das, was man als i-Tüpfelchen bezeichnen könnte - eine öffentliche Demütigung auf der Münchener Straße.

Seine Stirnfransen ließen sich größtenteils widerspruchslos abtrennen, aber bei jedem Schnitt waren auch ein paar Haare dabei, die um ihr Leben kämpften und als Dank dafür ausgerissen

wurden. Bei jedem Ruck zuckte Rudi zusammen. Sein blaues Auge pochte, und seine Rippen brannten vor Schmerz.

»Zwanzigster April achtzehnhundertneunundachtzig!«, belehrte ihn Deutscher. Dann führte er sein Gefolge davon. Auch das Publikum verschwand, und zurück blieben nur Liesel, Tommi und Kristina. Und Rudi.

Er lag still auf dem Boden, aus dem Feuchtigkeit aufstieg.

Was uns zur dritten Dummheit führt - sein Fernbleiben von der Hitlerjugend.

Er hörte nicht sofort auf hinzugehen. Er wollte Deutscher beweisen, dass er keine Angst vor ihm hatte. Aber nach ein paar Wochen beendete Rudi seine Teilnahme gänzlich.

Stolz gewandet in seine Uniform ging er hinaus auf die Himmelstraße, ließ sie hinter sich und lief immer weiter, stets gefolgt von seinem Getreuen, Tommi.

Statt dem HJ-Treffen beizuwohnen, spazierten sie aus der Stadt hinaus und die Amper entlang, ließen Kiesel übers Wasser hüpfen, wuchteten große Steine platschend hinein und stellten noch allerlei anderen Unfug an. Er sorgte

dafür, dass seine Uniform schmutzig genug wurde, um seine Mutter zu täuschen - bis der erste Brief ins Haus flatterte. An diesem Tag kam es zu der gefürchteten Aussprache in der Küche.

Zunächst drohten ihm seine Eltern. Er weigerte sich.

Dann flehten sie ihn an. Er verneinte.

Schließlich war es die Gelegenheit, sich einer anderen Gruppe anzuschließen, die Rudi wieder auf den rechten Pfad zurückbrachte. Das war ein Glück, denn wenn er sich nicht bald wieder hätte blicken lassen, hätten die Steiners ein

Bußgeld für seine Abwesenheit zahlen müssen. Sein älterer Bruder Kurt fragte Rudi, ob er Lust hätte, sich der Fliegereinheit anzuschließen, die sich auf Flugzeuge und den Luftkampf spezialisiert hatte. Die meiste Zeit bauten sie Modellflugzeuge, und es gab dort keinen Franz Deutscher. Rudi akzeptierte, und auch Tommi trat bei. Es war das erste und einzige Mal, dass Rudis dämliches Verhalten eine Veränderung zum Besseren provoziert hatte.

Wenn ihm jemand in der neuen Einheit die berühmt-berüchtigte Führer-Geburtstagsfrage stellte, lächelte Rudi

und antwortete: »20. April 1889.« Dann flüsterte er Tommi ein anderes Datum zu, etwa Beethovens Geburtstag oder den von Mozart oder Strauss. Sie hatten die Komponisten in der Schule durchgenommen, wo Rudi - trotz seiner augenscheinlichen Dummheit - zu den besten Schülern gehörte.

DAS TREIBENDE BUCH (Teil 2)

Anfang Dezember errang Rudi endlich einen Sieg, wenn auch einen ungewöhnlichen. Es war ein kalter Tag, aber sehr still. Beinahe hätte es

geschneit.

Nach der Schule schauten Liesel und Rudi in Alex Steiners Geschäft vorbei, und auf dem Heimweg sahen sie Rudis alten Freund Franz Deutscher um die Ecke biegen. Liesel hatte, wie immer dieser Tage, den ***Pfeifer*** dabei. Sie genoss es, das Buch in ihrer Hand zu fühlen. Den glatten Rücken oder die harten Kanten des Papiers. Sie war es, die Franz zuerst bemerkte.

»Schau mal.« Sie zeigte mit dem Finger. Deutscher schlenderte beschwingt in Gesellschaft eines anderen Hitlerjugend-Anführers auf sie zu.

Rudi sank in sich zusammen. Er betastete sein heilendes Auge. »Nicht heute.« Er suchte die Straßen ab. »Wenn wir an der Kirche vorbeigehen, können wir dem Fluss folgen und dann da vorne wieder auf die Straße zurückkehren.«

Ohne ein weiteres Wort folgte Liesel ihm, und es gelang ihnen, Rudis Feind zu umgehen - nur um geradewegs einem anderen in den Weg zu laufen.

Zunächst dachten sie sich nichts dabei.

Die Kerle, die von der Brücke kamen und Zigaretten rauchten, hätten irgendwelche Jungen sein können. Es

war zu spät zum Umkehren, als beide Seiten einander erkannten.

»O nein, sie haben uns gesehen.«

Viktor Chemmel lächelte.

Er sprach sehr freundlich. Was nichts anderes bedeutete, als dass er umso gefährlicher war. »Schau an, wenn das mal nicht der Rudi Steiner mit seiner kleinen Hure ist.« Mit federnden Schritten kam er auf sie zu und entwand Liesel das Buch. »Was lesen wir denn da?«

»Das ist doch eine Sache zwischen uns

beiden.« Rudi versuchte es mit Vernunft. »Mit ihr hat das nichts zu tun. Komm schon, gib es ihr zurück.«

»Der Pfeifer.«. Er sprach jetzt zu Liesel. »Ist es gut?«

Sie räusperte sich. »Nicht schlecht.« Unglücklicherweise verriet sie sich. Mit ihren Augen. Sie waren in Aufruhr. Sie konnte den genauen Moment benennen, in dem Viktor Chemmel erkannte, dass das Buch einen unschätzbaren Besitz darstellte.

»Ich sag dir was«, erklärte er. »Für fünfzig Mark kannst du es wiederhaben.«

»Fünfzig Mark!« Das war Andi Schmeikl. »Komm schon, Viktor, für fünfzig Mark kann man tausend Bücher kaufen.«

»Habe ich dich gefragt?«

Andi verstummte. Sein Mund klappte zu.

Liesel versuchte es mit einem gelassenen, unbeteiligten Gesicht. »Du kannst es behalten. Ich habe es schon gelesen.«

»Wie geht es denn aus?«

Verdammt!

So weit war sie noch nicht gekommen.

Sie zögerte, und Viktor Chemmel durchschaute sie sofort.

Rudi bekniete ihn. »Ach komm, Viktor, tu ihr das nicht an. Du bist doch hinter mir her. Ich tue alles, was du willst.«

Der ältere Junge schob ihn einfach zur Seite, das Buch hoch in der Luft am Ende des ausgestreckten Arms. Und er korrigierte Rudis Aussage.

»Nein«, sagte er. ***»Ich*** tue alles, was ich will.« Und mit diesen Worten ging er aufs Ufer zu. Alle folgten ihm, begierig,

ihn einzuholen. Halb laufend, halb rennend. Einige protestierten, andere feuerten ihn an.

Es war so rasch und so entspannt. Eine Frage und eine spöttisch-freundliche Stimme.

»Wer«, sagte Viktor Chemmel, »war der letzte Olympiasieger im Diskuswurf, bei der Olympiade in Berlin?« Er drehte sich um und schaute sie an. Er wärmte die Muskeln in seinem Arm auf. »Wer war das doch gleich? Herrgott nochmal! Es liegt mir auf der Zunge. Es war dieser Amerikaner, nicht wahr? Carpenter oder so ähnlich...«

»Bitte!« - Rudi.

Das Wasser kippte.

Viktor Chemmel wirbelte um die eigene Achse.

Ruhmreich löste sich das Buch aus seiner Hand. Es öffnete sich und flatterte. Die Seiten raschelten, als es in der Luft an Fahrt gewann. Jäher als erwartet hielt es inne und schien vom Wasser angezogen zu werden. Klatschend traf es auf die Oberfläche und wurde flussabwärts getrieben.

Viktor schüttelte den Kopf. »Nicht genug

Höhe. Ein schlechter Wurf.« Er lächelte wieder. »Aber gut genug, um zu gewinnen, was?«

Liesel und Rudi verweilten nicht, um sich das Gelächter anzuhören.

Rudi lief schon am Flussufer entlang und versuchte, das Buch auszumachen.

»Kannst du es sehen?«, rief Liesel ihm zu.

Rudi rannte.

Er trat ans Wasser und zeigte ihr, wo das Buch an der Oberfläche trieb. »Da!« Er

blieb stehen und deutete und rannte dann weiter, um es zu überholen. Kurz darauf schälte er sich aus dem Mantel, sprang ins Wasser und watete mitten in den Fluss hinein.

Liesel, die ihre Schritte verlangsamte, sah, wie ihm jeder Schritt wehtat. Diese schmerzhafte Kälte.

Als sie nahe genug war, erkannte sie, dass das Buch an ihm vorbeitrieb, aber er holte es ein. Seine Hand schoss nach vorn und sammelte den tropfnassen Klotz aus Pappe und Papier ein. ***»Der Pfeifer«,*** rief der Junge aus. Es war das einzige Buch, das an diesem Tag in der

Amper schwamm. Er hatte dennoch das Bedürfnis, den Titel zu verkünden.

Nebenbei bemerkt - für alle, die es interessiert -, stieg Rudi nicht sofort aus dem Wasser, nachdem er das Buch herausgefischt hatte. Er blieb noch etwa eine Minute dort stehen. Er lieferte Liesel keine Erklärung für sein Verhalten, aber ich glaube, sie wusste, dass es zwei Gründe dafür gab.

DIE ERFRIERENDEN MOTIVE DI RUDI STEINER

1. Nach Monaten voller Niederlagen war dieser Moment die einzige

Gelegenheit für ihn, sich in einem Sieg zu sonnen.

2. **Ein Ort, an dem er einen solchen Akt der Selbstlosigkeit begangen hatte, war bestens geeignet, um Liesel die übliche Frage zu stellen. Wie sollte sie ihn da noch abweisen?**

»Wie wär's mit einem Kuss, Saumensch?«

Er stand bis zur Hüfte im Wasser, verweilte noch ein paar Augenblicke und kletterte dann hinaus und reichte ihr das Buch. Seine Hose klebte an seiner Haut, trotzdem ging er weiter. In

Wahrheit hatte er wohl Angst. Rudi Steiner hatte Angst vor dem Kuss der Bücherdiebin. Er sehnte sich so sehr danach. Er liebte sie so unbändig. So unbändig, dass er niemals wieder um ihre Lippen bat und ohne sie ins Grab gehen würde.

TEIL 6

DER TRAUMTRÄGER

Es wirken mit: das Tagebuch des Todes - der Schneemann - dreizehn Geschenke - das nächste Buch - der Albtraum von der jüdischen Leiche - ein Zeitungshimmel - ein Besucher - ein

Schmunzler - und ein letzter Kuss auf vergiftete Wangen

DAS TAGEBUCH DES TODES: 1942

Es war ein denkwürdiges Jahr, wie 79 nach Christus oder 1346, um nur zwei zu nennen. Vergesst die Sense - ich hätte einen Besen oder einen Wischmopp gebraucht. Oder Urlaub.

EIN KLEINES STÜCK WAHRHEIT

Ich habe keine Sense. Ich trage nur dann einen schwarzen Kapuzenmantel, wenn es kalt ist. Ich

habe auch kein Totenschädelgesicht, das ihr mir so gerne andichtet. Wollt ihr wissen, wie ich wirklich aussehe? Ich sage es euch. Schaut in einen Spiegel.

Ich fühle mich regelrecht ein bisschen maßlos und selbstzufrieden, wenn ich euch so viel von mir erzähle. Über meine Reisen, was ich im Jahr 1942 gesehen habe... Andererseits seid ihr Menschen; ihr dürftet Selbstsucht kennen. Aber es gibt einen Grund, warum ich euch erzähle, was ich in dieser Zeit erlebte. Vieles davon würde später Einfluss auf Liesel Memingers Leben haben. Der Krieg rückte näher auf

die Himmelstraße zu und zog mich dabei mit sich.

In diesem Jahr musste ich etliche Runden drehen, von Polen nach Russland nach Afrika und wieder zurück. Ihr könntet jetzt behaupten, dass ich diese Reisen ohnehin machen müsste, egal welches Jahr gerade ist, aber manchmal neigt die menschliche Rasse dazu, die Dinge ein wenig zu beschleunigen. Sie erhöht die Anzahl der Leichen und ihrer entschwindenden Seelen. Ein paar Bomben reichen gewöhnlich aus. Oder ein Dutzend Gaskammern oder das Knattern von Gewehrfeuer. Wenn die Menschen trotz dieser Umstände

überleben, so sind sie doch meist ihrer Behausungen beraubt. Dann begegnen mir überall die Heimatlosen. Sie kommen mir nach, wenn ich durch die Straßen der misshandelten Städte gehe. Sie flehen mich an, sie mitzunehmen, und merken nicht, dass ich ohnehin schon genug zu tun habe. »Eure Zeit wird kommen«, versichere ich ihnen dann und versuche, nicht zurückzuschauen. Manchmal wünsche ich mir, ich könnte ihnen erklären, wie viel Arbeit ich schon habe, aber das tue ich nicht. Niemals. Ich beklage mich nur im Stillen, während ich meine Aufgabe erledige. In bestimmten Jahren kann man jedoch nicht mehr davon sprechen, dass sich die Toten lediglich summieren; ihre Zahl

steigt ins Unermessliche.

EINE VERKÜRZE AUFZÄHLUNG FÜR DAS JAHR 1942

1. **Die verzweifelten Juden - ihre Seelen in meinem Schoß, während wir auf dem Dach sitzen, neben den rauchenden Schornsteinen.**

2. **Die russischen Soldaten - nur mit wenig Munition im Gepäck und zuversichtlich, die Kugeln der Gefallenen aufsammeln zu können.**

3. **Die durchtränkten Körper an der französischen Küste - angespült auf**

Kies und Sand.

Ich könnte so weitermachen, aber ich denke, dass für den Moment drei Beispiele reichen. Sie sollen genügen, um euch einen Eindruck von dem Geschmack nach Asche zu vermitteln, der in diesem Jahr mein Dasein begleitete.

So viele Menschen. So viele Farben.

Sie lösen sich beständig in mir auf. Sie piesacken meine Erinnerung. Ich sehe sie in hohen Haufen aufeinanderliegen. Die Luft ist wie Plastik, der Horizont wie angetrockneter Kleister. Himmel, die

von Menschen gemacht sind, durchstochen und leck, und die weichen, kohlefarbenen Wolken, die wie schwarze Herzen schlagen.

Und dann.

Ist da der Tod.

Der sich seinen Weg durch alles bahnt. Äußerlich: unerschütterlich, unbeirrt. Innerlich: zermürbt, zerfahren, zunichtegemacht.

Um die Wahrheit zu sagen (und mir ist klar, dass ich jetzt wirklich anfange zu jammern), war ich noch nicht über Stalin

in Russland hinweg. Über die sogenannte Zweite Revolution - den Mord an seinem eigenen Volk.

Dann kam Hitler.

Man sagt, dass der Krieg der beste Freund des Todes ist, aber da muss ich euch berichtigen. Für mich ist der Krieg wie ein neuer Vorgesetzter, der Unmögliches von einem erwartet. Er steht hinter einem und wiederholt immer nur das eine: »Erledige dies, erledige das.« Also arbeitet man härter. Man erledigt dies und das. Aber der Vorgesetzte dankt es einem nicht. Er verlangt nur noch mehr.

Oft versuche ich, mich an die verstreuten Eindrücke von Schönheit zu erinnern, die ich manchmal in dieser Zeit sah. Ich durchforsche meine Bibliothek der Geschichten.

Genau in diesem Augenblick greife ich nach einer.

Ich denke, die Hälfte der Geschichte kennt ihr bereits, und wenn ihr mich begleitet, werde ich euch auch noch den Rest zeigen. Ich zeige euch die zweite Hälfte der Bücherdiebin.

Ahnungslos wartet sie auf die zahlreichen Ereignisse, die ich euch

gerade angedeutet habe, aber sie wartet auch auf euch.

Sie bringt Schnee in den Keller, ausgerechnet dorthin.

Ein Haufen gefrorenes Wasser kann beinahe jeden zum Lächeln bringen, aber nicht dazu zu vergessen.

Hier kommt sie.

DER SCHNEEMANN

In Bezug auf Liesel Meminger konnten die Anfänge des Jahres 1942 wie folgt zusammengefasst werden:

Sie wurde dreizehn Jahre alt. Ihre Brust war immer noch flach. Sie hatte noch nicht ihre Periode bekommen. Der junge Mann aus dem Keller lag jetzt in ihrem Bett.

FRAGE UND ANTWORT

Wie landete Max Vandenburg in Liesels Bett?

Er fiel.

Die Meinungen hierzu gingen auseinander, aber Rosa Hubermann behauptete, dass die Ursache an Weihnachten zu suchen war.

Der 24. Dezember war hungrig und kalt gewesen, aber er brachte auch Erleichterung - nämlich keine ausgedehnten Besuche. Hans junior schoss auf die Russen und bewahrte gleichzeitig seine Distanz zur Familie. Trudi konnte nur für ein paar Stunden am Wochenende vor Weihnachten vorbeikommen. Sie fuhr mit der Familie, für die sie arbeitete, weg. Urlaub, ein Ereignis, das nur eine ganz bestimmte Klasse Deutschlands erleben durfte.

An Heiligabend brachte Liesel ein paar Handvoll Schnee in den Keller, als Geschenk. »Mach die Augen zu«, sagte sie. »Streck die Hände aus.« Sobald der

Schnee darauf abgelegt war, zitterte Max und lachte, aber er machte die Augen nicht auf. Er schmeckte nur kurz den Schnee und ließ ihn in die Haut auf seinen Lippen sinken.

»Ist das der heutige Wetterbericht?«

Liesel stand neben ihm.

Sanft berührte sie ihn am Arm.

Wieder hob er den Schnee an den Mund. »Danke, Liesel.«

Es war der Beginn des großartigsten Weihnachtsfestes überhaupt. Wenig zu

essen. Keine Geschenke. Aber im Keller stand ein Schneemann.

Nachdem sie die erste Portion Schnee abgeliefert hatte, versicherte sich Liesel, dass niemand in der Nähe war, und schleppte dann so viele Eimer und Töpfe nach draußen, wie sie finden konnte. Sie füllte sie mit den Hügeln aus Schnee und Eis, die den schmalen Streifen Welt bedeckten, der Himmelstraße genannt wurde. Als die Behälter voll waren, brachte sie sie ins Haus und trug sie in den Keller.

Zugegeben - als Erstes warf sie einen Schneeball auf Max und steckte

ihrerseits einen Wurf in den Bauch ein. Max warf sogar einen Schneeball auf Hans Hubermann, der gerade die Kellertreppe herunterkam.

»Saukerl!«, japste Papa. »Liesel, gib mir mal eine Handvoll Schnee. Nein, gleich einen ganzen Eimer!« Ein paar Minuten lang vergaßen sie. Es wurde zwar nicht geschrien oder gerufen, aber die kleinen Lachsalven, die herausplatzten, konnte keiner der drei unterdrücken. Sie waren nur Menschen, die im Schnee spielten. Im Innern eines Hauses.

Papa schaute auf die mit Schnee gefüllten Behältnisse. »Was machen wir

mit dem Rest?«

»Einen Schneemann«, antwortete Liesel.
»Wir bauen einen Schneemann.«

Papa rief Rosa herbei.

Wie üblich wurde ihm aus der Ferne ihre Stimme entgegengeschleudert. »Was ist, Saukerl?« »Komm mal bitte her.«

Als seine Frau erschien, riskierte Hans Hubermann Kopf und Kragen und zielte mit einem vollkommen runden Schneeball auf sie. Er verfehlte sie um Haaresbreite, und das Wurfgeschoss löste sich auf, als es auf die Wand traf.

Mama hatte nun einen Grund, lange und ausgiebig zu fluchen, ohne Atem zu holen. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, half sie den anderen. Sie holte sogar Knöpfe für die Augen und die Nase und etwas Schnur für ein Schneemann-Lächeln. Selbst ein Schal und ein Hut wurden herbeigezaubert für den Schneemann, der gerade mal sechzig Zentimeter hoch war.

»Ein Zwerg«, sagte Max.

»Was machen wir, wenn er schmilzt?«, fragte Liesel.

Rosa hatte die Antwort parat. »Dann

wischst du hier auf, Saumensch, aber dalli!«

Papa schüttelte den Kopf. »Der schmilzt nicht.« Er rieb sich die Hände und blies dagegen. »Hier unten ist es eiskalt.«

Doch die Schmelze setzte ein - allerdings im Innern der vier Menschen. Der Schneemann stand unverändert da. Es war wohl das Letzte, was sie vor sich sahen, als sie an diesem Weihnachtsabend einschliefen. Das Akkordeon war in ihren Ohren, der Schneemann in ihren Augen, und Liesels Gedanken galten den letzten Worten von Max, ehe sie ihn am Kamin zurückließ

und in ihr Zimmer ging.

DIE WEIHNACHTSWORTE VO MAX VANDENBURG

»Ich habe mir oft gewünscht, dass dies alles vorbei wäre, Liesel, aber dann kommst du die Kellertreppe herunter und hältst einen Schneemann in deinen Händen.«

Unglücklicherweise läutete diese Nacht eine dramatische Verschlechterung von Max' Gesundheit ein. Die ersten Anzeichen schienen harmlos und waren doch so typisch. Das ständige Gefühl von Kälte. Schwimmende Hände. Immer

häufiger Visionen des Boxkampfs mit dem Führer. Erst als er selbst nach seinen Liegestützen und den anderen Übungen nicht mehr warm wurde, fing er an, sich Sorgen zu machen. Und egal wie nahe er sich ans Kaminfeuer setzte, sein Zustand verbesserte sich nicht. Tag für Tag floh das Gewicht von seinem Körper.

Seine Übungseinheiten zerstreuten sich und desertierten, ließen ihn mit der Wange auf dem übel gesinnten Kellerboden allein zurück.

Den ganzen Januar hindurch schaffte er es, sich irgendwie aufrecht zu halten,

aber Anfang Februar wurde seine Lage ernst. Er hatte Mühe, am Morgen aufzuwachen und in den Keller zu gehen, und verschlief oft. Sein Mund war verzerrt, und seine Wangenknochen begannen anzuschwellen. Wenn man ihn fragte, behauptete er, es ginge ihm gut.

Mitte Februar, ein paar Tage vor Liesels dreizehntem Geburtstag, kam er zum Kamin und war einer Ohnmacht nahe. Er fiel fast ins Feuer.

»Hans«, flüsterte er, und sein Gesicht verkrampfte sich. Seine Beine gaben nach, und sein Kopf schlug gegen den Akkordeonkasten.

Ein Holzlöffel fiel in die Suppe, und in
Sekundenbruchteilen war Rosa
Hubermann neben ihm. Sie hielt Max'
Kopf und kläffte Liesel quer durch den
Raum an: »Steh nicht einfach so da! Geh,
hol ein paar Decken! Bring sie in dein
Zimmer, auf dein Bett damit. Und du!«
Papa war als Nächstes dran. »Hilf mir,
ihn hochzuheben und ihn zu Liesel zu
tragen. Schnell!«

Papas Gesicht war vor Sorge verzerrt.
Seine grauen Augen klirrten, und er hob
Max ganz alleine hoch. Der Jude war so
leicht wie ein Kind. »Kann er nicht
hierbleiben, in unserem Bett?«

Rosa hatte bereits daran gedacht. »Nein. Wir müssen die Vorhänge tagsüber offen lassen, sonst schöpft jemand Verdacht.«

»Du hast recht.« Hans trug ihn hinaus.

Mit den Decken in der Hand schaute Liesel zu.

Schlaffe Füße und baumelndes Haar im Flur. Ein Schuh war ihm vom Fuß gefallen. »Beeil dich!«

Mama marschierte mit ihrem Watschelgang hinter ihnen her.

Max lag im Bett und wurde unter Decken

begraben, die fest um seinen Körper gelegt wurden. »Mama?«

Mehr brachte Liesel nicht heraus.

»Was?« Der Knoten, zu dem Rosa Hubermann ihre Haare am Hinterkopf festgesteckt hatte, war straff genug, um einem Angst einzujagen. Er schien sich noch stärker festzuziehen, als sie die Frage wiederholte. »Was, Liesel?«

Sie trat näher und fürchtete sich vor der Antwort. »Ist er am Leben?«

Rosa drehte sich zu ihr um und sagte mit größter Bestimmtheit: »Hör mal zu,

Liesel. Ich habe diesen Mann nicht unter meinem Dach aufgenommen, um ihn sterben zu lassen. Verstanden?«

Liesel nickte.

»Jetzt raus mit dir.«

Im Flur umarmte Papa sie. Das hatte sie nötig gehabt.

Später in der Nacht hörte sie Hans und Rosa miteinander sprechen. Rosa wollte, dass Liesel bei ihnen schlief, und sie lag neben dem Bett ihrer Pflegeeltern auf dem Boden, auf der Matratze, die sie aus dem Keller geholt hatten. (Zunächst

hatten sie sich Sorgen gemacht, ob von der Matratze eine Ansteckungsgefahr ausging, aber sie kamen zu dem Schluss, dass solche Befürchtungen unbegründet waren. Max litt nicht an einer Virusinfektion, und so trugen sie die Matratze hinauf und wechselten lediglich das Laken.)

Mama glaubte, Liesel würde schlafen, und so sprach sie frei heraus.

»Dieser verdammte Schneemann«, raunte sie. »Ich wette, damit hat es angefing und Schnee unten im Keller Unfug zu treiben, wo es ohnehin schon so kalt ist!«

Im Laufe der Nacht erhielt Max sieben Mal Besuch.

MAX VANDENBURG BESUCHERLISTE

Hans Hubermann: *2 x* Rosa Hubermann: 2 x Liesel Meminger: 3 x

Am nächsten Morgen holte Liesel sein Skizzenbuch aus dem Keller und legte es auf den Nachttisch. Sie hatte ein fürchterlich schlechtes Gewissen, weil sie damals unerlaubt hineingeschaut hatte, und hielt es diesmal aus Respekt fest verschlossen.

Papa kam herein, aber sie drehte sich nicht um, sondern sprach stattdessen über Max Vandenburg hinweg gegen die Wand. »Warum habe ich bloß den ganzen Schnee nach unten gebracht?«, fragte sie. »Damit hat alles angefangen, nicht wahr, Papa?« Sie faltete die Hände, als wollte sie beten. »Warum musste ich nur diesen Schneemann bauen?«

Ehre, wem Ehre gebührt: Papa blieb unerschütterlich. »Liesel«, sagte er, »du musstest es tun.«

Stundenlang saß sie bei ihm, während er zitterte und schlief. »Stirb nicht«,

flüsterte sie. »Bitte, Max, stirb nur nicht.«

Er war der zweite Schneemann, der vor ihren Augen dahinschmolz, aber dieser war anders. Er war ein Paradox.

Je kälter er wurde, desto mehr schmolz er.

DREIZEHN GESCHENKE

Es war, als würde Liesel Max' Ankunft noch einmal erleben, nur in umgekehrter Reihenfolge.

Federn verwandelten sich wieder in

Geäst. Ein weiches Gesicht wurde rau
und kratzig. Das war der Beweis, den
sie haben wollte: Er war am Leben.

Während der ersten paar Tage war sie
bei ihm und redete mit ihm. An ihrem
Geburtstag erzählte sie ihm, dass in der
Küche ein riesiger Kuchen auf ihn
wartete, wenn er nur aufwachen würde.

Es gab kein Aufwachen.

Es gab keinen Kuchen.

ES WAR EINMAL IN EINE NACHT

Viel später wurde mir klar, dass ich während dieser Zeit die Himmelstraße 33 aufgesucht haben muss. Es muss in einem der wenigen Momente gewesen sein, als das Mädchen nicht bei ihm war, denn alles, was ich sah, war ein Mann in einem Bett. Ich kniete nieder. Ich machte mich bereit, meine Hände in die Decken einzutauchen. Dann spürte ich ein starkes Wiederaufleben -einen kraftvollen Kampf gegen mein Gewicht. Ich zog mich zurück. Bei der ganzen Arbeit, die auf mich wartete, war es ein Genuss, dass ich in diesem kleinen, dunklen Raum abgewehrt worden war. Ich hielt kurz inne, schloss die Augen und gab mich einem

Moment der Gelassenheit und Ruhe hin, ehe ich wieder ging.

Am fünften Tag war die Aufregung groß, als Max - wenn auch nur für einen Moment - die Augen öffnete. Sein Blickfeld wurde fast gänzlich - ein erschreckender Gedanke, noch dazu so nahe - von Rosa Hubermann ausgefüllt, die praktisch einen ganzen Armvoll Suppe in seinen Mund schüttete. »Schlucken«, befahl sie ihm. »Nicht nachdenken. Nur schlucken.« Sobald Mama ihr die Suppentasse gereicht hatte, wollte Liesel einen Blick auf sein Gesicht erhaschen, aber der Rücken der Suppenfütterin war ihr im Weg.

»Ist er noch wach?«

Rosa drehte sich um. Eine Antwort war nicht nötig.

Nach fast einer Woche wachte Max zum zweiten Mal auf. Diesmal waren Liesel und Papa im Zimmer. Beide betrachteten den Körper im Bett, als sich ein leises Stöhnen vernehmen ließ. Papa fiel fast aus dem Stuhl in die Höhe, wenn das möglich gewesen wäre.

»Schau doch«, keuchte Liesel. »Max, bleib wach! Bleib wach!«

Er schaute sie kurz an, aber ohne sie zu

erkennen. Die Augen studierten sie, als wäre sie ein Rätsel. Dann waren sie wieder fort.

»Papa, was ist passiert?«

Hans ließ sich wieder in den Stuhl fallen.

Später schlug er vor, dass sie ihm vorlesen solle. »Na komm, Liesel, du bist mittlerweile so gut im Lesen - selbst wenn keiner von uns eine Ahnung hat, woher du dieses Buch hast.«

»Ich hab's dir doch gesagt, Papa. Eine der Nonnen aus der Schule hat es mir

gegeben.«

Papa hob in gespielter Abwehr die Hände. »Ich weiß, ich weiß.« Er seufzte aus der Höhe zu ihr hinab. »Nur...« Er wählte seine Worte mit Bedacht. »Lass dich nicht erwischen.« Und das von einem Mann, der einen Juden gestohlen hatte.

Von diesem Tag an las Liesel Max aus dem ***Pfeifer*** vor, während er ihr Bett mit Beschlag belegte. Ärgerlich war nur, dass sie manchmal ganze Kapitel überspringen musste, weil die Seiten fest aneinanderklebten. Das Buch war zwar getrocknet, aber es befand sich in

einem erbärmlichen Zustand. Trotzdem kämpfte sie sich weiter, bis zu dem Moment, wo sie fast drei Viertel hinter sich gebracht hatte.

Das Buch hatte 396 Seiten.

Jeden Tag eilte Liesel von der Schule nach Hause, in der Hoffnung, dass es Max besser gehe. »Ist er aufgewacht? Hat er etwas gegessen?«

»Geh wieder raus«, bat Mama. »Du fragst mir ja noch ein Loch in den Bauch. Mach schon. Geh raus, und spiel Fußball, um Himmels willen.«

»Ja, Mama.« Sie war schon an der Tür. »Aber du sagst mir gleich Bescheid, wenn er aufwacht, nicht wahr? Erfinde irgendwas. Schrei herum, als ob ich etwas angestellt hätte. Schimpf mit mir. Jeder wird es glauben, keine Sorge.«

Selbst Rosa musste bei diesen Worten lächeln. Sie legte ihre Fingerknöchel gegen die Hüften und erklärte, dass Liesel noch nicht zu alt für eine ordentliche Abreibung wäre, wenn sie nicht aufpasse, was sie sagte. »Und schieß gefälligst ein Tor«, verlangte sie, »oder du musst gar nicht erst heimkommen.«

»Klar, Mama.«

»Besser noch zwei Tore, Saumensch.«
»Ja, Mama.«

»Und versuch nicht ständig, das letzte Wort zu haben!«

Liesel wollte schon den Mund aufmachen, überlegte es sich aber anders und rannte hinaus, um Rudi auf der schlammigen Straße zu beweisen, wer von ihnen besser Fußball spielte.

»Wurde auch Zeit, Arschkratzer.« Er hieß sie auf die übliche Art willkommen, während er gleichzeitig um

den Ballbesitz kämpfte. »Wo warst du so lange?«

Eine halbe Stunde später wurde der Ball von einem der wenigen Wagen platt gewalzt, die ihren Weg in die Himmelstraße fanden. Liesel hatte gerade ihr erstes Geschenk für Max Vandenburg gefunden.

Nachdem sich alle davon überzeugt hatten, dass der Ball ein für alle Mal das Zeitliche gesegnet hatte, gingen sie empört davon und ließen ihn zuckend auf der kalten, mit Blasen übersäten Straße liegen. Liesel und Rudi blieben zurück und beugten sich über den Kadaver. An

der Seite gähnte ein Loch, wie ein Mund.

»Willst du ihn haben?«, fragte Liesel.

Rudi zuckte mit den Schultern. »Was soll ich mit diesem platten Scheißhaufen von einem Ball anfangen? Den kann man im Leben nicht mehr aufpumpen.«

»Willst du ihn oder nicht?«

»Nein danke.« Rudi stupste ihn vorsichtig mit dem Fuß an, als wäre er ein totes Tier. Oder ein Tier, das nur vielleicht tot war.

Bevor sie sich auf den Heimweg machte,

hob Liesel den Ball auf und steckte ihn sich unter den Arm. Sie hörte ihn rufen. »He, Saumensch!« Sie wartete. »Saumensch!«

Sie gab nach. »Was ist?«

»Ich hab auch noch ein Fahrrad ohne Räder, wenn du das haben willst.«

»Steck dir dein Fahrrad sonst wo hin.«

Von dort, wo sie stand, war das Letzte, was sie hörte, das Lachen von Rudi Steiner, diesem Saukerl.

Sie ging ins Haus und geradewegs in ihr

Zimmer. Sie nahm den Ball und legte ihn an das Fußende des Bettes.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Er ist nichts Besonderes. Aber wenn du aufwachst, werde ich dir alles darüber erzählen. Ich werde dir erzählen, dass es der graueste Nachmittag war, den du dir vorstellen kannst, und dieses Auto ist ohne Licht direkt über den Ball gefahren. Dann ist der Fahrer ausgestiegen und hat uns angebrüllt. Und stell dir vor: Dann hatte er uns nach dem Weg gefragt. Der hatte vielleicht Nerven...«

Wach auf!, wollte sie schreien.

Oder ihn schütteln.

Sie tat es nicht.

Alles, was ihr zu tun blieb, war, den Ball zu betrachten und seine zertrampelte, schuppige Haut. Es war das erste Geschenk von vielen.

GESCHENKE NUMMER 2 BIS 5

Ein Band, ein Tannenzapfen. Ein Knopf, ein Stein.

Der Fußball hatte sie auf eine Idee gebracht.

Immer wenn sie zur Schule oder von der Schule nach Hause ging, hielt Liesel Ausschau nach weggeworfenen Gegenständen, die möglicherweise für einen sterbenden Mann von Wert waren. Sie fragte sich erst, warum es so bedeutsam war. Wie konnte etwas so scheinbar Unwichtiges jemandem Trost und Behaglichkeit spenden? Ein Band im Rinnstein. Ein Tannenzapfen auf der Straße. Ein Knopf, der lässig an der Wand des Klassenzimmers lehnte. Ein flacher, runder Stein aus dem Fluss. Abgesehen von allem anderen zeigte es, dass sie sich sorgte, dass er ihr etwas bedeutete, und wenn Max aufwachte, hatten sie etwas, worüber sie reden

konnten.

Im Stillen malte sie sich diese Gespräche aus. »Was ist das für ein Zeug?«, fragte Max.

»Zeug?« In ihrer Vorstellung saß sie auf der Bettkante. »Das ist kein Zeug, Max. Das sind die Dinge, die dafür gesorgt haben, dass du aufwachst.«

GESCHENKE NUMMER 6 BIS 9

Eine Feder, zwei Zeitungen. Ein Bonbonpapier. Eine Wolke.

Die Feder war wunderschön und hing

gefangen am Türpfosten der Kirche in der Münchener Straße, im Scharnier. Geknickt ragte sie daraus hervor, und Liesel eilte hinzu, um sie zu retten. Auf der linken Seite lagen die Fasern flach am Schaft an, aber die rechte Seite bestand aus zarten Kanten und zerklüfteten Dreiecken. Es gab keine anderen Worte, um sie zu beschreiben.

Die Zeitungen kamen aus den eisigen Tiefen eines Abfalleimers (darauf muss ich wohl nicht eingehen), und das Bonbonpapier war platt gedrückt und verblichen. Sie fand es in der Nähe der Schule und hob es ins Licht. Etliche Schuhabdrücke hatten sich darauf

niedergelassen.

Dann die Wolke.

Wie schenkt man jemandem ein Stück Himmel?

Ende Februar stand sie in der Münchener Straße und betrachtete eine einzige riesige Wolke, die wie ein weißes Ungeheuer über die Hügel gezogen kam. Sie stieg die Berge empor. Die Sonne wurde ausgelöscht, und an ihrer Stelle blickte ein weißes Biest mit einem grauen Herzen auf die Stadt nieder.

»Schau dir das mal an«, sagte sie zu Papa.

Er hob den Kopf und sprach das Offensichtliche aus: »Du solltest sie Max schenken, Liesel. Vielleicht kannst du sie auf den Nachttisch legen, wie all die anderen Sachen.«

Liesel schaute ihn an, als ob er den Verstand verloren hätte. »Wie soll das gehen?«

Er klopfte sanft mit seinen Fingerknöcheln gegen ihren Schädel. »Präge sie dir ein. Und dann schreibe sie auf.«

»Sie war wie ein großes weißes Tier«, sagte sie bei ihrer nächsten Wache neben seinem Bett, »und sie kam über die Berge.«

Als der Satz etliche Veränderungen und Ergänzungen erfahren hatte, hatte Liesel das Gefühl, es vollbracht zu haben. Sie stellte sich vor, wie die Wolke von ihrer Hand in seine glitt, durch die Decken hindurch, und sie schrieb es auf ein Stück Papier, auf das sie den runden, flachen Stein legte.

GESCHENKE NUMMER 10 BIS 13

Ein Zinnsoldat. Ein wundersames

Blatt. Ein ausgelesener *Pfeifer*. Eine Scheibe Kummer.

Der Soldat lag im Dreck vergraben, nicht weit von Tommi Müllers Haus entfernt. Er war zerkratzt und zertreten, was ihn für Liesel noch wertvoller machte. Selbst mit seinen Wunden und Blessuren stand er immer noch aufrecht.

Das Blatt stammte von einem Ahorn, und sie fand es in der Besenkammer der Schule, zwischen Eimern und Staubwedeln. Die Tür hatte einen Spalt offen gestanden. Das Blatt war trocken und hart, wie geröstetes Brot, und auf seiner Haut wölbten sich Hügel und

Täler. Irgendwie hatte es sich erst in den Flur und später in die Besenkammer verirrt. Wie ein halber Stern mit einem Stiel. Liesel nahm es und drehte es zwischen ihren Fingern hin und her.

Anders als die anderen Gegenstände legte sie das Blatt nicht auf den Nachttisch. Sie befestigte es mit einer Stecknadel an den geschlossenen Vorhängen, kurz bevor sie die letzten vierunddreißig Seiten des ***Pfeifers*** las.

An diesem Tag aß sie kein Abendessen und ging nicht auf die Toilette. Sie trank keinen Tropfen. In der Schule schwor sie sich, dass sie heute das Buch zu Ende

lesen und dass Max Vandenburg zuhören würde. Er würde aufwachen.

Papa saß auf dem Boden in der Ecke, ohne Beschäftigung, wie immer. Glücklicherweise würde er sich schon bald mit seinem Akkordeon auf den Weg zum »Knoller« machen. Sein Kinn ruhte auf den Knien, und er lauschte dem Mädchen, dem er mühsam das Alphabet beigebracht hatte. Stolz las sie Max Vandenburg die letzten, beängstigenden Worte des Buches vor.

DAS ENDE VOM PFEIFER

An diesem Morgen vernebelte die

Wiener Luft die Fenster des Zuges,
und während die Menschen ahnungslos
zur Arbeit fuhren, pfiff ein Mörder
fröhlich seine Weise.

Er kaufte sich eine Fahrkarte. Er
tauschte Höflichkeiten mit dem
Schaffner und Mitreisenden aus. Er
bot sogar einer älteren Dame seinen
Sitzplatz an und unterhielt sich
angeregt mit einem Glücksspieler, der
von amerikanischen Pferden erzählte.
Der Pfeifer liebte die Unterhaltung.

Er redete mit den Menschen und
narrte sie, indem er sie dazu brachte,
ihn zu mögen, ihm zu vertrauen. Er

redete mit ihnen, während er sie tötete, sie folterte und das Messer umdrehte. Nur wenn er niemanden zum Reden hatte, pfiff er, was auch der Grund war, warum er es so häufig nach einem Mord tat.

»Also glauben Sie, dass Nummer sieben die Rennbahn liegen wird, ja?«

»Natürlich.« Der Glücksspieler grinste. Schon war das Vertrauen erschaffen. »Er wird von hinten kommen und den anderen das Fell über die Ohren ziehen!« Er musste schreien, um den Lärm des Zuges zu übertönen. »Wenn Sie meinen.« Der

Pfeifer grinste ebenfalls. Dann dachte er ausgiebig darüber nach, wann man wohl die Leiche des Inspektors in dem brandneuen BMW finden würde.

»Jesus, Maria und Josef.« Hans konnte sich einen ungläubigen Ton nicht verkneifen. »Eine Nonne hat dir das geschenkt?« Er stand auf, ging zu ihr und küsste sie auf die Stirn. »Mach's gut, Liesel, der >Knoller< wartet.«

»Mach's gut, Papa.«

»Liesel!« Sie achtete nicht darauf. »Komm, und iss etwas!«

Jetzt antwortete sie. »Ich komme, Mama.« Sie sprach die Worte zu Max. Sie kam näher und legte das fertig gelesene Buch auf den Nachttisch, zu allen anderen Dingen. Über ihn gebeugt, konnte sie nicht anders. »Komm schon, Max«, flüsterte sie. Selbst als sie merkte, dass Mama hinter sie trat, hörte sie nicht auf, lautlos zu weinen. Sie hörte nicht auf. Sie ließ einen Klumpen Salzwasser aus ihrem Auge fallen und fütterte damit Max Vandenburgs Gesicht.

Mama nahm sie.

Ihre Arme verschluckten sie.

»Ich weiß«, sagte sie.

Sie wusste es.

FRISCHE LUFT, EIN ALTER ALBTRAUM UND DIE FRAGE, WAS MAN MIT EINER JÜDISCHEN LEICHE ANSTELLEN SOLL

Sie saßen an der Amper, und Liesel hatte Rudi gerade erklärt, dass sie gerne ein weiteres Buch aus der Bibliothek des Bürgermeisters stehlen würde. Nach dem *Pfeifer* hatte sie, an Max' Seite

sitzend, mehrmals den ***Überstehmann*** gelesen. Das dauerte jeweils nur wenige Minuten. Sie versuchte es auch mit dem ***Schulterzucken*** und sogar mit dem ***Handbuch für Totengräber,*** aber nichts davon schien geeignet zu sein. Ich brauche etwas Neues, dachte sie.

»Hast du denn das letzte Buch überhaupt gelesen?«

»Natürlich habe ich das.«

Rudi warf einen Stein ins Wasser. »War es gut?«

»Natürlich war es das.«

»Natürlich habe ich das, natürlich war es das«, äffte er sie nach. Er versuchte, einen neuen Stein aus dem Boden zu graben, schnitt sich dabei aber in den Finger.

»Das wird dir hoffentlich eine Lehre sein.«

»Saumensch.«

Wenn das letzte Wort, das jemand zu erwidern hat, »Saumensch« oder »Saukerl« ist, weiß man, dass man gewonnen hat.

Die Bedingungen für einen Diebeszug

waren perfekt. Es war ein trüber Nachmittag Anfang März und nur ein paar Grad über dem Gefrierpunkt - irgendwie unangenehmer als zehn Grad minus. Nur wenige Leute waren unterwegs. Regen wie Bleistiftspäne.

»Machen wir's?«

»Wir nehmen die Räder«, sagte Rudi. »Du kannst eins von uns haben.«

Rudi bestand darauf, dass diesmal er es war, der einstieg. »Heute bin ich dran«, sagte er, während seine Finger am Lenker festfroren.

Liesel dachte schnell nach. »Vielleicht
besser nicht, Rudi. Da steht überall Zeug
herum. Und es ist dunkel. Ein Depp wie
du fällt bestimmt über irgendwas oder
wirft etwas um.«

»Herzlichen Dank.« Rudi ließ sich nicht
beirren.

»Und dann musst du springen. Es ist
tiefer, als man denkt.«

»Glaubst du vielleicht, ich könnte das
nicht?«

Liesel stellte sich in den Pedalen auf.
»Nein, ganz und gar nicht.«

Sie überquerten die Brücke und schlängelten sich den Hügel zur Großen Straße hinauf. Das Fenster stand offen.

Wie beim letzten Mal nahmen sie das Haus genau unter die Lupe. Sie konnten ein wenig ins Innere sehen, dort wo im Erdgeschoss ein Licht brannte, wahrscheinlich in der Küche. Ein Schatten bewegte sich hin und her.

»Wir fahren ein paar Mal um den Block«, sagte Rudi. »Wie gut, dass wir die Fahrräder mitgenommen haben.«

»Pass bloß auf, dass du daran denkst, deins wieder mit heimzunehmen.«

»Sehr witzig, Saumensch. Immerhin ist es ein bisschen größer als deine verdreckten Schuhe.«

Sie fuhren etwa eine Viertelstunde lang hin und her. Immer noch befand sich die Frau des Bürgermeisters im Erdgeschoss, ein bisschen zu nah an der Bibliothek, als dass sie es gewagt hätten einzusteigen. Es war beinahe unverschämt, mit welcher Ausdauer sie sich in der Küche aufhielt. Rudi betrachtete die Küche als eigentliches Ziel. Er wäre hineingegangen, hätte so viele Lebensmittel eingepackt, wie er tragen konnte, und dann - und nur dann - hätte er sich, wenn er noch Zeit gehabt

hätte, auf dem Weg nach draußen irgendein Buch in den Hosenbund gestopft.

Aber Rudis Schwäche war seine Ungeduld. »Es wird spät«, sagte er und wollte wegfahren. »Kommst du?«

Liesel kam nicht.

Es gab nichts, worüber sie nachdenken musste. Sie hatte sich mit diesem rostigen Fahrrad der ganzen Hügel hinaufgeschleppt, und sie würde nicht ohne ein Buch gehen. Sie legte den Lenker in den Rinnstein, schaute sich nach den Nachbarhäusern um und ging

dann zum Fenster. Sie ging zügig, aber ohne Eile. Sie zog die Schuhe aus, wobei sie mit der Fußspitze den jeweils anderen Absatz nach unten trat.

Ihre Finger umschlossen das Holz, und sie schob sich ins Haus.

Diesmal fühlte sie sich ruhiger, wenn auch nur ein wenig. In nur wenigen kostbaren Momenten huschte sie durch das Zimmer und hielt nach einem Titel Ausschau, der sie fesselte. Drei oder vier Mal hätte sie beinahe zugegriffen. Sie überlegte sogar, ob sie mehr als ein Buch mitnehmen sollte, aber sie wollte ihr System nicht durchbrechen. Im

Augenblick war nur ein Buch nötig. Sie betrachtete die Regale und wartete.

Mehr Dunkelheit kam durch das Fenster hinter ihr geklettert. Der Geruch nach Staub und Diebstahl hing im Hintergrund, und dann sah sie es.

Das Buch war rot und hatte auf dem Rücken eine schwarze Schrift. ***Der Traumträger.*** Sie dachte an Max Vandenburg und an seine Träume. Von Schuld. Überleben. Verlassen. Kämpfen. Sie dachte auch an ihre eigenen Träume - von ihrem Bruder, tot im Zug -, und sie dachte an sein Auftauchen auf den Stufen dieses Hauses. Die Bücherdiebin sah

sein blutiges Knie. Er war gefallen, weil sie ihn gestoßen hatte.

Sie zog das Buch aus dem Regal, steckte es sich unter den Arm, kletterte auf den Fenstersims und sprang hinunter, alles mit einer einzigen, fließenden Bewegung.

Rudi hatte ihre Schuhe. Er hielt ihr Fahrrad bereit. Sie zog die Schuhe an, und sie fuhren los.

»Jesus, Maria und Josef, Meminger.« Er hatte sie noch nie Meminger genannt. »Du hast einen Knall. Weißt du das?«

Liesel nickte, während sie wie wahnsinnig in die Pedale trat. »Ich weiß.«

Auf der Brücke fasste Rudi die Ereignisse des Nachmittags in wenigen Worten zusammen. »Diese Leute sind entweder völlig verrückt«, sagte er, »oder sie können nicht genug Frischluft kriegen.«

EINE ALTERNATIVE

Oder vielleicht gab es da eine Frau in der Großen Straße, die das Fenster der Bibliothek aus einem anderen Grund offen ließ. Aber das ist nur

meine persönliche zynische - oder hoffnungsvolle - Meinung. Oder beides.

Liesel kam heim, legte den ***Traumträger*** neben ihre Jacke und fing sofort an zu lesen. Sie setzte sich auf den Holzstuhl neben ihrem Bett, öffnete das Buch und flüsterte: »Es ist ein neues Buch,

Max. Nur für dich.« Sie fing an: »Kapitel 1. Es war nur recht, dass die ganze Stadt schlief, als der Traumträger geboren wurde ...«

Jeden Tag las Liesel zwei Kapitel aus dem Buch vor. Am Morgen, bevor sie

zur Schule ging, und sobald sie wieder nach Hause kam. Manchmal konnte sie nachts nicht schlafen und las noch die Hälfte eines dritten Kapitels. Manchmal schlief sie dabei ein, sackte nach vorn auf die Bettkante.

Sie hatte eine Mission.

Sie schenkte Max das Buch, als ob allein die Worte ihn ernähren könnten. An einem Dienstag glaubte sie, eine Bewegung wahrzunehmen. Sie hätte schwören können, dass sich seine Augen geöffnet hätten. Wenn es so war, war es eine Sache von Sekunden. Aber die Wahrscheinlichkeit war groß, dass es

sich nur um Wunschdenken und Einbildung handelte.

Mitte März zeigten sich erste Risse.

Rosa Hubermann, die Frau, die eine Krise meistern konnte, war eines Nachmittags in der Küche einem Zusammenbruch nahe. Sie hob ihre Stimme und senkte sie dann schnell wieder. Liesel hörte auf zu lesen und schlich sich leise in den Flur. Obwohl sie ganz nah vor der Küche stand, konnte sie die Worte ihrer Mama kaum verstehen. Dann wünschte sie sich, sie hätte sie tatsächlich nicht verstanden, denn was sie hörte, war schrecklich. Es

war die Wirklichkeit.

DER INHALT VON MAMA STIMME

»Was, wenn er nicht mehr aufwacht? Was, wenn er hier stirbt, Hansi? Sag's mir. Was in Gottes Namen sollen wir mit der Leiche machen? Wir können ihn nicht hierlassen. Der Gestank bringt uns um. Und wir können ihn nicht hinaustragen und durch die Straße schleppen. Wir können nicht einfach sagen: Ihr werdet nie erraten, was wir heute Morgen in unserem Keller gefunden haben. Die holen uns weg.«

Sie hatte völlig recht.

Eine jüdische Leiche war ein großes Problem. Die Hubermanns mussten Max wiederbeleben, nicht nur um seinetwillen, sondern auch um ihretwillen. Selbst Papa, der stets ruhig blieb, fühlte die Anspannung.

»Hör zu.« Seine Stimme war leise, aber schwer. »Wenn es passiert - wenn er stirbt -, dann müssen wir einfach einen Weg finden.« Liesel glaubte, ihn schlucken zu hören. Ein Würgen, als hätte er einen Schlag gegen die Luftröhre bekommen. »Mein Karren. Ein paar Lumpen ...«

Liesel kam in die Küche.

»Nicht jetzt, Liesel.« Es war Papa, der das sagte, wobei er sie nicht anschaute. Er betrachtete sein verformtes Gesicht in der Rückseite eines Löffels. Seine Ellbogen bohrten sich in die Tischplatte.

Die Bücherdiebin trat nicht den Rückzug an. Sie machte ein paar Schritte nach vorn und setzte sich hin. Ihre kalten Hände tasteten nach ihren Ärmeln, und sie ließ einen Satz aus ihrem Mund fallen. »Noch ist er nicht tot.« Die Worte landeten auf dem Tisch und schoben sich in die Mitte. Alle drei schauten sie an. Leise Hoffnung, die nicht höher zu

steigen wagte. Noch ist er nicht tot. Noch ist er nicht tot.

Rosa sprach als Nächste.

»Wer hat Hunger?«

Die einzige Zeit, in der Max' Krankheit nicht schmerzte, war während des Essens. Diese Tatsache ließ sich nicht leugnen, am allerwenigsten, wenn die drei am Küchentisch saßen, mit einer Extraportion Brot, Suppe oder Kartoffeln. Sie alle dachten es, aber keiner sprach es aus.

In der Nacht, nur wenige Stunden später,

wachte Liesel auf und wunderte sich, wieso ihr Herz im Himmel hing. (Dieser Ausdruck hatte sie aus dem ***Traumträger*** gelernt, der das vollkommene Gegenteil des ***Pfeifers*** war - es ging um einen verlassenen Jungen, der Priester werden wollte.) Liesel setzte sich auf und saugte tief die Nachtluft ein.

»Liesel?« Papa drehte sich um. »Was ist los?«

»Nichts, Papa. Alles in Ordnung.« Doch in dem Moment, in dem sie den Satz aussprach, sah sie vor sich, was in ihrem Traum geschehen war.

EIN KLEINES BILD

Das meiste ist so wie immer. Der Zug fahrt mit derselben Geschwindigkeit. Ihr Bruder hustet ausgiebig. Diesmal allerdings kann Liesel sein zu Boden gerichtetes Gesicht nicht sehen. Langsam beugt sie sich vor. Ihre Hände heben sanft sein Kinn, und da, vor ihr, ist das großäugige Gesicht von Max Vandenburg. Er starrt sie an. Eine Feder fällt zu Boden. Der Körper ist jetzt größer, passend zum Umfang des Gesichts. Der Zug kreischt.

»Liesel?«

»Ich sagte, alles in Ordnung.«

Zitternd kletterte sie von der Matratze. Benommen vor Angst, ging sie durch den Flur zu Max. Nach ein paar Minuten an seiner Seite, als sich alles wieder etwas beruhigt hatte, versuchte sie, den Traum zu deuten. War es eine Vorahnung von Max' Tod? Oder war es nur die Folge des Gesprächs in der Küche? Nahm Max jetzt die Stelle ihres Bruders ein? Und wenn es so war, wie konnte sie sich dann solcherart ihres eigenen Fleisches und Blutes entledigen? Vielleicht hegte sie tief in ihrem Innern den Wunsch, dass Max sterben möge. Immerhin war der Tod gut genug für ihren Bruder gewesen.

Warum also nicht auch für einen Juden?

»Denkst du das wirklich?«, wisperte sie über das Bett gebeugt. »Nein.« Sie konnte es nicht glauben. Ihre Antwort hielt stand, während die Taubheit der Nacht wich und die verschiedenen Formen - groß und klein - auf dem Nachttisch sichtbar wurden. Die Geschenke.

»Wach auf«, sagte sie.

Max wachte nicht auf.

Es dauerte noch weitere acht Tage.

In der Schule knirschten Knöchel an der Tür.

»Herein«, sagte Frau Olendrich.

Die Tür öffnete sich, und ein ganzes Klassenzimmer voller Kinder schaute voller Überraschung auf Rosa Hubermann, die im Türrahmen stand. Einige keuchten bei dem Anblick auf - ein Kleiderschrank von einer Frau mit einem Hohnlächeln aus Lippenstift und ätzenden Augen. Sie. War eine Legende. Sie trug ihre besten Kleider, aber ihre Haare waren gelöst und völlig durcheinander. Und sie sahen tatsächlich aus wie ein Tuch aus elastischen grauen

Strähnen.

Die Lehrerin fürchtete sich ganz offensichtlich. »Frau Hubermann...« Ihre Bewegungen rutschten durcheinander. Suchend blickte sie in die Runde. »Liesel?«

Liesel schaute Rudi an, stand auf und ging, so schnell sie konnte, zur Tür, um der Peinlichkeil baldmöglichst ein Ende zu bereiten. Die Tür schloss sich hinter ihr, und jetzt war sie allein im Flur, mit Rosa.

Rosa schaute zur Seite.

»Was ist los, Mama?«

Rosa drehte sich um. »Tu bloß nicht so unschuldig, du Saumensch!« Liesel fühlte sich von der Geschwindigkeit der Worte wie aufgespießt. »Meine Bürste!« Ein Lachen tröpfelte unter der Tür hindurch, zog sich jedoch umgehend zurück.

»Mama?«

Ihr Gesicht war ernst und froh zugleich. »Was zum Teufel hast du mit meiner Bürste angestellt, Saumensch, dreckiges? Ich habe dir schon hundert Mal gesagt, dass du deine Finger davon

lassen sollst. Gehorchst du etwa? Nein, natürlich nicht!«

Die Tirade ging noch etwa eine Minute so weiter, während Liesel verzweifelt einen oder zwei Vorschläge einwarf, wo sich die gesuchte Bürste befinden konnte. Alles endete unvermittelt, als Rosa Liesel an sich zog, nur für ein paar Sekunden. Ihr Flüstern war kaum hörbar, obwohl sie so nah beieinander standen. »Du hast mir doch gesagt, ich soll dich anschreien. Du hast gesagt, dass dann keiner Verdacht schöpfen würde.« Sie schaute nach rechts und nach links. Ihre Stimme war so dünn wie Nadel und Faden. »Er ist aufgewacht, Liesel. Er ist

wach.« Aus ihrer Tasche zog sie den Zinnsoldaten mit der zerkratzten Haut. »Er sagte, ich soll dir das hier geben. Das Geschenk hat er am liebsten.« Sie gab es Liesel, hielt ihre Arme fest und lächelte. Ehe Liesel noch antworten konnte, hob Rosa wieder ihre Stimme. »Na? Antworte mir! Hast du noch eine Idee, wo du die Bürste liegen gelassen haben könntest?«

Er lebt, dachte Liesel. »Nein, Mama.. tut mir leid, Mama. Ich ...«

»Du bist aber auch zu gar nichts zu gebrauchen.« Sie ließ Liesel los, nickte und ging davon.

Ein paar Augenblicke blieb Liesel einfach stehen. Der Flur war riesig. Sie betrachtete den Zinnsoldaten in ihrer Handfläche. Instinktiv wollte sie sofort nach Hause rennen, aber die Vernunft gestattete es nicht. Stattdessen steckte sie den zerschundenen Soldaten in ihre Tasche und kehrte ins Klassenzimmer zurück.

Alle warteten.

»Dumme Kuh«, sagte sie leise.

Wieder lachten alle. Außer Frau Olendrich. »Was hast du gesagt?«

Liesel war so gut gelaunt, dass sie sich unangreifbar fühlte. »Ich sagte«, strahlte sie, »dumme Kuh.« Es dauerte keine halbe Sekunde, da klebte ihr die Hand der Lehrerin im Gesicht.

»Sprich gefälligst nicht so über deine Mutter«, sagte sie, aber ihre Handlung zeigte kaum Wirkung. Das Mädchen stand einfach nur da und versuchte, ein Grinsen zu unterdrücken. Heute hätte sie hundert Watschen ertragen.

»Jetzt setz dich wieder auf deinen Platz.«

»Ja, Frau Olendrich.«

Neben ihr wagte Rudi zu sprechen.

»Jesus, Maria und Josef«, flüsterte er.
»Ich kann ihre Hand auf deinem Gesicht
sehen. Eine große, rote Hand. Fünf
Finger.«

»Gut«, sagte Liesel, denn Max war am
Leben.

Als sie an diesem Nachmittag nach
Hause kam, saß er im Bett und hatte den
schlaffen Fußball auf dem Schoß liegen.
Sein Bart juckte, und seine schlammigen
Augen hatten Mühe, offen zu bleiben.
Neben den Geschenken stand eine leere
Suppentasse.

Sie sagten nicht Hallo.

Sie fühlten sich durch eine unsichtbare Grenze getrennt.

Die Tür hatte geknarrt, als das Mädcher hereingekommen war und sich vor ihn hingestellt hatte. Nun schaute sie auf die Tasse. »Hat Mama dir die Suppe eingeflößt?«

Er nickte, zufrieden, müde. »Aber sie war sehr gut.«

»Mamas Suppe? Wirklich?«

Es war kein Lächeln, das er ihr schenkte.

»Danke für die Geschenke.« Vielmehr
ein schmaler Spalt in seinem Mund.
»Danke für die Wolke. Dein Papa hat
mir die Sache näher erklärt.«

Nach einer Stunde versuchte es Liesel
mit der Wahrheit. »Wir wussten nicht,
was wir hätten machen sollen, wenn du
gestorben wärst, Max. Wir...«

Es dauerte nicht lange. »Du meinst, wie
ihr mich losgeworden wärt?«

»Es tut mir leid.«

»Nein.« Er fühlte sich nicht beleidigt.
»Ihr habt ja recht.« Mit schwachen

Fingern spielte er mit dem Ball. »Ihr hattet recht, so zu denken. In eurer Situation ist ein toter Jude genauso gefährlich wie ein lebendiger, wenn nicht noch schlimmer.«

»Ich habe auch geträumt.« In allen Einzelheiten erzählte sie ihren Traum, wobei sie den Zinnsoldaten fest umklammert hielt. Sie wollte sich schon wieder entschuldigen, als Max sie unterbrach.

»Liesel.« Er bat sie, ihn anzuschauen. »Du darfst dich nie bei mir entschuldigen. Ich bin derjenige, der sich entschuldigen müsste.« Er zeigte auf die

Dinge, die sie ihm gebracht hatte. »Schau dir das an. Diese Geschenke.« Er nahm den Knopf in die Hand. »Und Rosa sagt, du hast mir zwei Mal am Tag vorgelesen, manchmal sogar drei Mal.« Jetzt schaute er die Vorhänge an, als ob er durch sie hindurch nach draußen sehen könnte. Er setzte sich ein bisschen aufrechter hin und verstummte ein Dutzend lautloser Sätze lang. Beklommenheit schlich sich in sein Gesicht, und er legte ein Geständnis ab. »Liesel?« Er rückte leicht nach rechts. »Ich habe Angst«, sagte er. »Ich habe Angst, wieder einzuschlafen.«

Liesel fasste einen Entschluss. »Dann

lese ich dir vor. Und ich gebe dir eine Ohrfeige, wenn du anfängst einzudösen. Ich klappe das Buch zu und schüttele dich, bis du wieder wach bist.«

An diesem Nachmittag und bis in die Nacht hinein las Liesel Max Vandenburg vor. Er saß im Bett und absorbierte die Worte, diesmal im Wachzustand, bis kurz nach zehn Uhr. Als Liesel mit dem ***Traumträger*** eine kurze Pause machte, schaute sie über den Buchrand und sah, dass Max eingeschlafen war. Ängstlich stupste sie ihn an. Er wachte auf.

Noch drei Mal schlief er ein. Zwei Mal weckte sie ihn.

In den nächsten vier Tagen wachte er jeden Morgen in Liesels Bett auf, dann neben dem Kamin und schließlich, Mitte April, im Keller. Seine Gesundheit hatte sich verbessert, der Bart war weg, und er hatte wieder etwas mehr Fleisch auf den Rippen.

In der Himmelstraße 33 herrschte große Erleichterung. Draußen begann die Situation unsicher zu werden. Ende März wurde Lübeck von einem Bombenhagel getroffen. Als Nächste; war Köln an der Reihe und schon bald viele andere deutsche Städte, auch München.

Ja, mein Vorgesetzter schaute mir über

die Schulter.

Erledige dies, erledige das.

Die Bomben kamen - und ich mit ihnen.

DAS TAGEBUCH DES TODES: KÖLN

Die gefallenen Stunden des 30. Mai.

Ich bin sicher, dass Liesel Meminger tief und fest schlief, als mehr als tausend Bomber auf Köln zuflogen. Für mich waren etwa fünfhundert Menschen das Ergebnis. Fünfzigtausend weitere taumelten obdachlos durch die

geisterhaften Schutthaufen, versuchten herauszufinden, wo welche Straße gewesen war und wem welche zersplitterte Häuserruine gehört hatte.

Fünfhundert Seelen.

Ich trug sie wie Koffer, warf sie mir über die Schulter. Lediglich die Kinder nahm ich in die Arme.

Als ich schließlich fertig war, färbte sich der Himmel gelb, wie brennende Zeitungen. Wenn ich genau hinsah, konnte ich Worte erkennen, Überschriften, Kommentare über den Fortgang des Krieges. Wie gerne hätte

ich das alles niedergerissen, hätte den zeitungsgelben Himmel zusammengeknüllt und weggeworfen. Meine Arme schmerzten, und ich konnte es mir nicht leisten, mir die Finger zu verbrennen. Ich hatte noch so viel zu tun.

Wie man erwarten konnte, starben etliche Menschen sofort. Bei anderen dauerte es länger. Es gab viele Orte, die ich aufsuchen musste, viele Himmel, die ich betrachtete, viele Seelen, die ich einsammelte, und als ich später nach Köln zurückkehrte, nicht lange nachdem die letzten Bomber davongeflogen waren, sah ich etwas Außergewöhnliches.

Ich trug die verkohlte Seele einer jungen Frau, als ich mit ernstem Blick in einen jetzt sulfurfarbenen Himmel hinaufschaute. Eine Gruppe von etwa zehnjährigen Mädchen hielt sich in der Nähe auf. Eines davon rief etwas.

»Was ist das?«

Ein Arm streckte sich aus, und ein Finger deutete auf den schwarzen Gegenstand, der langsam aus dem Himmel fiel. Er sah aus wie eine schwarze Feder, beschwingt, schwebend. Oder ein Stück Asche. Dann wurde er größer. Dasselbe Mädchen - ein Rotschopf mit Sommersprossen -

fragte noch einmal, diesmal drängender: »Was ***ist*** das?«

»Eine Leiche«, meinte ein anderes Mädchen. Schwarze Haare, Rattenschwänze und Hohlkreuz.

»Noch eine Bombe!«

Für eine Bombe war es zu langsam.

Mit dem jugendlichen Geist, der immer noch schwach in meinen Armen glomm, ging ich gemeinsam mit den anderen ein paar hundert Meter weiter. Wie die Mädchen hielt ich den Blick unverwandt in den Himmel gerichtet. Das Letzte,

was ich wollte, war, in das gestrandete Gesicht meiner Last zu schauen. Eine hübsche Frau. Ihr ganzer Tod lag nun vor ihr.

Wie die anderen schreckte auch ich zurück, als eine Stimme nach vorn stürmte. Es war ein verärgerter Vater, der seine Kinder zu sich rief. Der Rotschopf drehte sich um. Ihre Sommersprossen verlängerten sich zu Kommas. »Papa, schau doch mal!«

Der Mann machte ein paar kleine Schritte und fand schnell die Lösung des Rätsels. »Es ist der Treibstoff«, sagte er.

»Was meinst du damit?«

»Der Treibstoff«, wiederholte er. »Der Tank.« Er war ein kahlköpfiger Mann in einem aus dem Schlaf geschreckten Pyjama. »Sie haben den leeren Tank abgeworfen. Schau, da ist noch einer.«

»Und da!«

Wie Kinder so sind, suchten sie jetzt alle eifrig den Himmel ab und schauten, ob sie einen weiteren Treibstofftank zu Boden schweben sehen konnten.

Der erste landete mit einem hohlen Aufprall.

»Können wir ihn behalten, Papa?«

»Nein.« Er war ausgebombt und geschockt, dieser Papa, und nicht in der Stimmung für fröhliche Spielchen. »Wir können ihn nicht behalten.«

»Warum nicht?«

»Ich gehe und frage meinen Papa, ob ***ich*** ihn behalten kann«, sagte ein anderes Mädchen. »Ich auch.«

In den Trümmern von Köln sammelte eine Horde Kinder leere Treibstofftanks auf, die der Feind abgeworfen hatte. Ich sammelte wie so oft Seelen ein. Ich war

müde. Und das Jahr war noch nicht einmal zur Hälfte vorbei.

DER BESUCHER

In der Himmelstraße war ein neuer Fußball gefunden worden. Das war die gute Neuigkeit. Beunruhigender war, dass eine Einheit der NSDAP auf sie zukam.

Die Männer waren durch alle Straßen Molchings gelaufen, an allen Häusern vorbei, und jetzt standen sie vor Frau Lindners Eckladen und rauchten eine Zigarette, bevor sie mit ihrer Arbeit fortfuhren.

Es gab bereits vereinzelte Luftschutzräume in Molching, aber kurz nach der Bombardierung von Köln hatte man überlegt, dass ein paar mehr nicht schaden konnten. Die NSDAP besuchte jedes einzelne Haus, um nachzuschauen, ob der Keller geeignet war.

Aus der Ferne schauten die Kinder zu.

Sie sahen Rauch aus der Meute aufsteigen.

Liesel war gerade erst herausgekommen und ging nun zu Rudi und Tommi. Harald Mollenhauer tänzelte mit dem Ball.

»Was ist hier los?«

Rudi steckte die Hände in die Taschen. »Die Partei.« Er schaute zu, wie sein Freund mitsamt dem Ball in der Hecke von Frau Holzinger verschwand. »Sie überprüfen alle Häuser.«

Trockenheit breitete sich in Liesels Mund aus. »Warum?«

»Hast du denn von nichts eine Ahnung? Sag's ihr, Tommi.«

Tommi war perplex. »Na, ich weiß es doch auch nicht.«

»Ihr seid mir ja zwei Versager! Sie brauchen mehr Luftschutzräume.«

»Was - Keller?«

»Nein, Dachböden. Natürlich Keller Herrgott, Liesel, du bist ja wirklich schwer von Begriff.«

Der Ball war wieder da.

»Rudi!«

Er nahm ihn an und dribbelte, während Liesel stehen blieb. Wie konnte sie wieder ins Haus kommen, ohne sich verdächtig zu machen? Der Rauch vor

Frau Lindners Laden löste sich auf und die kleine Gruppe von Männern ebenso. Panik griff in vertrauter Weise um sich. Kehle und Mund. Luft wurde zu Sand Denk nach, dachte sie. Mach schon, Liesel, denk nach, denk nach.

Rudi schoss ein Tor.

Stimmen aus weiter Ferne jubelten.

Denk nach, Liesel.

Dann hatte sie es.

Das ist es, dachte sie. Aber es muss echt aussehen.

Die Nazis näherten sich und malten an einige Türen die Buchstaben

LSR Luftschutzraum

Der Junge drehte sich mit dem Ball herum, gerade als Liesel ihn erreichte, und sie stießen mit solcher Wucht zusammen, dass das Spiel unterbrochen wurde. Der Ball rollte davon, und Spieler liefen herbei. Liesel hielt sich mit einer Hand ihr aufgeschürftes Knie und mit der anderen ihren Kopf. Klaus Behrig hielt sich lediglich das rechte Schienbein und schnitt eine Grimasse. Er fluchte. »Wo ist sie?«, stieß er hervor. »Ich bring sie um.«

Aber dazu kam es nicht.

Es kam schlimmer.

Ein freundliches Parteimitglied hatte den Vorfall mit angesehen und kam pflichteifrig herbeigetrabt. »Was ist hier passiert?«, fragte er.

»Das ist eine Irre!«, erklärte Klaus und deutete auf Liesel, woraufhin der Mann ihr aufhalf. Sein Tabakatem bildete einen geräucherten Hügel vor ihrem Gesicht.

»Ich glaube nicht, dass du in diesem Zustand weiterspielen kannst,

Mädchen«, sagte er. »Wo wohnst du?«

»Mir geht's gut!«, antwortete sie. »Wirklich, ich schaffe das schon allein.« Lass mich in Ruhe, lass mich bloß in Ruhe!

In diesem Moment trat Rudi vor, der ewige Vortreter. »Ich bring dich nach Hause«, sagte er. Warum konnte er sich nicht wenigstens dieses eine Mal um seine eigenen Angelegenheiten kümmern?

»Wirklich«, sagte Liesel, »spiel ruhig weiter, Rudi. Ich schaffe das schon.«

»Nein, nein.« Er ließ sich nicht beirren. Diese Sturheit! »Es dauert doch nur zwei, drei Minuten.«

Wieder musste sie nachdenken, und wieder konnte sie es. Als Rudi sie stützen wollte, ließ sie sich erneut zu Boden fallen, diesmal auf den Rücken. »Mein Papa«, krächzte sie. Der Himmel so sah sie, war gänzlich blau. Nicht einmal der Hauch einer Wolke. »Holst du bitte meinen Papa, Rudi?«

»Bleib hier.« Seine Stimme erklang rechts von ihr. »Tommi, pass auf sie auf, ja? Sorg dafür, dass sie sich nicht bewegt.«

Tommi stand stramm. »Klar, Rudi.« Er stand über ihr, zuckend und verzweifelt bemüht, nichl zu lächeln. Liesel behielt den Nazi im Auge.

Eine Minute später stand Hans Hubermann über ihr. Er war die Ruhe selbst.

»Papa.«

Ein trauriges Lächeln bemächtigte sich seiner Lippen. »Na, das musste ja eines Tages passieren.«

Er hob sie auf und brachte sie nach Hause. Das Spiel ging weiter, und der

Nazi hatte schon die Tür einige wenige Häuser weiter erreicht. Niemand öffnete. Rudi rief ihnen nach.

»Brauchen Sie Hilfe, Herr Hubermann?«

»Nein, nein, spielen Sie nur weiter, Herr Steiner.« Herr Steiner. Man musste Liesels Papa einfach lieben.

Sie waren kaum im Haus, da informierte ihn Liesel über die Gefahr. Sie versuchte, den Mittelweg zwischen Schweigen und Verzweiflung zu finden. »Papa.«

»Nicht sprechen.«

»Die Partei«, flüsterte sie. Papa blieb stehen. Er unterdrückte das Verlangen, die Tür zu öffnen und auf die Straße zu schauen. »Sie schauen sich die Keller an, wegen der Luftschutzräume.«

Er setzte sie ab. »Kluges Mädchen«, sagte er und rief dann nach Rosa.

Ihnen blieb eine Minute, um einen Plan zu entwickeln. Eine Keilerei um Gedanken. »Wir bringen ihn einfach in Liesels Zimmer«, war Mamas Vorschlag. »Unters Bett.« »Und dann? Was, wenn sie auch unsere Zimmer durchsuchen?« »Hast du eine bessere Idee?«

Ich muss mich korrigieren: Ihnen blieb nicht einmal mehr eine Minute.

Ein siebenteiliges Klopfen wurde gegen die Tür der Himmelstraße 33 gehämmert. Es war zu spät, um irgendjemanden irgendwohin zu bringen.

Die Stimme.

»Aufmachen!«

Ihre Herzschläge kämpften gegen sich selbst, ein Durcheinander aus Rhythmen. Liesel versuchte, ihr Herz herunterzuschlucken. Es schmeckte nicht fröhlich.

Rosa flüsterte: »Jesus, Maria ...«

An diesem Tag war es Papa, der sich zu ungeahnter Größe aufschwang. Er eilte zur Kellertür und warf eine Warnung die Treppe hinunter. Als er wiederkam, sprach er schnell und ohne Stocken. »Hört zu. Wir haben keine Zeit für irgendwelche Tricks. Wir könnten ihn auf hundert verschiedene Arten ablenken, aber es gibt nur eine einzige Möglichkeit.« Er warf einen Blick auf die Tür und sagte: »Wir tun nichts.«

Das war nicht die Antwort, die Rosa hören wollte. Ihre Augen weiteten sich. »Nichts? Bist du verrückt?«

Das Klopfen ging weiter.

Papa blieb hart. »Nichts. Wir gehen nicht einmal mit nach unten - als ob es uns überhaupt nicht kümmert.«

Alles passierte in Zeitlupe.

Rosa nahm den Vorschlag an.

Verkrampft vor Angst, schüttelte sie den Kopf und ging, um die Tür zu öffnen. »Liesel.« Papas Stimme schnitt sie in Stücke. »Bleib einfach nur ruhig, verstehst du?« »Ja, Papa.«

Sie versuchte, sich auf ihr blutendes

Knie zu konzentrieren.

»Aha!«

Rosa fragte gerade nach dem Grund des Eindringens, als der freundliche Nazi Liesel bemerkte.

»Die irre Fußballspielerin!« Er grinste. »Wie geht's dem Knie?« Man stellt sich Nazis normalerweise nicht vergnügt vor, aber dieser war es. Er kam herein und tat so, als ob er sich niederkauern und die Wunde begutachten wollte.

Weiß er Bescheid?, fragte sich Liesel. Kann er riechen, dass wir einen Juden

verstecken?

Papa kam mit einem feuchten Tuch von der Spüle und hielt es auf Liesels Knie. »Brennt es sehr?« Seine silbrigen Augen waren fürsorglich und ruhig. Die Angst darin konnte leicht als Sorge um die Verletzung missverstanden werden.

Rosa rief quer durch die Küche: »Es kann gar nicht genug brennen. Vielleicht wird ihr das eine Lehre sein.«

Der Nazi stand auf und lachte. »Ich glaube nicht, dass dieses Mädchen da draußen irgendetwas lernt, Frau ...«

»Hubermann«, entgegnete das Pappegesicht.

»Frau Hubermann - ich glaube, dass sie es ist, die anderen eine Lehre erteilt.« Er reichte Liesel ein Lächeln. »Und zwar den Jungs da draußen. Habe ich recht junge Dame?«

Papa schob das Tuch über die Schürfwunde, und Liesel wimmerte, statt zu antworten. Es war Hans, der etwas sagte: »Entschuldige.« Leise, zu dem Mädchen.

Dann folgte die Ungemütlichkeit des Schweigens, und der Nazi erinnerte sich

an den Grund seines Kommens. »Wenn Sie nichts dagegen haben«, erklärte er, »dann würde ich mir gerne Ihren Keller ansehen, nur für ein, zwei Minuten, um zu überprüfen, ob er als Luftschutzraum geeignet ist.«

Papa tupfte Liesels Knie noch einmal ab. »Das ist ein ziemlicher Kratzer, Liesel.« Beiläufig wandte er sich an den Mann über ihm. »Aber sicher. Die erste Tür rechts. Bitte entschuldigen Sie die Unordnung.«

»Machen Sie sich keine Sorgen - schlimmer als das, was ich heute schon zu sehen bekommen habe, kann es kaum

sein. - Diese Tür?«

»Richtig.«

DIE LÄNGSTEN DREI MINUTE
DIE FAMILIE HUBERMANN J
ERLEBTE

Papa saß am Tisch. Rosa betete in der Ecke, stumm. Liesel kochte: ihr Knie, ihre Brust, die Muskeln in ihren Armen. Ich glaube nicht, dass einer von ihnen die Dreistigkeit besaß, darüber nachzudenken, was sie tun würden, wenn ihr Keller zu einem Luftschutzraum ernannt werden würde. Zunächst einmal mussten sie

die Prüfung überstehen.

Sie lauschten auf die Nazi-Schritte im Keller. Das Geräusch eines Maßbandes war zu hören, das an der Wand entlangschabte. Liesel konnte den Gedanken an Max nicht loswerden, wie er hinter den Stufen saß, um sein Skizzenbuch gerollt, das er eng an die Brust drückte.

Papa stand auf. Noch eine Idee.

Er ging in den Flur und rief: »Alles in Ordnung da unten?«

Die Antwort stieg die Stufen empor,

über Max Vandenburg hinweg. »Ich brauche noch etwa eine Minute.«

»Möchten Sie einen Kaffee trinken, oder vielleicht einen Tee?« »Nein danke.«

Als Papa wiederkam, befahl er Liesel, sich ein Buch zu holen, und Rosa, mit dem Kochen anzufangen. Er entschied, dass herumsitzen und besorgt aussehen das Letzte war, was sie tun sollten. »Na, macht schon«, sagte er laut, »beweg dich, Liesel. Es ist mir egal, ob dein Knie wehtut. Du musst dieses Buch zu Ende lesen, wie du gesagt hast.«

Liesel versuchte, nicht

zusammenzubrechen. »Ja, Papa.«

»Worauf wartest du dann noch?« Er musste sich anstrengen, ihr zuzuzwinkern, und sie merkte es.

Im Flur stieß sie fast mit dem Nazi zusammen.

»Hast du Ärger mit deinem Papa? Mach dir nichts draus. Ich bin genauso, wenn es um meine Kinder geht.«

Sie gingen ihrer Wege, und als Liesel ihr Zimmer erreicht hatte, schloss sie die Tür und fiel auf die Knie, trotz des stechenden Schmerzes. Sie hörte

zunächst das Urteil, dass der Keller zu niedrig sei, und dann die Verabschiedung, die teilweise auch ihr galt: »Auf Wiedersehen, du irre Fußballspielerin!«

Sie riss sich zusammen. »Auf Wiedersehen!«

Der Traumträgerköchelle in ihren Händen.

Papa behauptete später, dass Rosa neben dem Herd dahingeschmolzen sei, sobald der Nazi gegangen war. Sie sammelten Liesel ein und gingen gemeinsam in den Keller, wo sie die strategisch günstig

positionierten Lumpen und Farbeimer beiseiteräumten. Max Vandenburg saß unter den Stufen und hielt seine rostige Schere in der Hand wie ein Messer. Seine Achseln waren durchnässt, und die Worte platzten wie Wunden aus seinem Mund.

»Ich hätte sie nicht benutzt«, sagte er leise. »Ich ...« Er presste die rostige Schneide flach gegen die Stirn. »Es tut mir so leid, dass Sie das meinetwegen durchmachen müssen.«

Papa zündete sich eine Zigarette an. Rosa nahm die Schere.

»Sie sind am Leben«, sagte er.

DER SCHMUNZLER

Minuten später klopfte es erneut an die Haustür. »Herrgott, noch einer!« Unvermittelt kam die Angst zurück. Max wurde wieder versteckt.

Rosa stapfte die Kellertreppe hinauf, aber als sie die Tür öffnete, stand diesmal kein Nazi vor dem Haus. Es war niemand anderes als Rudi Steiner. Er stand da, mit gelben Haaren und besten Absichten. »Ich wollte nur fragen, wie es Liesel geht.«

Als sie die Stimme hörte, ging Liesel ebenfalls hinauf. »Das übernehme ich.«

»Ihr Liebster«, bemerkte Papa zu den Farbeimern. Er blies einen Mundvoll Rauch aus.

»Er ist nicht mein Liebster«, gab Liesel zurück, aber sie war nicht wütend. Es war unmöglich Wut zu empfinden, nachdem sie gerade so knapp einer Katastrophe entkommen waren. »Ich gehe nur hoch, weil Mama sonst gleich anfängt zu schreien.«

»Liesel!«

Sie war auf der fünften Stufe. »Siehst du?«

An der Tür trat Rudi von einem Fuß auf den anderen. »Ich wollte nur mal sehen ...« Er verstummte. »Was ist denn das für ein Geruch?« Er schnüffelte. »Hast du geraucht?«

»Oh. Ich habe nur neben Papa gesessen.«

»Hast du Zigaretten? Vielleicht können wir welche verkaufen.«

Liesel war für solcherlei nicht in Stimmung. Sie sprach so leise, dass Mama es nicht hören konnte. »Ich

bestehle meinen Papa nicht.«

»Aber andere Leute bestiehlst du.«

»Rede noch ein bisschen lauter, damit jeder es hört.«

Rudi schmunzelte. »Siehst du, wohin dich das Stehlen bringt? Man kriegt Angst.« »Als ob du noch nie was gestohlen hättest.«

»Aber du stinkst förmlich danach.« Rudi kam jetzt richtig in Fahrt. »Vielleicht ist das gar kein Zigarettenrauch.« Er beugte sich näher und lächelte. »Es ist der Verbrecher, den ich riechen kann. Du

solltest mal ein Bad nehmen.« Er rief über die Schulter hinweg zu Tommi Müller: »Tommi, komm mal her, riech mal!«

»Was hast du gesagt?« Typisch Tommi. »Ich kann dich nicht hören.«

Rudi schüttelte seinen Kopf und schaute Liesel an. »Zwecklos.«

»Verschwinde, Saukerl, du bist der Letzte, den ich jetzt gebrauchen kann.« Dann schloss sie die Tür.

Sehr zufrieden mit sich selbst strolchte Rudi zurück auf die Straße. Am

Briefkasten fiel ihm wieder ein, was er ursprünglich hier gewollt hatte. »He, Saumensch! Alles in Ordnung? Mit dem Knie, meine ich.«

Es war Juni. Es war Deutschland.

Die Dinge standen kurz vor dem Abgrund.

Liesel war sich dessen nicht bewusst. Alles, was für sie zählte, war die Tatsache, dass der Jude in ihrem Keller nicht entdeckt worden war. Ihren Pflegeeltern würde kein Leid geschehen, und sie selbst hatte viel dazu beigetragen, dies zu erreichen.

»Alles in Ordnung«, erwiderte sie, und sie meinte damit nicht irgendeine Schramme.

Ihr ging es gut.

DAS TAGEBUCH DES TODES: DIE PARISER JUDEN

Der Sommer kam.

Im Leben der Bücherdiebin lief alles glatt.

In meinem Leben hatte der Himmel die Farbe von Juden.

Ihre Körper gaben die Suche nach Spalten in der Tür auf. Ihre Seelen erhoben sich. Ihre Fingernägel hatten sich in das Holz gekrallt, waren manchmal in der Kraft der Verzweiflung wie hineingenagelt. Dann kamen ihre Seelen zu mir, in meine Arme, und gemeinsam kletterten wir aus den »Duschen« hinauf aufs Dach und höher, in den sicheren Atem der Ewigkeit. Sie fütterten mich unentwegt. Minute um Minute. Eine Dusche nach der anderen.

Ich werde nie diesen ersten Tag in Auschwitz vergessen, den ersten Tag in Mauthausen. Dort hob ich sie nach einer Weile auch vom Fuß einer hohen Klippe empor, wo ihr Versuch zu entkommen jämmerlich gescheitert war. Es waren zerschmetterte Körper und tote, liebliche Herzen. Aber das war immer noch besser als das Gas. Manche von ihnen fing ich noch im freien Fall auf. Gerettet, dachte ich dann und hielt ihre Seelen fest, während der Rest ihres Daseins - ihre körperliche Hülle - auf die Erde stürzte. Alle waren sie leicht, wie die Schalen einer hohlen Walnuss. Rauchige Himmel, fast überall. Ein Geruch wie von einem Ofen, aber so kalt, so kalt. Ich

zittere, wenn ich daran denke - wenn ich versuche, die Wirklichkeit ungedacht zu machen.

Ich blase mir warme Luft in die geballten Hände, um die Kälte zu vertreiben. Aber es ist so schwer, sie zu wärmen, wenn die Seelen noch vor Kälte beben. Gott.

Immer sage ich diesen Namen, wenn ich daran denke. Gott.

Zwei Mal spreche ich ihn aus.

Ich sage Seinen Namen in dem vergeblichen Versuch zu verstehen.

»Aber es ist nicht deine Aufgabe zu verstehen.« Ich bin es selbst, der mir antwortet. Gott sagt niemals etwas. Glaubt ihr vielleicht, ihr seid die Einzigen, die nie eine Antwort von ihm bekommen? »Deine Aufgabe ist es...« Und dann höre ich mir nicht mehr länger zu, denn ehrlich gesagt langweile ich mich selbst. Wenn ich anfange, so zu denken, bin ich schnell erschöpft, und den Luxus, Ermüdungserscheinungen nachzugeben, kann ich mir nicht leisten. Ich bin gezwungen weiterzumachen, denn obwohl es nicht auf jeden Menschen auf Erden zutrifft, so doch auf die allermeisten: Der Tod wartet auf niemanden. Und wenn er es doch tut, wartet er nicht lange.

Am 23. Juni 1942 saß eine Gruppe französischer Juden in einem deutschen Gefängnis auf polnischem Boden. Die erste Person, die ich mir nahm, befand sich nahe an der Tür. Die Gedanken rasten, dann schlenderten sie, dann taumelten sie, langsam, langsamer ...

Glaubt mir, wenn ich euch sage, dass ich an diesem Tag jede Seele aufhob, als wäre sie neugeboren. Ich küsste sogar ein paar erschöpfte, vergiftete Wangen. Ich lauschte ihren letzten, erstickten Schreien. Ihren verschwindenden Worten. Ich betrachtete ihre Visionen von Liebe und befreite sie von ihrer

Angst.

Ich nahm sie alle mit, und wenn es jemals eine Zeit gab, in der ich der Ablenkung bedurfte, so war es diese. In vollkommener Verlassenheit schaute ich in die Welt da oben. Ich sah den Himmel, der sich von Silber zu Grau wandelte und dann die Farbe des Regens annahm. Sogar die Wolken flohen von diesem Ort.

Manchmal stellte ich mir vor, wie es über diesen Wolken aussah. Ich wusste ohne Zweifel, dass die Sonne blond war und die endlose Atmosphäre ein einziges, riesiges blaues Auge.

TEIL 7

DUDEN BEDEUTUNG WÖRTERBUCH

Es wirken mit:

Champagner und Akkordeon - eine Trilogie - Sirenen - ein Himmelsdieb - lange Marsch nach Dachau - Frieden - ein Idiot und ein paar Mantelmänner

CHAMPAGNER UND AKKORDEON

Im Sommer 1942 bereitete sich

Molching auf das Unausweichliche vor. Es gab immer noch Menschen, die sich weigerten zu glauben, dass diese kleine Stadt am Rande von München als Ziel dienen könnte, aber die Mehrzahl der Bewohner hatte daran keinen Zweifel mehr. Die einzige Frage war: Wann? Luftschutzräume wurden deutlicher kenntlich gemacht, Fenster nachts verdunkelt, und jeder wusste, wo sich der nächste Keller befand.

Für Hans Hubermann bedeutete diese beunruhigende Entwicklung allerdings eine gewisse Erleichterung. In einer unglücklichen Zeit hatte irgendwie das Glück wieder zu ihm gefunden,

zumindest was seine Arbeit betraf. Leute, die Jalousien an den Fenstern hatten, kamen zu ihm, damit er sie schwarz anmale. Sein Problem war, dass schwarze Farbe normalerweise nur benutzt wurde, um andere Farben abzudunkeln, und schon bald war sie gänzlich ausverkauft. Aber er war ein guter Handwerker, und ein guter Handwerker hat immer einen Trick parat. Er nahm Kohlestaub und rührte ihn in die Farbe, und er machte den Leuten gute Preise. In vielen Häusern in allen Teilen von Molching verbarg er das Fensterlicht vor den Augen des Feindes.

Manchmal ging Liesel mit ihm.

Sie karrten die Farbtöpfe durch die Stadt, rochen in einigen Straßen den Hunger und schüttelten in anderen die Köpfe angesichts des Reichtums. Wenn sie auf dem Heimweg waren, kamen manchmal Frauen aus den Häusern gerannt, denen nichts als ihre Kinder geblieben war, und flehten ihn an, ihre Jalousien schwarz anzumalen.

»Frau Halla, tut mir leid, ich habe keine schwarze Farbe mehr«, sagte er dann, aber nach nur ein paar Schritten kehrte er um. Er war ein großer Mann, der auf einer langen Straße stand. »Morgen«, versprach er, »gleich als Erstes«, und als der nächste Morgen dämmerte, war

er da und strich die Jalousien umsonst an, für einen Keks oder eine Tasse Kaffee. Am Abend zuvor hatte er wieder eine Möglichkeit gefunden, blaue oder grüne oder gelbe Farbe in Schwarz zu verwandeln. Niemals wimmelte er die Menschen ab, indem er ihnen erklärte, dass sie ihre Fenster mit Decken verhängen sollten, denn er wusste, sie würden sie brauchen, wenn der Winter käme. Man behauptete sogar, dass er Jalousien für eine halbe Zigarette anmalte, die er sich, auf den Eingangsstufen sitzend, mit dem Hausbesitzer teilte. Gelächter und Rauch stiegen aus dem Gespräch auf, ehe er sich zum nächsten Haus aufmachte.

Ich erinnere mich ganz deutlich daran, was Liesel Meminger, als ihre Zeit zu schreiben gekommen war, über diesen Sommer zu sagen hatte. Viele Worte sind mit den Jahrzehnten verblasst. Das Papier, das in meiner Tasche steckt, hat unter der Reibung meiner Bewegungen gelitten, aber dennoch konnte ich einige ihrer Sätze nicht vergessen.

EINIGE SÄTZE, VON EINEM MÄDCHEN GESCHRIEBEN

Dieser Sommer war ein neuer Anfang, ein neues Ende. Wenn ich zurückschaue, muss ich an meine Hände denken, glitschig vor Farbe,

und an den Klang von Papas Schritten auf der Münchener Straße. Ich weiß, dass ein kleiner Teil

des Sommers 1942 nur einem einzigen Mann gehörte. Wer sonst würde für den Preis einer halben Zigarette einen Auftrag als Anstreicher annehmen? Das war Papa, das war typisch für ihn, und ich liebte ihn.

An den Tagen, an denen sie zusammen arbeiteten, erzählte er Liesel seine Geschichten. Über den Großen Krieg und wie seine miserable Handschrift ihm das Leben rettete und über den Tag, an dem er Mama kennenlernte. Er sagte,

dass sie einmal sehr schön gewesen war und tatsächlich zurückhaltend. »Ich weiß, das kann man kaum glauben, aber es stimmt.« Jeden Tag gab es eine Geschichte, und Liesel verzieh ihm, wenn er die eine oder andere mehr als ein Mal erzählte.

Manchmal, wenn sie tagträumte, tippte ihr Papa leicht mit dem Pinsel auf die Nasenwurzel, direkt zwischen die Augen. Wenn auf dem Pinsel zu viel Farbe war, lief ein kleiner, dunkler Pfad über ihren Nasenflügel. Dann lachte sie und versuchte, sich zu revanchieren, aber Hans Hubermann ließ sich nicht so leicht erwischen. Bei der Arbeit war er

flink und lebendig.

Wenn sie eine Pause machten, um etwas zu essen oder zu trinken, spielte er auf seinem Akkordeon, und daran erinnerte sich Liesel am besten. Jeden Morgen schob oder zog Papa den Karren mit den Farbeimern, und Liesel trug das Instrument. »Lieber lasse ich die Farbe liegen«, sagte Hans zu ihr, »als die Musik zu vergessen.« Wenn sie sich zum Essen hinsetzten, schnitt er das Brot und beschmierte es mit etwas Marmelade, die er mit der letzten Lebensmittelmarke ergattert hatte. Oder er legte eine dünne Scheibe Wurst darauf. Dann saßen sie beieinander auf den Farbeimern und

aßen etwas, und während sie noch den letzten Mundvoll kauten, wischte Papa sich schon die Finger ab und öffnete den Akkordeonkasten.

In den Falten seines Arbeitskittels verbargen sich Pfade aus Brotkrumen. Farbbeklecksте Hände marschierten über die Knöpfe und Tasten oder verharrten inmitten einer Note. Seine Arme bearbeiteten die Blasebälge und gaben dem Instrument die Luft zum Atmen.

Liesel saß mit den Händen zwischen den Knien mitten im Herzen des Tageslichts. Sie wünschte sich, dass keiner dieser Tage zu Ende gehen möge, und sie war

jedes Mal enttäuscht, wenn sie die Dunkelheit daherkommen sah.

Was die Arbeit selbst betraf, so fand Liesel das Mischen der Farben am interessantesten. Wie die meisten Leute, so hatte auch sie angenommen, dass ihr Papa einfach zum nächsten Geschäft ging und die richtige Farbe kaufte. Ihr war nicht klar gewesen, dass Farbe meistens die Beschaffenheit von Klumpen hatte, so ähnlich geformt wie ein Backstein. Dieser Klumpen musste dann mit einer Champagnerflasche ausgerollt werden. (Champagnerflaschen, so erklärte Hans, waren dafür ideal, weil ihr Glas etwas dicker war als das gewöhnlicher

Weinflaschen.) Nachdem dies geschehen war, fügte man Wasser hinzu, Weiße und Kleister, wobei es alles andere als leicht war, den richtigen Farbton zu treffen.

Die Kunst und Wissenschaft, die hinter dem Handwerk steckte, verschaffte Papa in Liesels Augen nur noch mehr Respekt. Es war gut und schön, wenn man zusammen aß und musizierte, aber Liesel fand es aufregend zu sehen, dass ihr Papa in seinem Beruf kein Stümper war. Kompetenz macht attraktiv.

Eines Nachmittags, kurz nachdem Papa Liesel in die Geheimnisse des

Farbenmischens eingeführt hatte, arbeiteten sie an einem der wohlhabenderen Häuser östlich der Münchener Straße. Am frühen Nachmittag holte Papa Liesel ins Haus. Sie hatten sich gerade auf den Weg zu einem anderen Auftrag machen wollen, als er seine Stimme erhob und sie zu sich rief.

Sie betrat die Küche, wo zwei ältere Frauen und ein Mann auf zierlichen, sehr zivilisierten Stühlen saßen. Die Frauen waren gut gekleidet. Der Mann hatte weiße Haare und einen Backenbart, so dicht wie eine Hecke. Auf dem Tisch standen hohe Gläser, die mit einer

sprudelnden Flüssigkeit gefüllt waren.

»Sodenn«, sagte der Mann, »zum Wohl!«

Er nahm sein Glas und bedeutete den anderen, es ihm nachzutun.

Der Nachmittag war warm gewesen. Liesel zuckte angesichts der Kälte des Glases leicht zusammen. Sie schaute Papa an, der ermutigend nickte, grinste und sagte: »Prost, Mädel!« Ihre Gläser stießen klingend aneinander, und in dem Moment, in dem Liesel das Glas an den Mund hob, wurde sie von dem spritzigen, widerlich süßlichen Geschmack des Champagners gebissen.

Reflexartig spuckte sie das Zeug direkt auf den Kittel ihres Papas, wo die Flüssigkeit schäumte und tropfte. Gelächter brauste auf, und Hans forderte sie auf, es noch einmal zu versuchen. Diesmal konnte sie schlucken und den Geschmack einer ruhmreich gebrochenen Regel genießen. Es fühlte sich großartig an. Die Bläschen auf ihrer Zunge, die noch in ihrem Bauch kitzelten. Sogar als sie sich auf den Weg machten, konnte sie noch immer das Kribbeln in ihrem Innern spüren.

Papa, der den Karren zog, erzählte ihr, dass die Leute behauptet hätten, kein Geld zu haben. »Und da hast du

Champagner verlangt?«

»Warum nicht?« Er schaute sie über den Karren hinweg an, und seine Augen waren noch nie so silbrig gewesen. »Ich wollte nicht, dass du denkst, Champagnerflaschen sind nur dazu da, dass man Farbklumpen damit platt rollt.« Er warnte sie: »Erzähl bloß Mama nichts davon, hörst du?«

»Darf ich es Max erzählen?« »Sicher, Max darfst du es sagen.«

Als sie im Keller saß und über ihr Leben schrieb, schwor sich Liesel, dass sie nie wieder Champagner trinken würde, denn

er würde nie wieder so gut schmecken wie an jenem Nachmittag.

Mit dem Akkordeon war es genauso.

Oft wollte sie fragen, ob Papa ihr das Spielen beibringen könne, aber irgendetwas hielt sie davon ab. Vielleicht wusste sie intuitiv, dass sie nie in der Lage sein würde, so zu spielen wie Hans Hubermann. Nicht einmal der weitbeste Akkordeonspieler konnte sich mit ihm messen. Auf keinem anderen Gesicht lag jener Ausdruck von gelassener Konzentration. Kein anderer Musiker hatte eine Zigarette zwischen den Lippen, die er gegen den Anstrich

einer Jalousie eingetauscht hatte. Und keiner von ihnen konnte eine falsche Note im Nachhinein mit dem Dreiklang eines Lachens quittieren. Nicht so wie er.

Manchmal wachte sie in diesem Keller auf und spürte den Klang des Akkordeons in den Ohren. Sie fühlte das süße Brennen des Champagners auf der Zunge.

Manchmal lehnte sie an der Wand und sehnte sich nach dem warmen Finger aus Farbe, der noch einmal ihren Nasenflügel hinabrinnen möge, oder nach dem Anblick von Papas

Sandpapierhänden.

Wenn sie doch noch ein Mal so ahnungslos sein und, ohne es zu wissen, solche Liebe verspüren könnte, wenn sie noch ein Mal diese Liebe mit Lacher und Brot mit einem Hauch Marmelade verwechseln könnte.

Es war die schönste Zeit ihres Lebens.

Lasst euch nicht täuschen. Es war ein Bombenteppich.

Kühn und strahlend zog sich die Trilogie des Glücks durch den Sommer und bis in den Herbst hinein. Und dann nahm sie

ein jähes Ende, denn die strahlende Helligkeit hatte dem Leid den Weg gewiesen.

Harte Zeiten näherten sich.

Wie bei einer Parade.

Mit großen Schritten.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
ERSTER EINTRAG

Glück: **Zustand innerer Harmonie und Zufriedenheit. Synonyme: Freude, Seligkeit, Wonne.**

DIE TRILOGIE

Liesel arbeitete, und Rudi rannte.

Er drehte Runden auf dem Sportplatz, rannte um die Häuserblocks und lieferte sich mit fast allen ein Wettrennen, vom Fuße der Himmelstraße bis zu Frau Lindners Eckladen, wobei er seinen Gegnern jeweils einen gehörigen Vorsprung gab.

Wenn Liesel Mama in der Küche half - was zurzeit selten vorkam -, schaute Rosa hin und wieder aus dem Fenster und sagte: »Was heckt dieser kleine Saukerl wohl diesmal wieder aus? Was

soll diese Rennerei?«

Liesel kam zum Fenster. »Wenigstens hat er sich nicht wieder schwarz angemalt.«

»Na, das ist doch schon mal was, nicht wahr?«

RUDIS GRÜNDE

Mitte August fand ein Sportfest der Hitlerjugend statt, und Rudi beabsichtigte, vier Wettkämpfe zu gewinnen: die 1500, 400, 200 und natürlich die 100 Meter. Er mochte seine neuen Anführer bei der Hitlerjugend und wollte ihnen

gefallen, und er wollte seinem alten Freund Franz Deutscher eins auswischen.

»Vier Goldmedaillen«, sagte er eines Nachmittags zu Liesel, als sie mit ihm auf dem Sportplatz rannte. »Wie Jesse Owens 1936.«

»Bist du immer noch so besessen von ihm?«

Rudis Füße hämmerten im Rhythmus seines Atems. »Eigentlich nicht, aber es wäre doch schön, oder? Es würde all den Mistkerlen, die mich für verrückt halten, das Gegenteil beweisen. Dann

würden sie merken, dass ich doch nicht so dämlich war.«

»Aber kannst du wirklich vier Wettkämpfe gewinnen?«

Sie kamen am Ende der Bahn zum Stehen, und Rudi legte die Hände auf die Hüften. »Ich muss.«

Sechs Wochen lang trainierte er. Dann war der Tag des Sportfests gekommen. Es war Mitte August, und der Himmel war sonnenheiß und wolkenlos. Das Gras wurde von der Hitlerjugend, den Eltern und einer Menge von braunbehemdeten Anführern

niedergetrampelt. Rudi Steiner war topfit.

»Schau«, sagte er. »Da ist Deutscher.«

Inmitten der Grüppchen, die sich in der Menge gebildet hatten, stand der blonde Inbegriff des Hitlerjugend-Ideals und gab zweien seiner Untertanen Befehle. Sie nickten und dehnten gelegentlich ihre Glieder. Einer von ihnen beschattete mit der Hand die Augen, wie zum Salut.

»Willst du ihm Guten Tag sagen?«, fragte Liesel.

»Nein, vielen Dank auch. Das mache ich

später.«

Wenn ich gewonnen habe.

Die Worte wurden nicht ausgesprochen, aber sie standen da, zwischen Rudis blauen Augen und Deutschers befehlenden Händen.

Es folgte der obligatorische Marsch über den Platz. Die Nationalhymne. Hei Hitler.

Erst dann konnten sie anfangen.

Als Rudis Altersgruppe für die 1500 Meter aufgerufen wurde, wünschte ihm

Liesel Glück.

»Hals- und Beinbruch, Saukerl.«

Jungen sammelten sich am Ende des ovalen Feldes. Ein paar machten Dehnübungen, andere konzentrierten sich, und der Rest war da, weil er da sein musste.

Neben Liesel saß Barbara, Rudis Mutter, mit ihren Jüngsten. Eine dünne Decke war randvoll mit Kindern und Grashalmen. »Könnt ihr Rudi sehen?«, fragte sie die Kleinen. »Er steht da ganz links.« Barbara Steiner war eine freundliche Frau, die immer frisch

gekämmt aussah.

»Wo?«, fragte eines der Mädchen, wahrscheinlich Bettina, das jüngste. »Ich kann ihn nicht sehen.«

»Da. Der Letzte. Nein, nicht da. ***Da.***«

Sie waren immer noch mit Suchen beschäftigt, als der Startschuss erklang. Rauch zog auf. Die kleinen Steiners sausten zum Zaun.

Auf der ersten Runde führte eine Gruppe von sieben Jungen das Feld an. Auf der zweiten Runde waren es noch fünf und auf der letzten noch vier. Rudi lief an

vierter Position, bis zur letzten Runde. Ein Mann rechts von ihnen behauptete, dass der Junge, der derzeit Zweiter war, den besten Eindruck machte. Er war am größten. »Wart's nur ab«, sagte er zu seiner verblüfften Frau. »Wenn die letzten 200 Meter anbrechen, läuft er den anderen davon.« Der Mann irrte sich.

Ein riesiger Mann in einem braunen Hemd informierte die Rennläufer darüber, dass die letzte Runde angebrochen war. Er sah nicht so aus, als ob er unter irgendeiner Rationierung zu leiden hätte. Er rief ihnen etwas zu, als die Spitzengruppe die Start-Ziel-Linie überlief, aber es war nicht der

zweite Junge, der beschleunigte, sondern der vierte. Und er tat es zweihundert Meter früher als erwartet.

Rudi rannte.

Zu keinem Zeitpunkt schaute er zurück.

Wie ein Gummiband baute er seine Führung auf, bis jeder Gedanke an einen möglichen anderen Sieger in sich zusammenfiel. Er flog über die Bahn, während sich hinter ihm die drei anderen Läufer der ehemaligen Spitzengruppe um den zweiten Platz stritten. Auf der Zielgeraden war nur noch blondes Haar und viel Abstand zu sehen, und als er

über die Ziellinie lief, blieb er nicht stehen. Er riss nicht die Arme in die Höhe, sank nicht vor Erleichterung zusammen. Er lief noch zwanzig Meter weiter und schaute erst dann über die Schulter zurück, um mit anzusehen, wie die anderen ins Ziel kamen.

Auf dem Weg zu seiner Familie begegnete er zuerst seinen Anführern und dann Franz Deutscher. Die beiden nickten sich zu.

»Steiner.«

»Deutscher.«

»Sieht so aus, als hätte es sich ausgezahlt, dass ich dich die ganze Zeit Runden habe laufen lassen.«

»Sieht so aus.«

Das Lächeln sparte er sich auf für den Zeitpunkt, wenn er alle vier Rennen gewonnen haben würde.

EINE TATSACHE, DIE SPÄTER BEDEUTSAM WERDEN WIRD

Rudi war nun nicht nur als guter Schüler anerkannt, sondern auch als vielversprechender Athlet.

Liesel startete über 400 Meter. Sie kam als Siebte ins Ziel, und über die 200 Meter wurde sie Vierte. Alles, was sie vor sich sehen konnte, waren die Kniesehnen und die hüpfenden Pferdeschwänze der Mädchen, die ihr vorausliefen. Beim Weitsprung genoss sie das Gefühl des Sandes, der sich um ihre Füße schloss, mehr, als dass sie sich um die Weite scherte, und auch das Kugelstoßen absolvierte sie nur mäßig. Dieser Tag, das war ihr klar, gehörte Rudi.

Im 400-Meter-Finale ging er schon von der Geraden in Führung und ließ sie sich nicht mehr nehmen. Die 200 Meter

gewann er nur knapp.

»Wirst du müde?«, fragte Liesel ihn. Es war mittlerweile früher Nachmittag.

»Natürlich nicht.« Er atmete schwer und dehnte seine Oberschenkel. »Wovon redest du überhaupt, Saumensch? Was weißt du denn schon davon?«

Als die 100-Meter-Läufe angekündigt wurden, erhob er sich langsam und folgte der Gruppe von Jugendlichen zum Start. Liesel kam ihm nach. »He, Rudi.« Sie zupfte ihn am Ärmel. »Viel Glück.«

»Ich bin nicht müde«, sagte er.

»Ich weiß.«

Er zwinkerte ihr zu.

Er war müde.

Im Vorlauf lief Rudi langsamer und beendete das Rennen als Zweiter. Weitere zehn Minuten, in denen die anderen Vorläufe stattfanden. Dann wurde der Endlauf ausgerufen. Zwei andere Jungen wirkten frisch und ausgeruht, und in Liesels Bauch nagte das Gefühl, dass Rudi dieses Renner nicht gewinnen könne. Tommi Müller, der in seinem Lauf Vorletzter geworden war, stand neben ihr am Zaun. »Er wird

gewinnen«, erklärte er.

»Ich weiß.«

Nein, wird er nicht.

Als die Finalisten sich der Startlinie näherten, ließ sich Rudi auf die Knie fallen und grub mit seinen Händen Startlöcher in den Boden. Ein kahl werdendes Braunhemd marschierte auf ihn zu und befahl ihm, die Mätzchen zu lassen. Liesel sah auf den deutenden Finger des Erwachsenen und auf den Schmutz, der zu Boden rieselte, als Rudi sich die Hände abwischte.

Die Läufer wurden aufgerufen. Liesels Hände umschlossen die Zaunlatte fester. Einer der Wettkämpfer verursachte einen Fehlstart; aus der Starterpistole ertönte ein zweiter Schuss und rief die Läufer zurück. Der Fehlstarter war Rudi. Wieder richtete der Mann im braunen Hemd das Wort an ihn, und der Junge nickte. Beim zweiten Mal würde er draußen sein.

Wieder machten sich die Läufer fertig. Liesel schaute mit gebannter Aufmerksamkeit zu, und ein paar Sekunden lang begriff sie nicht, was sie da sah. Erneut gab es einen Fehlstart, und es war derselbe Athlet, der schon

für den ersten verantwortlich war. Vor Liesels geistigem Auge lief ein perfektes Rennen ab, in dem Rudi im Mittelfeld blieb, aber am Ende mit mehr als zehn Metern Vorsprung gewann. Was sie tatsächlich sah, war Rudis Disqualifikation. Er wurde von der Bahn geführt und an der Seite abgestellt. Dort stand er dann, allein, als die restlichen Jungen ein drittes Mal vortraten.

Sie stellten sich auf und rannten.

Ein Junge mit rostbraunen Haaren und großen Schritten gewann mit fünf Metern Vorsprung. Rudi blieb zurück.

Später, als der Tag fertig und die Sonne vom Himmel genommen worden war, saß Liesel mit ihrem Freund auf dem Bürgersteig der Himmelstraße.

Sie redeten über alles andere, von Franz Deutschers Gesicht nach dem 1500-Meter-Rennen bis zu einem elfjährigen Mädchen, das einen Anfall bekommen hatte, nachdem sie das Diskuswerfen verloren hatte.

Bevor sie sich auf den Weg nach Hause machten, griff Rudis Stimme zu ihr hinüber und überreichte Liesel die Wahrheit. Die saß eine Zeit lang auf Liesels Schulter, aber ein paar

Gedankengänge später bahnte sie sich den Weg in ihr Ohr.

RUDIS STIMME

»Ich hab's absichtlich gemacht.«

Nachdem sie den Inhalt des Geständnisses begriffen hatte, stellte Liesel die einzige Frage, die sie parat hatte: »Aber warum, Rudi? Warum hast du das getan?«

Er stand da, mit einer Faust in die Hüfte gestemmt, und gab ihr keine Antwort. Nichts außer einem wissenden Lächeln und ein paar langsamen Schritten, die ihn

nach Hause trieben. Sie sprachen nie wieder darüber.

Dennoch fragte sich Liesel oft, wie Rudi geantwortet hätte, hätte sie ihn gedrängt. Vielleicht, dass drei Medaillen ausreichend seien, um zu beweisen, was er hatte beweisen wollen. Oder dass er Angst gehabt habe, dieses letzte Rennen zu verlieren. Am Ende schenkte sie einer jungen Stimme Gehör, die aus ihrem Innern kam.

»Weil er nicht Jesse Owens ist.«

Erst als sie vom Bürgersteig aufstand, sah sie die drei unechten Goldmedaillen

neben sich liegen. Sie klopfte an die Tür der Steiners und hielt Rudi die Medaillen entgegen. »Die hast du vergessen.«

»Nein, habe ich nicht.« Er machte die Tür zu, und Liesel nahm die Medaillen mit nach Hause. Sie brachte sie hinunter in den Keller und erzählte Max von ihrem Freund Rudi Steiner.

»Er ist wirklich dumm«, sagte sie abschließend.

»Zweifellos«, stimmte Max zu, »aber ich glaube nicht, dass er sich zum Narren halten ließ.«

Dann arbeitete Max an seinem Skizzenbuch weiter, während Liesel den ***Traumträger*** las. Sie war schon im letzten Drittel angelangt, in dem der junge Priester an seinem Glauben zu zweifeln beginnt, nachdem er eine fremde und elegante Dame kennengelernt hat.

Sie legte das Buch mit den aufgeschlagenen Seiten nach unten in ihren Schoß. Max fragte, wann sie glaube, damit fertig zu sein.

»In ein paar Tagen.«

»Und dann? Ein neues Buch?«

Die Bücherdiebin schaute hinauf zur Kellerdecke. »Vielleicht, Max.« Sie schlug das Buch zu und lehnte sich zurück. »Wenn ich Glück habe.«

DAS NÄCHSTE BUCH

Es ist nicht das *Duden Bedeutungswörterbuch*, wie ihr vielleicht erwartet habt.

Nein, das Wörterbuch kommt erst am Ende dieser kleinen Trilogie zum Zuge, und derzeit befinden wir uns im zweiten Teil. Dies ist der Abschnitt, in dem Liesel den ***Traumträger*** zu Ende liest und eine Geschichte mit dem Titel ***Ein***

Lied im Dunkeln stiehlt. Wie immer stammte sie aus dem Haus des Bürgermeisters. Der einzige Unterschied war, dass sie diesmal allein dorthin ging. Rudi war an diesem Tag nicht bei ihr.

Der Morgen war reich an Sonne und schaumigen Wolken.

Liesel stand in der Bibliothek des Bürgermeisters. Gier klebte an ihren Fingern und Buchtitel an ihren Lippen. Heute fühlte sie sich sicher genug, um mit den Händen über die Regale zu streichen - eine abgekürzte Wiederholung dessen, was sie früher in

diesem Raum getan hatte -, und sie flüsterte im Vorbeigehen viele der Titel vor sich hin.

Unter dem Kirschbaum.

Der zehnte Leutnant.

Wie so oft fühlte sie sich von etlichen dieser Titel in Versuchung geführt, aber nach ein oder zwei Minuten entschied sie sich für ***Ein Lied im Dunkeln***, wahrscheinlich weil das Buch grün war und sie noch kein Buch in dieser Farbe besaß. Die geprägte Schrift auf dem Einband war weiß, und zwischen Titel und Autor befand sich das Bild einer

kleinen Flöte. Mit dem Buch kletterte sie aus dem Fenster und bedankte sich dabei lautlos.

Normalerweise fehlte ihr etwas, wenn Rudi nicht da war, aber an diesem besonderen Morgen war die Bücherdiebin aus irgendeinem Grund lieber allein. Sie ging zur Amper, setzte sich ans Ufer - weit genug von dem üblichen Treffpunkt von Viktor Chemmel und Arthur Bergs ehemaliger Bande entfernt - und las. Niemand kam vorbei, niemand störte sie, und Liesel las vier der sehr kurzen Kapitel von ***Ein Lied im Dunkeln.*** Sie war glücklich.

Es war das Vergnügen und die Befriedigung.

Über einen gelungenen Diebstahl.

Eine Woche später war die Trilogie des Glücks komplett.

In den letzten Augusttagen wurde ihr ein Geschenk gemacht, oder besser gesagt: Das Geschenk wurde bemerkt.

Es war später Nachmittag. Liesel schaute Kristina Müller beim Seilspringen auf der Himmelstraße zu. Rudi Steiner kam schlitternd auf dem Fahrrad seines Bruders vor ihr zum

Stehen. »Hast du Zeit?«, fragte er sie.

Sie zuckte mit den Schultern. »Wofür?«

»Ich glaube, du solltest mitkommen.« Er legte das Fahrrad ab und ging nach Hause, um ein zweites zu holen. Liesel betrachtete die kreiselnden Pedale vor ihren Füßen.

Sie fuhren die Große Straße hinauf. Rudi hielt an und wartete. »Und?«, fragte Liesel. »Was ist denn?« Rudi deutete mit dem Finger. »Schau genau hin.«

Sie schoben sich näher, um einen besseren Blick zu haben, und versteckten

sich hinter einer Blautanne. Durch die stacheligen Zweige sah Liesel das angelehnte Fenster und dann einen Gegenstand hinter der Glasscheibe.

»Ist das ...?«

Rudi nickte.

Sie besprachen die Situation ein paar Minuten lang, bis sie entschieden, dass es getan werden musste. Das Buch war ganz offensichtlich absichtlich dort hingestellt worden, und wenn es eine Falle war, so war es jedenfalls den Versuch wert.

Inmitten der pudrig blauen Zweige sagte Liesel: »Ein Bücherdieb würde es tun.«

Sie legte das Fahrrad auf den Boden, schaute sich auf der Straße um und ging durch den Hof. Die Wolkenschatten waren im dunklen Gras vergraben. Waren es Löcher, in die man fallen, oder dunkle Flecken, in denen man sich verbergen konnte? In ihrer Einbildung rutschte sie in eines dieser Löcher hinein, direkt in die bösartigen Fänge des Bürgermeisters. Wenn diese Gedanken etwas Gutes hatten, dann die Tatsache, dass sie Liesel ablenkten und sie das Fenster schneller als erwartet erreichte.

Alles war wie damals, als sie den ***Pfeifer*** gestohlen hatte.

Ihre Nerven leckten ihre Handflächen feucht.

Kleine Ströme aus Schweiß kräuselten sich in ihren Achseln.

Als sie den Kopf hob, konnte sie den Titel lesen: ***Duden Bedeutungswörterbuch.*** Kurz wandte sie sich zu Rudi um und formte lautlos die Worte: Es ist ein Wörterbuch. Er zuckte mit den Schultern und breitete kurz die Arme aus.

Sie ging überlegt vor, hob das Fenster an und fragte sich gleichzeitig, wie die ganze Szene vom Innern des Hauses betrachtet aussehen würde. Sie stellte sich den Anblick ihrer diebischen Hand vor, die das Fenster hochschob, bis das Buch hinausfiel. Es schien sich nur zögernd zu ergeben, wie ein gefällter Baum.

Es fiel.

Kaum ein Geräusch war zu hören.

Das Buch neigte sich ihr entgegen, und sie nahm es mit ihrer freien Hand. Sie machte sogar das Fenster wieder zu,

vorsichtig und ordentlich. Dann drehte sie sich um und ging durch die Schlaglöcher aus Wolken wieder zurück.

»Saubere Arbeit«, sagte Rudi und reichte ihr den Lenker ihres Fahrrads.

»Danke.«

Sie fuhren auf die Straßenecke zu, wo sie die Bedeutsamkeit des Tages erwartete. Liesel wusste es. Da war wieder dieses Gefühl - das Gefühl, beobachtet zu werden. Eine Stimme trat in ihrem Herzen in die Pedale. Zwei Mal rundherum.

Schau zum Fenster. Schau zum Fenster.

Sie konnte nicht anders.

Wie ein Jucken, das nach einem Fingernagel verlangt, verspürte sie das unbezähmbare Bedürfnis anzuhalten.

Sie stellte die Füße auf den Boden und drehte sich um, schaute zurück zum Haus des Bürgermeisters, zum Fenster der Bibliothek, und sie sah es. Sie hätte wissen müssen, dass die Möglichkeit bestand, aber dennoch konnte sie den Schreck nicht verbergen, als sie die Frau des Bürgermeisters erblickte, die hinter der Glasscheibe stand. Sie war

durchsichtig, aber sie war da. Ihre fusseligen Haare sahen so aus wie immer, und sie gab ihre verwundeten Augen, ihren verletzten Mund und ihr Gesicht Liesels Blicken preis.

Sehr langsam hob sie die Hand, grüßte die Bücherdiebin unter ihr auf der Straße. Ein bewegungsloses Winken.

In ihrem Schreck sagte Liesel nichts, weder zu Rudi noch zu sich selbst. Sie reckte nur die Schultern und hob ebenfalls die Hand, um den Gruß der Frau zu erwidern.

DUDEN

BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
ZWEITER EINTRAG

verzeihen: **Ein Unrecht, eine Kränkung o. Ä. nicht zum Anlass für eine heftige Reaktion, eine Vergeltungsmaßnahme nehmen, sondern mit Nachsicht und Großzügigkeit reagieren. Synonyme: entschuldigen, nachsehen, vergeben.**

Auf dem Heimweg hielten sie auf der Brücke an und begutachteten das schwere schwarze Buch. Rudi blätterte durch die Seiten und entdeckte einen Brief. Er zog ihn heraus und schaute langsam zur Bücherdiebin auf.

»Da steht dein Name drauf.«

Der Fluss zog dahin.

Liesel nahm das Stück Papier.

DER BRIEF

Liebe Liesel,

ich weiß, dass du mich für jämmerlich und verachtenswert hältst (schlag die Wörter nach, wenn du sie nicht kennst), aber ich bin nicht so dumm, dass ich deine Fußspuren in der Bibliothek übersehen würde.

Als ich das erste Mal bemerkte, dass ein Buch fehlt, dachte ich, dass ich es einfach verlegt hätte, aber dann sah ich die Konturen von Fußabdrücken auf dem Boden, dort, wo das Licht hinfällt.

Ich musste lächeln.

Ich war froh, dass du dir genommen hast, was ohnehin dir gehört. Dann beging ich einen Fehler. Ich dachte, es wäre zu Ende.

Als du zurückkamst, hätte ich wütend sein sollen, aber ich war es nicht. Das letzte Mal konnte ich dich hören, aber

ich beschloss, dich in Ruhe zu lassen. Du nimmst ja jedes Mal nur ein Buch, und es wird tausend Besuche dauern, bis sie alle weg sind. Ich hoffe nur, dass du eines Tages an die Haustür klopfen und das Haus auf anständige Art und Weise betreten wirst.

Ich möchte dir noch einmal sagen, wie leid es mir tut, dass wir deine Pflegemutter nicht länger beschäftigen können.

Abschließend hoffe ich, dass dir das Wörterbuch von Nutzen sein wird, wenn du deine gestohlenen Bücher liest.

Mit freundlichen Grüßen Ilsa Hermann

»Wir sollten jetzt heimfahren«, schlug Rudi vor, aber Liesel machte keine Anstalten aufzubrechen.

»Kannst du zehn Minuten auf mich warten?«

»Na klar.«

Liesel strampelte wieder die Große Straße hinauf bis zur Hausnummer 8. Sie setzte sich auf die vertraute Treppenstufe. Das Buch hatte Rudi, aber sie hielt den Brief und rieb mit den

Fingern über das gefaltete Papier. Unter ihr wurden die Stufen immer härter. Vier Mal machte sie Anstalten, an das einschüchternde Fleisch der Tür zu klopfen, aber sie brachte es nicht fertig. Alles, wozu sie den Mut hatte, war, ihre Fingerknöchel auf die Wärme des Holzes zu legen.

Wieder fand ihr Bruder den Weg zu ihr.

Er stand am Fuß der Treppe. Sein Knie heilte gut. Er sagte: »Na, mach schon, Liesel. Klopf an.«

Sie ergriff ein zweites Mal die Flucht. Schon bald sah sie in der Ferne Rudis

Gestalt auf der Brücke. Der Wind brauste durch sein Haar. Seine Füße schwammen auf den Pedalen.

Liesel Meminger war eine Verbrecherin.

Aber nicht, weil sie durch ein offenes Fenster geklettert und eine Handvoll Bücher gestohlen hatte.

Ich hätte klopfen sollen, dachte sie, und obwohl sie eine gute Portion Schuld empfand, verspürte sie auch das jugendliche Kitzeln von Gelächter in sich aufsteigen.

Sie radelte dahin und redete mit sich

selbst.

Du verdienst es nicht, glücklich zu sein, Liesel. Wirklich nicht.

Kann man Glück stehlen? Oder ist das wieder so ein sinnhafter, sündhafter menschlicher Trick?

Liesel schüttelte die Gedanken ab. Sie überquerte die Brücke, forderte Rudi auf, sich zu beeilen und das Buch nicht liegen zu lassen.

Auf rostigen Rädern fuhren sie nach Hause.

Sie fuhren eine Wegstrecke, fuhren vom Sommer in den Herbst, von einem ruhigen Abend in die lärmenden Bombennächte über München.

DER KLANG DER SIRENEN

Von dem bisschen, das Hans im Sommer verdient hatte, kaufte er ein gebrauchtes Radio. »So erfahren wir«, sagte er, »wann die Luftangriffe kommen, noch bevor die Sirenen losgehen. Sie bringen im Radio einen Kuckucksruf und verkünden dann die Gebiete, die gefährdet sind.«

Er stellte das Radio auf den Küchentisch

und schaltete es ein. Sie versuchten es auch im Keller, wegen Max, aber dort hatten sie keinen Empfang, nur statisches Rauschen und verstümmelte Stimmen.

Im September schliefen sie und hörten es nicht.

Entweder funktionierte das Radio nicht mehr richtig, oder die Ankündigung wurde von dem kreischenden Klang der Sirenen verschluckt.

Eine Hand schob sich sanft auf Liesels Schulter und weckte sie. Papas Stimme folgte, ängstlich.

»Liesel, wach auf. Wir müssen gehen.«

Liesel, aus dem Schlaf gerissen, war zuerst orientierungslos und konnte kaum die Konturen von Papas Gesicht erkennen. Das einzig Erkennbare war seine Stimme.

Im Flur blieben sie stehen. »Wartet«, sagte Rosa.

Sie eilten durch die Dunkelheit in den Keller. Die Lampe war angezündet.

Max schob sich hinter den Farbeimern und Lumpen hervor. Sein Gesicht war müde, und er hakte die Daumen nervös

in den Hosenbund. »Zeit zu gehen, was?«

Hans trat zu ihm. »Ja, Zeit zu gehen.« Er schüttelte Max die Hand und klopfte ihm auf die Schulter. »Bis nachher, in Ordnung?«

»Natürlich.«

Rosa umarmte ihn, genauso wie Liesel.

»Auf Wiedersehen.«

Wochen vorher hatten sie darüber gesprochen, ob sie alle beisammen im eigenen Keller bleiben oder ob die

Hubermanns und Liesel Zuflucht bei einer Familie namens Fiedler suchen sollten. Max traf die Entscheidung. »Sie sagen doch, dass der Keller als Luftschutzraum nicht geeignet ist. Ich habe euch schon genug in Gefahr gebracht.«

Hans hatte genickt. »Es ist eine Schande, dass wir Sie nicht mitnehmen können. Eine himmelschreiende Schande.«

»So ist es nun einmal.«

Draußen heulten die Sirenen die Häuser an, und die Leute kamen herausgerannt, zögerten und schreckten zurück, weil sie

ihr Zuhause nicht verlassen wollten. Die Nacht schaute zu. Einige Leute erwiderten den Blick und versuchten, die blechernen Flugzeuge ausfindig zu machen, die über den Himmel jagten.

Durch die Himmelstraße zog sich eine Prozession durcheinanderlaufenden Menschen, die sich mit ihren Kostbarkeiten abplagten. Manchmal war es ein Baby. Manchmal ein Stapel Fotoalben oder eine Holzkiste. Liesel hatte ihre Bücher bei sich, zwischen ihrem Arm und ihren

Rippen. Frau Holzinger schleppte mit hervorquellenden Augen und kleinen

Schritten einen Koffer über den Bürgersteig.

Papa, der alles vergessen hatte - sogar sein Akkordeon -, lief zu ihr und rettete den Koffer aus ihren Händen. »Jesus, Maria und Josef, was haben Sie denn da drin?«, fragte er. »Einen Amboss?«

Frau Holzinger lief neben ihm her. »Nur das Nötigste.«

Die Fiedlers wohnten sechs Häuser weiter. Sie waren zu viert, alle mit weizenfarbenem Haar und guten deutschen Augen. Wichtiger noch: Sie verfügten über einen geräumigen, tief

ausgehobenen Keller.

Zweiundzwanzig Personen drängten sich hinein, einschließlich der Familie Steiner, Frau Holzinger, Pfiffikus, einem jungen Mann und einer Familie namens Jenson. Im Interesse der Friedfertigkeit hielt man Rosa Hubermann und Frau Holzinger getrennt, obwohl es Situationen gab, die über kleinliche Streitereien erhaben waren.

Eine Glühbirne baumelte von der Decke herab. Der Raum war feucht und kalt. Zerklüftete Wände neigten sich vor und stachen den Menschen, die herumstanden und sich unterhielten, in den Rücken.

Der gedämpfte Klang der Sirenen drang von irgendwo herein. Obwohl dieser

Umstand an der Qualität des Schutzraums zweifeln ließ, waren sie froh, dass sie doch wenigstens die drei Sirenentöne hören würden, die das Ende des Luftangriffs und damit ihre Sicherheit verkünden würden. Sie brauchten keinen Luftschutzwart.

Es dauerte nicht lange, da entdeckte Rudi Liesel und stellte sich neben sie. Sein Haar deutete zur Decke. »Ist das nicht toll?«

Sie konnte sich den Sarkasmus nicht

verkneifen. »Es ist ganz großartig.«

»Ach, komm schon, Liesel, sei doch nicht so. Was kann denn schon passieren, außer dass wir platt gewalzt oder gebraten werden oder was Bomben sonst noch so anstellen?«

Liesel schaute sich um und spähte in die Gesichter. Sie erstellte eine Liste von denjenigen, die sich am meisten fürchteten.

DIE ERSTEN AUF DER LISTE

1. **Frau Holzinger**

2. Herr Fiedler

3. der junge Mann

4. Rosa Hubermann

Frau Holzingers Augen waren aufgerissen, die Lider wie angeklebt. Ihr drahtiger Körper neigte sich nach vorn, und ihr Mund war ein offener Kreis. Herr Fiedler fragte jedermann, manchmal mehrmals, wie er oder sie sich fühle. Der junge Mann, Rolf Schultz, hockte allein in einer Ecke, führte Selbstgespräche und fluchte leise in die Luft hinein. Seine Hände waren in

seinen Taschen festgebacken. Rosa wiegte sich vor und zurück, ganz leicht nur. »Liesel«, flüsterte sie, »komm her.« Sie umarmte das Mädchen von hinten, drückte sie fest an sich. Sie sang ein Lied, aber so leise, dass Liesel es nicht verstand. Die Noten wurden in ihrem Atem geboren und starben auf ihren Lippen. Neben ihnen blieb Papa still und bewegungslos. Einmal legte er seine warme Hand auf Liesels kühlen Schädel. Du wirst leben, sagte die Hand, und sie hatte recht.

Zu ihrer Linken standen Alex und Barbara Steiner mit den beiden jüngsten Kindern, Emma und Bettina. Die zwei

Mädchen hingen an den Beinen der Mutter. Der Älteste, Kurt, starrte in perfekter Hitlerpose geradeaus und hielt Karin an der Hand, die winzig klein war, sogar für eine Siebenjährige. Die zehnjährige Anna-Marie spielte mit der unregelmäßigen Oberfläche der Wand.

Auf der anderen Seite der Steiners standen Pfiffikus und die Jensons. Pfiffikus beherrschte sich und pfiff nicht.

Der bärtige Herr Jenson hielt seine Frau fest umschlungen, und ihre zwei Kinder durchbrachen ab und zu das Schweigen. Manchmal ärgerten sie einander, hielten aber inne, bevor es zu einem Streit

kommen konnte.

Nach etwa zehn Minuten war das Allesbeherrschende in diesem Keller die Bewegungslosigkeit. Die Körper waren wie zusammengeschweißt, und nur die Füße scharrten hin und wieder oder wechselten sich mit dem darüberliegenden Gewicht ab. Starre hatte sich der Gesichter bemächtigt. Sie betrachteten einander und warteten.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
DRITTER EINTRAG

***Angst,* beklemmendes, banges Gefühl,**

bedroht zu sein. Synonyme: Ängstlichkeit. Beklemmung, Furcht, Panik.

Es gab Geschichten über andere Luftschutzräume, in denen »Deutschland, Deutschland über alles« gesungen wurde oder wo sich Leute inmitten ihres eigenen, abgestandenen Atems stritten. Nichts dergleichen geschah im Keller der Fiedlers. Hier gab es nur Angst und Sorge und das tote Lied auf Rosa Hubermanns Pappkartonlippen.

Kurz bevor die Sirenen Entwarnung gaben, lockte Alex Steiner - der Mann mit dem unbeweglichen, hölzernen

Gesicht - die Kinder von den Beinen seiner Frau weg. Er streckte die Hand aus und nahm die freie Hand seines Sohnes. Kurt, immer noch stoisch und starrend, nahm sie und drückte mit der anderen Hand die Hand seiner Schwester ganz leicht. Bald darauf hielten sich alle an den Händen, und die Gruppe von Deutschen stand in einem klumpigen Kreis. Kalte Hände trafen auf warme, und manchmal fühlte man den Puls des Nebenmanns. Er drang durch die Lagen aus bleicher, verkrampfter Haut. Manche schlossen die Augen und warteten auf den Untergang oder hofften auf ein Zeichen, dass der Angriff vorüber war.

Hatten sie etwas Besseres verdient, diese Leute?

Wie viele von ihnen hatten offen andere Menschen drangsaliert, waren Hitlers Wahnsinn verfallen, plapperten seine Sätze, seine Phrasen, sein Werk nach? War Rosa Hubermann schuldig? Die Hüterin eines Juden? Oder Hans? Verdienten sie zu sterben? Die Kinder?

Die Antworten auf diese Fragen interessieren mich sehr, obwohl ich nicht zulassen darf, dass sie mich verführen. Ich weiß nur, dass all diese Menschen mich in jener Nacht gespürt hätten, wenn ich da gewesen wäre, auch

die kleinsten Kinder. Ich war die Andeutung. Ich war der Bescheid, und die Vorstellung von meinen Füßen ging durch die Küche und den Flur entlang.

Wie so oft, wenn ich in den Worten der Bücherdiebin über Menschen las, hatte ich Mitleid mit ihnen, allerdings nicht so viel wie mit jenen, die ich zu dieser Zeit aus den Lagern schaufelte. Die Deutschen in den Kellern waren bemitleidenswert, sicher, aber sie hatten wenigstens eine Chance. Ein Keller ist kein Waschraum. Sie wurden nicht dorthin geschickt, um sich zu duschen. Für diese Menschen war das Leben noch erreichbar.

In dem krummen Kreis schlurften die Minuten dahin. Liesel hielt Rudi und Mama an der Hand. Nur ein Gedanke machte sie traurig. Max.

Würde er überleben, wenn die Bomben auf die Himmelstraße fielen?

Sie betrachtete den Raum, der sie umgab. Der Keller der Fiedlers war viel massiver und auch viel geräumiger als derjenige in der Himmelstraße 33.

Stumm fragte sie ihren Papa.

Denkst du auch an ihn?

Ob die lautlose Frage nun bemerkt wurde oder nicht, jedenfalls schenkte er dem Mädchen ein rasches Nicken. Wenige Minuten später folgte ein Dreiklang aus Sirenengeheul, der flüchtige Sicherheit verkündete.

Die Menschen in der Himmelstraße 45 sanken erleichtert in sich zusammen. Manche kniffen die Augen zusammen und öffneten sie wieder. Eine Zigarette wurde herumgereicht.

Gerade als sie Rudis Lippen erreichte, wurde sie ihm von seinem Vater vor der Nase weggeschnappt. »Du nicht, Jesse Owens.«

Die Kinder umarmten ihre Eltern, und es dauerte mehrere Minuten, bis allen klar war, dass sie noch lebten und dass sie auch weiterhin am Leben bleiben würden. Erst dann erklommen ihre Füße die Treppe nach oben, in Herbert Fiedlers Küche und hinaus.

Eine schweigende Prozession marschierte wieder nach Hause. Die Menschen schauten nach oben und dankten Gott für ihr Leben.

Als die Hubermanns heimkamen, gingen sie auf direktem Weg in den Keller, aber es sah so aus, als wäre Max nicht da. Der Lampenschein war klein und orange,

und sie konnten ihn weder sehen noch eine Antwort vernehmen.

»Max?«

»Er ist verschwunden.«

»Max, sind Sie da?« »Ich bin hier.«

Sie dachten zuerst, dass die Stimme hinter den Lumpen und den Farbeimern hervorkam, aber Liesel sah ihn als Erste. Er war direkt neben ihnen. Sein abgespanntes Gesicht fiel zwischen den Malutensilien und dem Werkzeug kaum auf. Seine Augen und Lippen waren wie betäubt.

Sie wendeten sich ihm zu, und er öffnete den Mund.

»Ich konnte nicht anders«, sagte er.

Rosa kauerte sich nieder und schaute ihm ins Gesicht. »Wovon sprechen Sie, Max?«

»Ich ...« Er kämpfte mit der Antwort. »Als alles still war, bin ich hinaufgegangen, und im Flur habe ich gesehen, dass der Vorhang im Wohnzimmer einen Spalt offen stand ... Ich konnte nach draußen sehen. Ich habe nur ein paar Sekunden lang hingeschaut.«

Er hatte die Welt da draußen seit zweiundzwanzig Monaten nicht mehr gesehen.

Keine Wut. Kein Tadel.

Papa stellte eine Frage. »Wie hat es ausgesehen?«

Max hob den Kopf. In seinem Blick standen Trauer und Erstaunen. »Da waren Sterne«, sagte er. »Sie haben meine Augen verbrannt.«

Vier Menschen.

Zwei standen. Zwei saßen.

Alle hatten in dieser Nacht etwas erlebt.

Dieser Ort war der wahrhaftige Keller. Hier lebte die wahre Angst. Max riss sich zusammen und stand auf, um sich wieder hinter den Lumpenberg zu begeben. Er wünschte ihnen eine gute Nacht, doch er kam nicht weit. Mit Mamas Erlaubnis blieb Liesel bei ihm bis zum Morgen, las ***Ein Lied im Dunkeln,*** während er an seinem Buch arbeitete.

Von einem Fenster in der Himmelstraße aus, schrieb er, ***setzten die Sterne meine Augen in Brand.***

DER HIMMELSDIEB

Es stellte sich heraus, dass der erste Luftangriff gar kein Luftangriff war. Hätten die Leute darauf gewartet, Flugzeuge am Himmel zu sehen, hätten sie die ganze Nacht lang warten können. Das erklärte auch die Tatsache, dass kein Kuckucksruf aus dem Radio ertönt war. Das ***Molchinger Abendblatt*** berichtete, dass ein einzelner Flak-Offizier etwas übereifrig gewesen sei. Er hätte schwören können, dass er das Rattern von Flugzeugen wahrgenommen und sie am Horizont auch gesehen hätte. Er hatte den Alarm ausgelöst.

»Vielleicht hat er es absichtlich getan«, überlegte Hans Hubermann. »Würdet ihr gerne an einer Flak sitzen und auf Flugzeuge schießen, die mit Bomben beladen sind?«

Max, der den Artikel im Keller las, erfuhr, dass der Mann mit der blühenden Fantasie seines Postens enthoben worden war. Wahrscheinlich wurde er irgendwo anders hin versetzt.

»Viel Glück für ihn«, sagte Max. Er schien die Zusammenhänge zu begreifen. Dann widmete er sich dem Kreuzworträtsel.

Der nächste Alarm war echt.

In der Nacht des 19. September rief der Kuckuck aus dem Radio, gefolgt von einer tiefen, sachlichen Stimme, die Molching als ein mögliches Ziel nannte.

Wieder zog sich eine Schlange aus Menschen durch die Himmelstraße, und wieder ließ Papa sein Akkordeon zurück. Rosa erinnerte ihn daran, aber er schüttelte den Kopf. »Das letzte Mal hatte ich es auch nicht dabei«, erklärte er, »und wir haben überlebt.« Der Krieg ließ eindeutig die Grenzen zwischen Logik und Aberglauben verschwimmen.

Unheilschwangere Luft folgte ihnen in den Keller der Fiedlers. »Ich glaube, heute Abend ist es kein falscher Alarm«, sagte Frau Fiedler, und die Kinder merkten schnell, dass ihre Eltern diesmal noch mehr Angst hatten. Sie reagierten auf die einzige Art, die sie kannten. Das Jüngste fing an zu heulen und zu schreien, während der Raum zu zittern begann.

Selbst hier unten konnten sie gedämpft die Melodie der Bomben hören. Der Luftdruck schob sich bodenwärts, wie eine Zimmerdecke, als wollte er die Erde zerquetschen. Aus Molchings leeren Straßen wurde ein Stück

herausgebissen.

Rosa klammerte sich an Liesels Hand fest.

Schreiende Kinder, die um sich traten und schlugen.

Rudi stand aufrecht da, spielte den Gleichmütigen, spannte sich gegen die Anspannung an. Arme und Ellbogen kämpften um Platz. Ein paar von den Erwachsenen versuchten, die Kinder zu beruhigen. Etliche andere konnten nicht einmal sich selbst zur Ruhe zwingen.

»Bringt die Kinder zum Schweigen!«

rief Frau Holzinger, aber ihr Ruf war nur eine weitere unglückselige Stimme in dem warmen Durcheinander des Luftschutzraums. Schmutzige Tränen lösten sich aus den Augen der Kinder, und der Geruch von nächtlichem Atem, Achselschweiß und ungewaschenen Kleidern wurde umgerührt und erhitzt in dem Raum, der jetzt mehr einem Kessel glich, in dem menschliche Wesen schwammen.

Obwohl sie nebeneinander standen, musste Liesel schreien, um sich bemerkbar zu machen: »Mama?« Noch einmal. »Mama, du zerdrückst mir die Hand!«

»Was?«

»Meine Hand!«

Rosa ließ sie los, und um sich zu trösten und dem Tumult um sich herum zu entgehen, öffnete Liesel eines ihrer Bücher und fing an zu lesen. Das oberste Buch auf dem Stapel war ***Der Pfeifer,*** und sie las laut, um sich besser konzentrieren zu können. Der erste Absatz lag taub in ihren Ohren.

»Was hast du gesagt?«, brüllte Mama, aber Liesel achtete nicht auf sie. Sie hielt ihren Blick auf die erste Seite gerichtet.

Als sie umblätterte, bemerkte Rudi, was sie tat. Er hörte zu, während sie las, und er tippte seine Geschwister an und sagte, sie sollten ebenfalls zuhören. Hans Hubermann kam näher und rief die anderen, und schon bald sickerte Stille durch den überfüllten Keller. Auf Seite drei schwiegen alle, außer Liesel.

Sie wagte nicht aufzuschauen, aber sie fühlte die verängstigten Augen, die an ihr hingen, während sie die Worte ein- und ausatmete. Eine Stimme spielte in ihrem Innern die Noten. Dies so sagte die Stimme, ist dein Akkordeon.

Das Rascheln der Seite, die umgeblättert

wurde, schnitt sie in Stücke.

Liesel las weiter.

Etwa zwanzig Minuten lang verschenkte sie die Geschichte. Die kleinen Kinder wurden ruhig beim Klang ihrer Stimme, und alle anderen sahen Bilder vom Pfeifer vor sich, der vom Tatort floh. Liesel nicht. Die Bücherdiebin sah nur den Mechanismus der Worte - ihre Körper, die auf dem Papier lagen, niedergeschlagen, damit sie darübergehen konnte. Irgendwo, in den Lücken zwischen einem Punkt und dem nächsten Satzanfang, war auch Max. Sie dachte daran, wie sie ihm vorgelesen

hatte, als er krank war. Ist er im Keller?, fragte sie sich. Oder stiehlt er wieder ein Stückchen Himmel?

EIN HÜBSCHER GEDANKE

Sie war die Bücherdiebin. Er stahl den Himmel.

Alle warteten darauf, dass die Erde bebte.

Das war immer noch so, unbestritten, aber wenigstens waren sie jetzt abgelenkt, von dem Mädchen mit dem Buch. Einer der kleineren Jungen überlegte, ob er wieder anfangen sollte

zu weinen, aber in diesem Moment hielt Liesel inne und tat, was normalerweise ihr Papa, oder auch Rudi, tun würde. Sie zwinkerte ihm zu und fuhr mit dem Lesen fort.

Erst als sich der Klang der Sirenen wieder in den Keller stahl, wurde Liesel unterbrochen. »Wir sind gerettet!«, sagte Herr Jenson.

»Pst!«, ermahnte ihn Frau Holzinger.

Liesel schaute auf. »Es sind nur noch zwei Absätze, dann ist das Kapitel zu Ende«, sagte sie. Sie las weiter, weder hastig noch triumphierend. Nur die

Worte.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
VIERTER EINTRAG

***Wort*, a) kleinste, selbstständige sprachliche Einheit, die eigene Bedeutung oder Funktion hat; b) Wort als Träger eines Sinnes. Synonyme: Äußerung, Ausspruch.**

Aus Respekt sorgten die anwesenden Erwachsenen für Ruhe, und Liesel beendete das erste Kapitel vom ***Pfeifer.***

Auf dem Weg die Treppe hinauf hasteten

die Kinder an ihr vorbei, aber viele der älteren Leute - selbst Frau Holzinger, selbst Pfiffikus (was nur angemessen war, wenn man bedenkt, welchen Titel das Buch trug, aus dem sie gelesen hatte) - bedankten sich im Vorbeigehen bei dem Mädchen für die Zerstreuung. Dann eilten auch sie aus dem Haus, um nachzusehen, ob die Himmelstraße Schaden genommen hatte.

Die Himmelstraße war unberührt geblieben.

Das einzige Zeichen für den Krieg war die Wolke aus Staub, die von Ost nach West zog. Sie schaute durch die Fenster,

versuchte, sich ins Innere der Häuser zu stehlen, und während sie sich gleichzeitig verdichtete und ausbreitete, verwandelte sie den Zug aus Menschen in geisterhafte Erscheinungen.

Auf der Straße waren keine Leute mehr.

Da waren nur noch Gerüchte, die Laster trugen.

Zu Hause erzählte Papa Max alles, was sich ereignet hatte. »Da draußen ist Nebel und Asche - ich glaube, sie haben uns zu früh wieder herausgelassen.« Er schaute zu Rosa. »Soll ich hinausgehen? Um nachzusehen, ob sie da, wo die

Bomben gefallen sind, Hilfe brauchen?«

Rosa zeigte sich unbeeindruckt. »Bist du narrisch«, sagte sie. »Du wirst an dem Staub ersticken. Nein, nein, Saukerl, du bleibst hier.« Ein Gedanke flog ihr zu. Sie schaute Hans nun ernsthaft an. Stolz war auf ihr Gesicht gemalt. »Bleib hier, und erzähl ihm von dem Mädel.« Ihre Stimme wurde lauter, aber nur ein bisschen. »Erzähl ihm von dem Buch.«

Max zeigte sich interessiert.

»Der Pfeifer«, erklärte Rosa. »Erstes Kapitel.« Sie erklärte ganz genau, was im Luftschutzraum geschehen war.

Liesel stand in einer Kellerecke. Max betrachtete sie und rieb sich mit der Hand über seinen Unterkiefer. Ich glaube, dies war der Moment, in dem er auf die Idee für das nächste Stück in seinem Skizzenbuch kam.

Die Worteschüttlerin.

Er stellte sich das Mädchen vor, wie sie im Keller gelesen hatte. Er sah, wie sie förmlich die Worte ausgeteilt hatte. Aber wie immer sah er auch Hitlers Schatten. Er hörte womöglich bereits seine Schritte, die sich der Himmelstraße und dem Keller näherten. Später.

Nach einer ausgedehnten Pause sah er so aus, als wollte er sprechen, aber Liesel kam ihm zuvor.

»Hast du heute Nacht den Himmel gesehen?«

»Nein.« Max deutete auf die Wand. Sie alle betrachteten die Worte und das Bild, das er vor über einem Jahr gemalt hatte - das Seil und die baumelnde Sonne. »Nur das da.« Von da an sprach niemand mehr etwas. Nur noch die Gedanken waren da.

Für Max, Hans und Rosa kann ich nicht sprechen, aber ich weiß, dass Liesel

Meminger dachte, dass - wenn die Bomben auf der Himmelstraße landeten - Max nicht nur weniger Chancen zum Überleben hätte als alle anderen, sondern dass er auch vollkommen allein sterben würde.

FRAU HOLZINGERS ANGEBOT

Am nächsten Morgen begutachtete man den Schaden. Niemand war getötet worden, aber zwei Wohnhäuser waren zu Schutthaufen zerbombt worden. In der Mitte des Sportfelds der Hitlerjugend, auf dem Rudi seine Runden gelaufen hatte, prangte ein riesiges Loch, wie mit einem großen Löffel ausgeschabt. Die

halbe Stadt stand darum herum und staunte. Die Leute schätzten die Tiefe, um sie mit den Luftschutzräumen zu vergleichen. Ein paar Jungen und Mädchen spuckten hinein.

Rudi stand neben Liesel.

»Sieht so aus, als müsste hier wieder einmal gedüngt werden.«

Die nächsten Wochen blieb Molching vor Luftangriffen verschont, und es kehrte wieder Normalität ein; jedenfalls beinahe. Allerdings waren zwei bedeutsame Ereignisse bereits unterwegs.

ZWEIERLEI IM OKTOBER

Die Hände von Frau Holzinger. Der Marsch der Juden.

Ihre Falten streckten sich vor Verleumdung. Ihre Stimme war mit einem harten Knüppel vergleichbar.

Es war ein Glück, dass sie Frau Holzinger vom Wohnzimmerfenster aus kommen sahen, denn ihre Knöchel auf der Haustür waren hart und entschlossen. Sie meinten es ernst.

Liesel vernahm die Worte, die sie befürchtet hatte.

»Geh, und mach auf«, sagte Mama, und Liesel, die wusste, was gut für sie war, tat wie befohlen.

»Ist deine Mama zu Hause?«, wollte Frau Holzinger wissen. Errichtet aus fünfzig Jahre altem Drahtgeflecht, so stand sie auf der Eingangstreppe, schaute sich ständig um und ließ ihre Augen über die Straße huschen. »Ist deine Mutter, diese Kuh, nun da oder nicht?«

Liesel drehte sich um und rief nach Rosa.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH

FÜNFTER EINTRAG

Gelegenheit, **geeigneter Augenblick, günstige Umstände für die Ausführung von etwas, eines Plans, Vorhabens. Synonyme: Chance, Möglichkeit.**

Rosa stand schon hinter ihr. »Was willst du denn hier? Willst du jetzt auch noch auf meinen Küchenboden spucken?«

Frau Holzinger ließ sich nicht im Mindesten beirren. »Begrüßt du so jeden, der an deine Tür klopft? Was für ein G'sindel!«

Liesel schaute zu. Unglücklicherweise stand sie genau zwischen den beiden Frauen. Rosa zog sie aus dem Weg. »Also, sagst du mir jetzt, was du willst, oder nicht?«

Frau Holzinger schaute wieder auf die Straße und sagte dann zu Rosa: »Ich möchte dir einen Vorschlag machen.«

Mama verlagerte ihr Gewicht von einem Fuß auf den anderen. »Ach, tatsächlich?«

»Nein, nicht dir.« Sie ließ Rosa mit Verachtung in der Stimme links liegen und schaute Liesel an. »Dir.«

»Warum wolltest du dann mich sprechen?«

»Na, ich brauche doch wenigstens deine Erlaubnis.«

Oh, Maria, Heilige Muttergottes, dachte Liesel. Das hat mir noch gefehlt. Was zum Donner kann sie nur von mir wollen?

»Das Buch, das du im Luftschutzraum gelesen hast, hat mir gefallen.«

Nein. Das kriegst du nicht.

Liesel war zu allem entschlossen.

»Ja?«

»Ich habe eigentlich gehofft, dass ich den Rest beim nächsten Mal im Keller zu hören bekäme, aber es sieht so aus, als würde man uns in Ruhe lassen.« Sie rollte mit den Schultern und reckte den Draht in ihrem Rücken. »Also möchte ich, dass du zu mir kommst und mir vorliest.«

»Du hast vielleicht Nerven, Holzinger.« Rosa überlegte noch, ob sie wütend werden sollte oder nicht. »Wenn du glaubst, dass ...«

»Dann spucke ich auch nicht mehr gegen

eure Tür«, unterbrach Frau Holzinger sie. »Und ich gebe euch meine Kaffee-Rationen.«

Rosa beschloss, nicht wütend zu werden. »Und auch etwas Mehl?«

»Was - bist du unter die Juden gegangen? Nur den Kaffee. Du kannst ihn ja gegen Mehl eintauschen.«

Es war entschieden.

Ohne das Mädchen.

»Also gut, dann ist es abgemacht.«

»Mama?«

»Ruhe, Saumensch. Geh, und hol das Buch.« Mama wandte sich wieder zu Frau Holzinger. »An welchen Tagen passt es denn?«

»Montags und freitags, vier Uhr nachmittags. Und heute, gleich jetzt.«

Liesel folgte den soldatischen Schritten zu Frau Holzingers Haus nebenan, das ein Spiegelbild der Hubermann'schen Behausung war. Vielleicht etwas größer.

Sie setzte sich an den Küchentisch, und Frau Holzinger nahm ihr gegenüber

Platz. »Lies«, sagte sie.

»Kapitel zwei?«

»Nein, Kapitel acht. Natürlich Kapitel zwei! Jetzt fang schon an, bevor ich dich rauswerfe.« »Ja, Frau Holzinger.«

»Und hör auf mit >Ja, Frau Holzinger< Mach endlich das Buch auf. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Du lieber Gott, dachte Liesel. Das ist meine Strafe für das Stehlen. Jetzt hat sie mich schließlich doch noch ereilt.

Sie las eine Dreiviertelstunde lang, und

als das Kapitel beendet war, schob sich eine Tüte mit Kaffee auf den Tisch.

»Danke«, sagte die Frau. »Es ist eine gute Geschichte.« Sie drehte sich zum Herd um und setzte Kartoffeln auf. Ohne sich umzublicken, sagte sie: »Bist du immer noch da?«

Liesel verstand dies als Aufforderung, sich zu entfernen. »Danke schön, Frau Holzinger.« An der Tür sah sie die gerahmten Fotos von zwei jungen Männern in Uniform und warf ein »Heil Hitler« hinterher, wobei sie den Arm in Richtung Küche hob.

»Ja.« Frau Holzinger war stolz und furchtsam. Zwei Söhne in Russland. »Heil Hitler.« Sie brachte das Wasser zum Kochen und raffte sich sogar auf, Liesel ein paar Schritte in Richtung Tür zu begleiten. »Bis morgen?«

Der nächste Tag war ein Freitag. »Ja, Frau Holzinger. Bis morgen.«

Liesel rechnete später aus, dass sie noch vier Mal zu Frau Holzinger ging und ihr vorlas, bis die Juden durch Molching getrieben wurden.

Sie gingen nach Dachau, um sich zu konzentrieren.

Das macht zwei Wochen, schrieb sie später im Keller. ***Zwei Wochen, um die Welt zu verändern, und vierzehn Tage, um sie zu ruinieren.***

DER LANGE MARSCH NACH DACHAU

Manche Leute behaupten, dass der Lastwagen eine Panne hatte, aber ich kann euch versichern, dass das nicht stimmt. Ich war dabei.

In Wirklichkeit war es ein Meereshimmel mit weißer Wolkengischt.

Und in Wirklichkeit gab es auch mehr als ein Fahrzeug. Drei Lastwagen haben nicht alle gleichzeitig eine Panne.

Als die Soldaten anhielten, um Essen und Zigaretten miteinander zu teilen und die Gepäckstücke der Juden zu durchwühlen, brach einer der Gefangenen halb verhungert und krank zusammen. Ich habe keine Ahnung, woher der Transport kam, aber es waren noch gut sechs Kilometer bis Molching und noch viel mehr Schritte bis zum Konzentrationslager in Dachau.

Ich kletterte durch die Windschutzscheibe des Lastwagens,

fand den verstorbenen Mann und sprang hinten wieder heraus. Seine Seele war hager. Sein Bart war verknotet und verworren.

Meine Füße landeten geräuschvoll auf dem Kies, aber weder die Soldaten noch die Gefangenen hörten einen Laut. Doch sie alle konnten mich riechen.

Mein Gedächtnis sagt mir, dass es hinten in dem Lastwagen vor Wünschen nur so wimmelte. Innere Stimmen riefen mir zu.

Warum er und nicht ich?

Gott sei Dank, dass ich es nicht bin!

Die Soldaten andererseits waren mit einer anderen Frage beschäftigt. Der kommandierende Offizier trat seine Zigarette aus und fragte die anderen mit rauchgeschwängerter Stimme: »Wann waren diese Ratten das letzte Mal an der frischen Luft?«

Sein Leutnant würgte ein Husten ab. »Sie hätten es mal wieder nötig.«

»Na, wie wäre es? Wir haben doch Zeit, oder nicht?«

»Wir haben immer Zeit, Herr Kommandant.«

»Und es ist herrliches Wetter für eine Parade, findet ihr nicht auch?«

»Stimmt, Herr Kommandant.«

»Worauf warten wir dann noch?«

Liesel spielte Fußball auf der Himmelstraße, als sie der Lärm erreichte. Zwei Jungen rangelten im Mittelfeld um den Ballbesitz. Dann hörte alles auf. Sogar Tommi Müller konnte es hören. »Was ist denn das?«, fragte er, im Tor stehend.

Alle wandten sich in die Richtung, aus der sich das Geräusch von schlurfenden

Füßen und militärischen Stimmen näherte.

»Ist das eine Herde Rinder?«, wunderte sich Rudi. »Das kann doch nicht sein. So hört sich das nicht an, oder?«

Langsam gingen die Kinder auf das Geräusch zu, wie magisch davon angezogen. Sie kamen bei Frau Lindners Laden vorbei. Von Zeit zu Zeit erhoben sich die Stimmen zu Gebrüll.

In einer Wohnung im Obergeschoss eines Hauses an der Ecke zur Münchener Straße stand eine alte Dame am Fenster und verkündete mit unheilschwangerer

Stimme den Ursprung des Aufruhrs.

Hoch oben am Fenster sah ihr Gesicht aus wie eine weiße Fahne, mit feuchten Augen und offenem Mund. Ihre Stimme wollte sich das Leben nehmen, schien mit einem Klappern vor Liesels Füßen zu landen.

Sie hatte graue Haare.

Ihre Augen waren dunkelblau. »Die Juden«, sagte sie. »Die Juden.«

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
SECHSTER EINTRAG

Leid: **a) tiefer seelischer Schmerz als Folge erfahrenen Unglücks. Synonyme: Gram, Jammer, Kummer, Pein, Qual, Schmerz, Unglück, b) Unrecht, Böses, das jemandem zugefügt wird. Synonyme: Unglück, Unrecht.**

Noch mehr Menschen tauchten auf der Straße auf, über die die Ansammlung von Juden und anderen Verurteilten bereits geschoben wurde. Die Vernichtungslager mochten ein Geheimnis sein, aber manchmal wurde den Menschen der Ruhm der Konzentrationslager wie Dachau vor Augen geführt.

In weiter Ferne, auf der anderen Seite, erblickte Liesel einen Mann mit einem Karren voller Farbeimer. Unbehaglich strich er sich mit der Hand durchs Haar.

»Dahinten«, sagte sie zu Rudi und streckte die Hand aus. »Mein Papa.«

Beide überquerten die Straße, und Hans Hubermann machte zuerst Anstalten, sie wegzuschicken. »Liesel«, sage er. »Vielleicht solltest du...«

Aber er merkte, dass das Mädchen zum Bleiben entschlossen war, und vielleicht war dies etwas, was sie sehen musste. In der leichten Herbstbrise stellte er sich

neben sie. Er sagte nichts.

Sie standen auf der Münchener Straße und schauten. Andere kamen zu ihnen und schoben sich vor sie.

Sie sahen zu, wie die Juden die Straße entlangkamen, wie eine Palette aus Farben. So hat sie die Bücherdiebin zwar nicht beschrieben, aber glaubt mir, genau das waren sie, denn viele von ihnen würden sterben. Sie würden mich begrüßen als ihren letzten wahren Freund, mit Knochen aus Rauch und Seelen, die hinter ihnen baumelten.

Als sie angekommen waren, pochten ihre

Füße auf der Straße. Ihre Augen waren riesig groß in ihren ausgezehrten Schädeln. Und der Dreck. Der Dreck war an ihnen festgebacken. Ihre Beine taumelten; ihre Körper wurden von Soldatenhänden gestoßen - ein paar ziellose, erzwungene Laufschritte, dann fielen sie wieder in ihr unterernährtes Schlurfen.

Hans sah sie über die Köpfe des versammelten Publikums an. Ich bin mir sicher, dass seine Augen silbern und angespannt waren. Liesel schaute durch die Lücken oder über die Schultern hinweg.

Die leidenden Gesichter der entleerten Männer und Frauen reckten sich ihnen entgegen, flehten: nicht um Hilfe - das hatten sie hinter sich gelassen -, sondern um eine Erklärung. Um irgendetwas, das diese Verwirrung begreifbar machen konnte.

Ihre Füße hoben sich kaum von der Erde.

Davidssterne waren an ihre Kleidung geheftet, und die Qual hing an ihnen wie ein Etikett. »Vergesst euer Leid nicht...« In einigen Fällen wurden sie davon überwuchert wie von Weinranken.

Auch die Soldaten passierten die Zuschauer, befahlen den Gefangenen, sich zu beeilen und mit dem Jammern aufzuhören. Einige der Soldaten waren noch fast Jungen. Der Führer leuchtete in ihren Augen.

Während sie all das betrachtete, gab es für Liesel keinen Zweifel daran, dass dies die ärmsten Seelen der Welt waren. Das ist es, was sie über dieses Erlebnis schrieb. Ihre verhärmten Gesichter waren vor Elend in die Länge gestreckt. Hunger nagte an ihnen, und sie schleppten sich vorwärts, wobei etliche die Augen zu Boden gerichtet hatten, um nicht die Menschen ansehen zu müssen,

die die Straße flankierten. Nur wenige sahen flehend jene an, die gekommen waren, um ihre Erniedrigung, dieses Vorspiel ihres Todes, mit anzusehen. Andere baten darum, dass jemand, irgendjemand, vortrete und sie in die Arme nehme.

Niemand tat es.

Egal ob sie diese Parade mit Stolz betrachteten, mit zitternden Herzen oder voller Scham, niemand trat vor und tat etwas. Noch nicht.

Von Zeit zu Zeit fiel der Blick eines Mannes oder einer Frau - nein, sie

waren keine Männer und Frauen, sie waren Juden - auf Liesels Gesicht in der Menge. Sie begegneten ihr voller Niederlage, und die Bücherdiebin konnte den Blick in diesem langen, unüberwindbaren Moment nur erwidern, bis sie vorbeigegangen waren. Liesel konnte nur hoffen, dass sie in ihren Augen ihre tiefe Trauer erkennen konnten, dass sie wussten, wie wahrhaftig und dauerhaft diese Trauer war.

Ich habe einen von euch bei mir im Keller!, wollte sie sagen. Wir haben zusammen einen Schneemann gebaut! Ich habe ihm dreizehn Geschenke gebracht,

als er krank war!

Doch Liesel sagte nichts dergleichen.

Was hätte es genutzt?

Sie verstand, dass sie für diese Menschen vollkommen wertlos war. Sie konnten nicht gerettet werden, und in wenigen Minuten sollte sie erleben, was mit jenen geschah, die versuchten, ihnen zu helfen.

In einer kleinen Lücke in der Prozessior ging ein Mann, der älter war als die anderen. Er trug einen Bart und zerrissene Kleidung.

Seine Augen hatten die Farbe von Todesqualen, und so wenig Gewicht er auch zu schleppen hatte, so war er doch zu schwer für seine Beine.

Mehrmals fiel er hin.

Die Seite seines Gesichts wurde flach auf den Asphalt gepresst.

Jedes Mal stand ein Soldat über ihm. »Steh auf!«, schrie er hinab.

Der Mann erhob sich auf die Knie und kämpfte sich hoch. Er ging weiter.

Jedes Mal, wenn er wieder zu seiner

Reihe aufgeschlossen war, verlor er schon bald wieder an Fahrt und fiel ein weiteres Mal nieder. Hinter ihm kamen noch mehr - eine ganze Wagenladung voll -, und sie drohten ihn niederzutrampeln.

Der Schmerz in seinen Armen, als sie versuchten, seinen Körper hochzustemmen, war unerträglich. Sie gaben noch ein Mal unter ihm nach, ehe er sich aufrichten konnte und ein weiteres Häuflein Schritte unternahm.

Er war tot.

Der Mann war tot.

Gebt ihm noch fünf Minuten, und er würde in einen deutschen Rinnstein fallen und sterben. Sie würden es zulassen, und sie würden dabei zusehen.

Dann, ein Mensch. Hans Hubermann.

Es geschah so schnell.

Die Hand, die ihre so fest gehalten hatte, löste sich, als der Mann sich zu ihnen kämpfte. Sie fühlte ihre Handfläche auf die Hüfte klatschen.

Papa griff in seinen Karren und holte etwas heraus. Er bahnte sich einen Weg durch die Zuschauer auf die Straße.

Der Jude stand vor ihm und erwartete eine weitere Handvoll Spott, aber er und alle anderen auch sahen, dass Hans Hubermann die Hand ausstreckte und ihm ein Stück Brot darbot. Ein Wunder.

Das Brot wurde von einer Hand zur anderen gereicht, und dann sank der Jude nieder. Er fiel auf die Knie und umklammerte Papas Schienbeine. Er vergrub das Gesicht zwischen ihnen und dankte ihm.

Liesel schaute zu.

Mit Tränen in den Augen sah sie, wie der Mann weiter nach unten rutschte und

Papa dabei zurückschob, um nun in seine Fußgelenke zu weinen.

Andere Juden gingen vorbei; manche schauten auf dieses kleine, vergebliche Wunder. Sie strömten vorbei wie menschliches Wasser. An diesem Tag würden ein paar den Ozean erreichen. Eine weiße Krone erwartete sie dort.

Ein Soldat watete durch die Menschen und hatte schon bald den Ort des Vergehens erreicht. Er betrachtete den knienden Mann und Papa und schaute dann die Menge an. Nach einer kurzen Überlegung nahm er die Peitsche von seinem Gürtel und fing an.

Der Jude wurde sechs Mal gepeitscht. Auf den Rücken, auf den Kopf und auf die Beine. »Du Abschaum! Du Schwein!« Blut rann ihm aus dem Ohr.

Dann war Papa an der Reihe.

Eine Hand hielt Liesel fest, und als sie voller Schrecken neben sich blickte, stand da Rudi Steiner und schluckte, während vor ihnen auf der Straße Hans Hubermann ausgepeitscht wurde. Das Geräusch verursachte ihr Übelkeit, und sie hatte Angst, dass auf dem Körper ihres Papas Risse aufplatzen würden. Er bekam vier Hiebe, dann ging auch er zu Boden.

Als der ältere Jude ein letztes Mal aufstand und sich weiterschleppte, schaute er noch einmal kurz zurück. Er warf einen letzten, traurigen Blick auf den Mann, der jetzt selbst auf der Straße lag, auf dessen Rücken vier Feuerlinien brannten, dessen Knie sich schmerzhaft in den Asphalt bohrten. Aber wenigstens würde der alte Mann sterben wie ein Mensch. Oder zumindest mit dem Gedanken, dass er ein Mensch war.

Was ich darüber denke?

Ich bin mir nicht sicher, ob das gut war.

Als Liesel und Rudi sich zu Hans

durchgekämpft hatten und ihm auf die Beine halfen, waren sie in Stimmen gebadet. In Worte und Sonnenlicht. So blieb es Liesel im Gedächtnis. Das Licht funkelte auf der Straße, und die Worte brachen sich wie Wellen an ihrem Rücken. Erst als die drei weggehen wollten, bemerkten sie das Stück Brot, das verschmäht auf der Straße lag.

Rudi wollte es aufheben, aber ein vorbeigehender Jude riss es ihm aus der Hand, und zwei andere balgten sich mit ihm darum, während sie ihren Weg nach Dachau fortsetzten.

Da liefen silbrige Augen über.

Ein Karren wurde umgeworfen, und Farbe floss auf die Straße. Man nannte ihn einen Judenfreund.

Andere schwiegen und halfen, ihn in Sicherheit zu bringen.

Hans Hubermann hatte sich vorgebeugt und die Arme ausgestreckt. Mit den Händen stützte er sich an eine Hauswand. Er war mit einem Mal überwältigt von dem, was gerade geschehen war.

Ein Bild tauchte auf, schnell und glühend.

Himmelstraße 33 - der Keller.

Panik verfing sich zwischen seinen rasselnden Atemzügen. Jetzt werden sie kommen. Jetzt werden sie kommen. O Herr Jesus, o Herr Jesus.

Er schaute das Mädchen an und schloss die Augen.

»Bist du verletzt, Papa?«

Als Antwort kam eine Gegenfrage.

»Was habe ich mir nur dabei gedacht?« Fest presste er die Augenlider zu und öffnete sie wieder. Sein Arbeitskittel

war zerknittert. Überall an seinen Händen waren Farbe und Blut. Und Brotkrumen. Aber ganz anders als das Brot des Sommers. »O mein Gott Liesel, was habe ich getan?«

Ja.

Ich kann es nicht leugnen.

Was hatte Papa getan?

FRIEDE

Kurz nach elf Uhr in derselben Nacht ging Max Vandenburg durch die Himmelstraße, mit einem Koffer voller

warmer Kleider und Lebensmittel.

Deutsche Luft hing in seinen Lungen.

Die gelben Sterne glühten, als würden sie brennen.

Als er Frau Lindners Eckladen erreichte, blickte er sich ein letztes Mal zur Nummer 33 um. Er konnte die Gestalt nicht sehen, die hinter dem Küchenfenster stand, aber sie sah ihn. Sie winkte, und er winkte nicht zurück.

Liesel fühlte noch seine Lippen auf ihrer Stirn. Sie roch noch seinen Abschiedsatem.

»Ich habe etwas für dich dagelassen«, sagte er, »aber du wirst es erst bekommen, wenn du bereit dafür bist.«

Er ging.

»Max?«

Er kam nicht zurück.

Er war aus ihrem Zimmer gegangen und hatte leise die Tür geschlossen. Im Flur murmelte es. Er war weg.

Als sie in die Küche kam, standen Mama und Papa mit krummen Körpern und eingefrorenen Gesichtern. So standen sie

schon dreißig Sekunden der Ewigkeit da.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
SIEBTER EINTRAG

***Stille:* Zustand, bei dem kein Laut zu hören ist. Synonyme: Friede, Ruhe, Schweigen.**

Wie vollkommen. Friede.

Irgendwo in der Nähe von München lief ein deutscher Jude durch die Dunkelheit. Vier Tage später war er mit Hans Hubermann verabredet (falls man diesen nicht abholte). Als Treffpunkt war eine

Stelle an der Amper ausgemacht worden, dort wo eine zerbrochene Brücke zwischen Fluss und Bäumen lehnte.

Er würde dorthin gehen, aber er würde nur ein paar Minuten bleiben.

Alles, was Papa vier Tage später dort vorfand, war ein Zettel unter einem Stein, am Fuß eines Baums. Er war nicht adressiert und enthielt lediglich einen einzigen Satz.

DIE LETZTEN WORTE VON MA VANDENBURG

Ihr habt genug getan.

Noch mehr als früher war die Himmelstraße 33 nun ein Ort der Stille, und es blieb nicht unbemerkt, dass das Duden Bedeutungswörterbuch sich gründlich irrte, was die Definition des Wortes und besonders die verwandten Wörter betraf.

Stille mochte zwar Schweigen sein, aber keine Ruhe und ganz sicher kein Friede.

DER IDIOT UND DIE MANTELMÄNNER

In der Nacht nach dem Marsch der Juden

saß der Idiot in der Küche, trank bittere Schlucke von Frau Holzingers Kaffee und sehnte sich nach einer Zigarette. Er wartete auf die Gestapo, die Soldaten, die Polizei - auf irgendjemanden, der ihn abholen würde, so wie er es zu verdienen glaubte. Rosa befahl ihm, zu Bett zu kommen. Das Mädchen lungerte im Türrahmen herum. Er schickte sie beide weg und verbrachte die Stunden bis zum Morgen mit dem Kopf in den Händen. Wartend.

Niemand kam.

Jede Zeitspanne brachte die Erwartung der Klopfgeräusche und der drohenden

Worte mit sich.

Aber sie kamen nicht.

Das einzige Geräusch machte er selbst.

»Was habe ich getan?«, fragte er wieder, flüsternd.

»Lieber Gott, was gäbe ich nicht für eine Zigarette«, antwortete er sich selbst. Er war völlig erledigt.

Liesel hörte die sich wiederholenden Sätze, mehrere Male, und es kostete sie viel Überwindung, im Türrahmen stehen zu bleiben. Sie hätte ihn so gern

getröstet, aber sie hatte noch nie einen Menschen gesehen, der so am Boden zerstört war. In dieser Nacht gab es keinen Trost. Max war weg, und Hans Hubermann trug die Verantwortung dafür.

Die Küchenschränke hatten die Form von Schuld, und in seinen Handflächen klebte ölig die Erinnerung an das, was er getan hatte. Sie müssen ja schwitzig sein, dachte Liesel, wenn meine eigenen schon bis zu den Handgelenken nass sind.

Zurück in ihrem Zimmer betete sie.

Hände, Knie, Unterarme gegen die Matratze gelehnt.

»Bitte, Gott, lass Max überleben. Bitte Gott, bitte...«

Ihre leidenden Knie.

Ihre schmerzenden Füße.

Mit dem ersten Licht des Tages wachte sie auf und ging wieder in die Küche. Papa schlief mit dem Kopf auf der Tischplatte. In einem Mundwinkel hatte sich etwas Speichel angesammelt. Der Geruch nach Kaffee war überwältigend, und das Bild von Hans Hubermanns

dummer Freundlichkeit hing immer noch in der Luft. Es war wie eine Zahl oder eine Adresse. Wenn man sie ein paar Mal wiederholt, bekommt man sie nicht mehr aus dem Kopf.

Ihr erster Versuch, ihn zu wecken, blieb ungespürt, aber als sie ein zweites Mal an seiner Schulter rüttelte, schoss sein Kopf erschrocken in die Höhe.

»Sind sie da?«

»Nein, Papa, ich bin's nur.«

Er trank den abgestandenen Kaffee aus. Sein Adamsapfel hob und senkte sich.

»Sie hätten schon längst hier sein sollen. Warum sind sie noch nicht da, Liesel?«

Es war eine Beleidigung.

Sie hätten kommen und das Haus auf den Kopf stellen sollen, hätten nach Beweisen für seine Judenfreundlichkeit oder seine verräterischen Absichten suchen sollen, aber es sah ganz so aus, als wäre Max völlig umsonst gegangen. Er könnte jetzt schlafend im Keller liegen oder an seinem Skizzenbuch arbeiten.

»Du konntest nicht wissen, dass sie nicht kommen würden, Papa.«

»Ich hätte wissen müssen, dass ich dem Mann kein Brot geben durfte. Ich habe einfach nicht nachgedacht.«

»Papa, du hast nichts falsch gemacht.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Er stand auf und ging zur Küchentür hinaus, ließ sie einen Spalt offen. Zu allem Überfluss war es ein herrlicher Morgen.

Nachdem vier Tage vergangen waren, ging Papa an der Amper entlang. Er ging eine lange Strecke. Als er zurückkam, brachte er einen kleinen Zettel mit und

legte ihn auf den Küchentisch.

Eine weitere Woche verging, und immer noch wartete Hans Hubermann auf seine Bestrafung. Die Striemen auf seinem Rücken vernarbten, und er verbrachte viel Zeit damit, durch Molching zu laufen. Frau Lindner spuckte ihm vor die Füße. Frau Holzinger hielt ihr Versprechen und spuckte die Tür der Hubermanns nicht mehr an. Frau Lindner war ein würdiger Ersatz. »Ich wusste es«, verhöhnte ihn die Frau, »Sie dreckiger Judenfreund.«

Unbeteiligt ging er weiter. Oft fand Liesel ihn an der Amper, auf der Brücke.

Seine Arme lagen auf dem Geländer, und er beugte seinen Oberkörper darüber hinweg. Kinder auf Fahrrädern sausten an ihm vorbei, oder sie rannten mit lauten Stimmen über das Holz. Nichts von alledem berührte ihn auch nur im Mindesten.

DUDEN
BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH
ACHTER EINTRAG

Trauer, **seelischer Schmerz über ein Unglück oder einen Verlust. Synonyme: Schwermut, Wehmut.**

»Siehst du ihn?«, fragte er Liesel eines

Nachmittags, als sie neben ihm stand und sich ebenfalls über das Geländer beugte. »Da unten im Wasser.«

Der Fluss strömte nicht besonders schnell. In den langsam rollenden Wellen sah Liesel die Kontur von Max Vandenburgs Gesicht, sah sein fedriges Haar und den Rest von ihm. »Er hat in unserem Keller gegen den Führer geboxt.«

»Jesus, Maria und Josef.« Papas Hände krampften sich um das Geländer. »Ich bin so ein Idiot.«

Nein, Papa.

Du bist nur ein Mensch.

Die Worte fielen ihr über ein Jahr später ein, als sie im Keller schrieb. Sie wünschte, sie hätte sie damals schon gehabt.

»Ich bin dumm«, sagte Hans Hubermann zu seiner Pflegetochter. »Und ich bin freundlich. Was mich zum größten Idioten der ganzen Welt macht. Die Sache ist die: Ich ***will,*** dass sie mich holen kommen. Alles ist besser als diese Warterei.«

Hans Hubermann brauchte eine Rechtfertigung. Er musste Gewissheit

haben, dass Max Vandenburg sein Haus aus gutem Grund verlassen hatte.

Endlich, nach drei Wochen des Wartens, glaubte er seinen Moment gekommen.

Es war spät.

Liesel kehrte von Frau Holzinger zurück, als sie zwei Männer in langen schwarzen Mänteln sah. Sie rannte ins Haus.

»Papa! Papa!« Sie hätte beinahe den Küchentisch umgeworfen. »Papa, sie sind hier!«

Mama kam zuerst. »Was soll dieses

Geschrei, Saumensch? Wer ist hier?«

»Die Gestapo.«

»Hansi!«

Er war schon da, und er ging vor das Haus, um sie zu begrüßen. Liesel wollte mitkommen, aber Rosa hielt sie zurück, und die beiden schauten durchs Fenster zu.

Papa stand abmarschbereit am Tor. Er war ganz zappelig.

Mama packte Liesel am Arm.

Die Männer gingen vorbei.

Papa schaute erschrocken zum Fenster, wo Liesel und Rosa Hubermann standen. Dann ging er zum Tor hinaus. Er rief ihnen nach: »He! Hier bin ich! Sie suchen doch mich! Ich wohne hier!«

Die Mantelmänner blieben einen Moment lang stehen und schauten in ihren Notizbüchern nach. »Nein, nein«, sagten sie zu Hans. Ihre Stimmen waren tief und wuchtig. »Sie sind ein bisschen zu alt für unsere Zwecke.«

Sie gingen weiter, aber nicht sehr weit. Vor Haus Nummer 35 blieben sie kurz

stehen und traten dann durch das Tor.

»Frau Steiner?«, fragten sie, als ihnen die Tür geöffnet wurde.

»Ja?«

»Wir möchten gerne mit Ihnen über eine wichtige Angelegenheit sprechen.«

Die Mantelmänner standen wie bekleidete Steinsäulen auf der Schwelle zu Steiners kleinem Häuschen.

Aus irgendeinem Grund fragten sie nach dem Jungen. Die Mantelmänner waren wegen Rudi gekommen.

TEIL 8

DIE WORTESCHÜTTLERIN

Es wirken mit:

Dominos und Dunkelheit - die Überlegung, wie Rudi nackt aussieht - Strafe - die Frau eines Mannes, der sein Versprechen hält - ein Sammler - die Brotesser - eine Kerze in den Bäumen - ein verstecktes Skizzenbuch - und die Anzugsammlung des Anarchisten

DOMINOS UND DUNKELHEIT

Mit den Worten von Rudis jüngster Schwester gesprochen: Da saßen zwei Ungeheuer in der Küche. Ihre Stimmen kneteten systematisch die Tür, auf deren anderer Seite drei der Steiner-Kinder Domino spielten. Die anderen drei saßen ahnungslos im Schlafzimmer und hörten Radio. Rudi hoffte, dass das alles nichts mit der Sache zu tun hatte, die letzte Woche in der Schule passiert war. Es war etwas, das er Liesel nicht hatte erzählen wollen und worüber er auch zu Hause nicht sprach.

EIN GRAUER NACHMITTAG I EINEM KLEINEN SCHULBÜRO *9

Drei Jungen standen in einer Reihe. Ihre Akten und ihre Körper wurden gründlich gemustert.

Nach dem vierten Dominospiel stellte Rudi die Steine in Reihen auf, erschuf Muster, die sich quer durchs Wohnzimmer zogen. Wie immer ließ er hier und da ein paar Lücken frei, für den Fall, dass eines seiner Geschwister seinen vorwitzigen Finger dazwischensteckte, wie es gewöhnlich geschah.

»Darf ich sie umwerfen, Rudi?«

»Nein.«

»Und ich?«

»Nein. Wir machen es zusammen.«

Er baute drei getrennte Reihen, die alle zu dem Turm aus Dominosteinen in der Mitte führten. Zusammen konnten sie dann zuschauen, wie alles, was sie so sorgfältig aufgerichtet hatten, zusammenbrach, und alle würden lächeln angesichts der Schönheit dieser Zerstörung.

Die Stimmen in der Küche wurden jetzt lauter. Eine fuhr über die andere, um sich Gehör zu verschaffen. Sätze kämpften um Aufmerksamkeit, bis eine

Person, die bislang geschwiegen hatte, sich dazwischenschob.

»Nein«, sagte sie. Und noch einmal: »Nein.« Und obwohl die anderen mit dem Streit fortfuhren, wurden sie erneut von derselben Stimme zum Schweigen gebracht. »Bitte«, flehte Barbara Steiner sie an. »Nicht mein Junge.«

»Dürfen wir eine Kerze anzünden, Rudi?«

So hatte es ihr Vater oft mit ihnen gemacht. Er schaltete das Licht aus, und im Kerzenschein schauten sie zu, wie die Dominosteine umfielen. Das verlieh dem

Ereignis eine gewisse Erhabenheit.

Rudis Beine schmerzten ihn ohnehin. »Ich gehe ein Streichholz holen.«

Der Lichtschalter befand sich neben der Tür.

Leise ging er mit der Streichholzschachtel in der einen und der Kerze in der anderen Hand darauf zu.

Von der anderen Seite der Tür erklommen die Stimmen der drei Männer und der Frau die Scharniere. »Die besten Noten der Klasse«, sagte eines

der Ungeheuer. Eine solche Tiefe und Trockenheit. »Von seinen sportlichen Leistungen gar nicht zu reden.« Verdammt nochmal, warum musste er auch die ganzen Rennen beim Sportfest gewinnen?

Deutscher.

Verdammt sollte dieser Deutscher sein. Aber dann begriff er.

Das war nicht Franz Deutschers Schuld sondern seine eigene. Er hatte seinem einstigen Quälgeist beweisen wollen, wozu er fähig war, aber er hatte es auch allen anderen beweisen wollen. Und

jetzt waren ***die anderen*** in der Küche.

Er zündete die Kerze an und schaltete das Licht aus.

»Fertig?«

»Aber ich weiß doch, wie es da zugeht.« Das war die unverwechselbare, hölzerne Stimme seines Vaters.

»Mach schon, Rudi, beeil dich.«

»Ja, aber verstehen Sie doch, Herr Steiner, dies alles dient einem höheren Zweck. Denken Sie nur einmal an die Möglichkeiten, die sich Ihrem Sohn

eröffnen. Das ist ein wirkliches Privileg.«

»Rudi, die Kerze tropft schon.«

Er scheuchte sie weg und wartete wieder auf Alex Steiner. Er kam.

»Privileg? Zum Beispiel barfuß durch den Schnee rennen? Oder von einem Zehn-Meter-Sprungbrett in einen Meter tiefes Wasser springen?«

Rudis Ohr lag nun fest an der Tür. Kerzenwachs schmolz auf seine Hand.

»Gerüchte.« Die trockene, dürre

Stimme, tief und sachlich, hielt eine Antwort auf alles bereit. »Unsere Schule ist eine der besten, die es je gab. Nein, sie ist ***d i e*** beste. Wir formen eine deutsche Elite, im Namen des Führers...«

Rudi konnte nicht länger zuhören.

Er kratzte sich das Kerzenwachs von der Hand und zog sich von dem Splitter aus Licht zurück, der durch einen Spalt in der Tür fiel. Als er sich hinsetzte, ging die Flamme aus. Er hatte sich zu heftig bewegt. Dunkelheit strömte herein. Das einzige Licht, das zur Verfügung stand, war eine weiße, rechteckige Schablone

in Form der Küchentür.

Er strich ein weiteres Streichholz an und entzündete die Kerze erneut. Der süße Duft von Feuer und Kohle.

Rudi und seine Schwestern tippten ihre Dominosteine an und schauten zu, wie sie kippten, bis der Turm in der Mitte in sich zusammenfiel. Die Mädchen jubelten.

Kurt, der ältere Bruder, betrat den Raum.

»Sie sehen aus wie Leichen«, sagte er.

»Was?«

Rudi schaute hoch in das dunkle Gesicht, aber Kurt gab keine Antwort. Er hatte den Streit in der Küche bemerkt. »Was ist da drin los?«

Eins der Mädchen antwortete. Die Jüngste, Bettina. Sie war fünf. »Da sind zwei Ungeheuer«, sagte sie. »Sie sind wegen Rudi gekommen.«

Wieder einmal das Menschenkind. So viel schlauer.

Später, als die Mantelmänner gegangen waren, nahmen die beiden Jungen - der

eine siebzehn, der andere vierzehn - all ihren Mut zusammen und gingen in die Küche.

Im Türrahmen blieben sie stehen. Das Licht plagte ihre Augen.

Kurt sprach. »Nehmen sie ihn mit?«

Die Unterarme der Mutter lagen flach auf dem Tisch. Ihre Handflächen wiesen nach oben. Alex Steiner hob den Kopf. Er war schwer.

Sein Ausdruck war scharf und klar umrissen, wie frisch gemeißelt.

Eine hölzerne Hand wischte die Splitter aus seinen Haaren, und er setzte mehrmals zum Sprechen an.

»Papa?«

Aber Rudi ging nicht zu seinem Vater.

Er setzte sich an den Küchentisch und nahm die himmelwärts gerichteten Hände seiner Mutter.

Alex und Barbara Steiner verrieten nicht, worüber in der Küche gesprochen wurde, während im Wohnzimmer die Dominosteine fielen wie Leichen. Wenn Rudi bloß noch ein paar Minuten länger

an der Tür gelauscht hätte ...

In den folgenden Wochen redete er sich ein - oder besser gesagt: er flehte sich selbst an -, dass er, wenn er den Rest des Gesprächs an jenem Abend gehört hätte, viel früher in die Küche gegangen wäre. »Ich werde gehen«, hätte er gesagt. »Bitte, nehmen Sie mich mit. Ich bin bereit.«

Wenn er sich eingemischt hätte, hätte er alles verändern können.

DREI MÖGLICHKEITEN

1. **Alex Steiner hätte nicht die gleiche**

Strafe ereilt wie Hans Hubermann.

2. **Rudi hätte Molching verlassen und wäre in eine andere Schule gegangen.**

3. **Und vielleicht, nur vielleicht, hätte er überlebt.**

Aber die Grausamkeit des Schicksals gestattete es Rudi Steiner nicht, im richtigen Moment die Küche zu betreten.

Er hatte sich seinen Schwestern und den Dominosteinen zugewandt. Er setzte sich.

Rudi Steiner ging nirgends hin.

DIE ÜBERLEGUNG, WIE RUDI NACKT AUSSIEHT

Da war eine Frau gewesen.

Sie hatte in der Ecke gestanden.

Sie hatte den dicksten Zopf, den er je gesehen hatte. Er seilte sich über ihren Rücken ab, und gelegentlich, wenn sie ihn über die Schulter nach vorne legte, hing er wie ein überfüttertes Tier zwischen ihren kolossalen Brüsten. Alles an ihr schien überdimensional. Ihre Lippen, ihre Beine. Ihre gepflasterten Zähne. Sie hatte eine

große, unverblümte Stimme. Keine Zeit zu verlieren. »Komm«, befahl sie ihm. »Stell dich hier hin.«

Verglichen mit ihr, war der Arzt ein kahl werdendes Nagetier. Er war klein und behände und hastete in dem Büro mit scheinbar besessenen und doch gezielten Bewegungen herum. Und er war erkältet.

Es war schwer zu sagen, welcher der drei Jungen sich am zögerlichsten seiner Kleidung entledigte, als man es ihnen befahl. Der erste schaute von einem zum anderen, von dem ältlichen Lehrer zu der riesenhaften Krankenschwester und dann zu dem zwergenhaften Arzt.

Der in der Mitte blickte lediglich auf seine Füße, und der ganz links dankte allen Heiligen, dass er sich in einem Schulbüro und nicht in einer dunklen Gasse befand. Die Schwester, so fand Rudi, war ein wahrer Kinderschreck.

»Wer ist der Erste?«, wollte sie wissen.

Der beaufsichtigende Lehrer, Herr Heckenstaller, antwortete ihr. Er war mehr ein schwarzer Anzug als ein lebendiger Mann. Sein Gesicht bestand aus einem Schnurrbart. Er warf einen prüfenden Blick auf die Jungen und traf eine schnelle Entscheidung.

»Schwarz.«

Der unglückliche Jürgen Schwarz zog mit sichtlichem Unbehagen die Uniform aus. Seine Schuhe und seine Unterhose behielt er an. Eine vergebliche Bitte hatte sich auf seinem Gesicht festgehakt.

»Und?«, sagte Herr Heckenstaller. »Die Schuhe?«

Er zog Schuhe und Socken aus.

»Die Unterhose auch«, sagte die Krankenschwester.

Sowohl Rudi als auch der andere Junge,

Olaf Spiegel, hatten währenddessen angefangen, sich ebenfalls auszuziehen, aber sie waren noch weit von dem entwürdigenden Zustand entfernt, in dem sich Jürgen Schwarz befand. Der Junge zitterte. Er war ein Jahr jünger als die beiden anderen, aber größer. Als seine Unterhose fiel, stand er nur mit bitterer Scham bekleidet in dem kleinen, kalten Büro. Seine Selbstachtung schlotterte ihm um die Fußgelenke.

Die Krankenschwester betrachtete ihn eingehend. Ihre Arme waren vor ihrem niederschmetternden Busen verschränkt.

Heckenstaller wies die anderen beiden an, sich zu beeilen.

Der Arzt kratzte sich am Kopf und hustete. Seine Erkältung würde ihn noch umbringen.

Die drei nackten Jungen wurden, auf dem kalten Boden stehend, untersucht.

Sie bedeckten ihre Genitalien mit ihren Händen und zitterten wie Luft über heißem Asphalt.

Zwischen Husten und Niesen erteilte ihnen der Arzt Befehle. »Einatmen.« Schnief. »Ausatmen.« Keuch.

»Arme ausstrecken.« Hust. »Ich sagte: A r m e ***ausstrecken.«*** Ein horrender

Hustenschwall.

Wie Menschen nun einmal sind, so suchten auch die Jungen in dem jeweiligen Nachbarn nach irgendeinem Zeichen von Mitgefühl. Aber da war keines. Alle drei lösten ihre Hände von ihren Gliedern und streckten die Arme aus. Rudi hatte nicht das Gefühl, einer Herrenrasse anzugehören.

»Wir sind erfolgreich dabei«, erklärte die Krankenschwester dem Lehrer, »eine neue Zukunft zu erschaffen. Sie besteht aus einer neuen Klasse von physisch und geistig überlegenen Deutschen. Einer Offiziersklasse.«

Unglücklicherweise wurde ihre Predigt durch den Arzt unterbrochen, der sich niederkrümmte und mit Hingabe die von den Jungen abgelegten Kleidungsstücke anhustete. Tränen traten ihm in die Augen, und Rudi wunderte sich.

Eine neue Zukunft? Mit dem da?

Klugerweise behielt er seine Gedanken für sich.

Die Untersuchung war zu Ende, und er vollführte seinen ersten nackten Hitlergruß. Es war verrückt, aber er fühlte sich dabei nicht einmal unwohl.

Ihrer Würde vollständig beraubt, erlaubte man den Jungen, sich wieder anzukleiden. Als man sie aus dem Büro schickte, hörten sie, wie drinnen bereits über sie gesprochen wurde.

»Sie sind ein bisschen älter als gewöhnlich«, sagte der Arzt, »aber ich glaube, zwei von ihnen können wir gebrauchen.«

Die Krankenschwester teilte seine Meinung. »Den Ersten und den Dritten.«

Drei Jungen standen draußen. Erster und Dritter.

»Du warst der Erste, Schwarz«, sagte Rudi. Dann fragte er Olaf Spiegel: »Wer war der Dritte?«

Spiegel dachte nach. Meinten sie den Dritten in der Reihe oder den Dritten, der untersucht wurde? Es spielte keine Rolle. Er wusste, was er glauben wollte. »Bestimmt du.«

»Unsinn, Spiegel, du warst es.«

EINE GARANTIE

Die Mantelmänner wussten, wer der Dritte war.

Am Tag nachdem sie die Himmelstraße aufgesucht hatten, saß Rudi mit Liesel auf den Stufen zu seinem Haus und erzählte ihr die ganze Geschichte, bis ins kleinste Detail. Er gab sein Schweigen auf und erzählte ihr von jenem Tag, als er aus dem Unterricht geholt worden war. Sie teilten sogar ein Lachen über die riesenhafte Krankenschwester und den Ausdruck auf dem Gesicht von Jürgen Schwarz. Aber die meiste Zeit war die Erzählung von Angst geprägt, besonders als Rudi zu der Stelle kam, wo es um das Gespräch in der Küche und die Dominoleichen ging.

Tagelang bekam Liesel einen Gedanken

nicht aus dem Kopf.

Es war die Untersuchung der drei Jungen, oder - wenn sie ehrlich war - die von Rudi.

Sie lag im Bett, vermisste Max, fragte sich, wo er war, und betete, dass es ihm gut ging, aber irgendwo, weit darüber, stand Rudi.

Er glühte im Dunkeln, völlig nackt.

In dieser Vision lag ein namenloser Schrecken, der in dem Moment, in dem Rudi gezwungen wurde, seine Hände wegzunehmen, unsagbare Ausmaße

annahm. Es war, gelinde gesagt, beunruhigend, aber trotzdem konnte sie nicht aufhören, daran zu denken.

STRAFE

Auf den Marken, die zur Rationierung des Lebens dienten, stand nichts von Strafe, aber jeder in Deutschland kam an die Reihe. Für die einen war es der Tod im Kampf in einem fremden Land. Für die anderen waren es Elend und Schuld, als der Krieg vorbei war, als man überall in Europa die sechs Millionen entdeckte. Viele Menschen sahen wohl mit offenen Augen ihrer Strafe entgegen, aber nur wenige hießen sie willkommen.

Ein solcher Mensch war Hans Hubermann.

Man half keinem Juden auf offener Straße. Man versteckte keinen Juden im Keller.

Zunächst fand die Bestrafung in seinem Gewissen statt. Die unnötige Vertreibung von Max Vandenburg plagte ihn. Liesel sah, wie dieses Gefühl während des Abendessens neben seinem Teller saß, den er nicht anrührte, oder neben ihm auf der Brücke über die Amper stand. Er spielte nicht mehr auf dem Akkordeon. Das war schlimm genug, aber es war erst der Anfang.

An einem Mittwoch Anfang November lag die wahre Strafe im Briefkasten. Oberflächlich betrachtet schien es eine gute Nachricht zu sein.

EIN BLATT PAPIER IN DER KÜCHE

Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass Ihr Antrag auf Mitgliedschaft in der NSDAP angenommen wurde...

»Die Nazis?«, fragte Rosa. »Ich dachte die wollen dich nicht.« »So war es auch.«

Papa setzte sich und las den Brief noch einmal.

Er wurde nicht wegen Verrats angeklagt oder weil er einem Juden geholfen hatte. Nichts dergleichen. Hans Hubermann wurde belohnt, so wenigstens würden es manche betrachten. Wie war das möglich?

»Da steckt etwas dahinter.«

Richtig.

Am Freitag kam der Bescheid, dass Hans Hubermann der Deutschen Wehrmacht beizutreten habe. Als

Mitglied der Partei sei er sicher gerne bereit, seinen Anteil zum Gelingen des Krieges beizutragen, so schloss der Brief. Wenn nicht, würde das Konsequenzen nach sich ziehen.

Liesel war gerade von ihrer Lesestunde bei Frau Holzinger zurückgekehrt. In der Küche hingen schwer der Suppendampf und die leeren Gesichter von Hans und Rosa Hubermann. Pape saß. Mama stand hinter ihm. Die Suppe brannte an.

»Gott, bitte, nicht nach Russland«, sagte Papa.

»Mama, die Suppe brennt an.«

»Was?«

Liesel eilte durch die Küche und nahm den Topf vom Herd. »Die Suppe.« Nachdem sie das Essen glücklich gerettet hatte, drehte sie sich um und schaute ihre Pflegeeltern an. Gesichter wie Geisterstädte.

»Papa, was ist los?«

Er reichte ihr den Brief, und ihre Hände fingen an zu zittern, während sie ihn las. Die Worte waren gewaltsam ins Papier getippt worden.

WAS SICH IN LIESE

MEMINGERS VORSTELLUN ABSPIELTE

In der erschütterten Küche, ganz in der Nähe des Herds, entsteht das Bild einer einsamen, überarbeiteten Schreibmaschine. Die Buchstaben auf den Tasten sind abgenutzt, und ein leeres Blatt Papier wartet aufrecht in einer angemessenen Haltung. Es schwankt leicht in der Brise, die durch das Fenster hineinzieht. Die Kaffeepause ist fast vorbei. Ein Stapel Papier von der Größe eines Menschen steht lässig neben der Tür. Vielleicht raucht er.

In Wahrheit sah Liesel die Schreibmaschine erst später vor sich, als sie darüber schrieb. Sie fragte sich, wie viele gleichlautende Briefe als Bestrafung an deutsche Hans Hubermanns und Alex Steiners geschickt worden waren - an jene, die den Hilflosen halfen und sich weigerten, ihre Kinder herzugeben.

Es war ein Zeichen für die wachsende Verzweiflung der deutschen Wehrmacht.

In Russland erlitten sie Niederlagen.

Deutsche Städte wurden zerbombt.

Mehr Menschen wurden gebraucht, genauso wie Mittel und Wege, an sie heranzukommen, und in den meisten Fällen übertrug man die schlimmsten Aufgaben den schlimmsten Unruhestiftern.

Während ihre Augen über das Papier flogen, konnte Liesel durch die eingedrückten Buchstabenlöcher die Holzplatte des Küchentischs sehen. Wörter wie ***Pflicht*** und ***Ehre*** waren in die Seite gehämmert. Speichel floss. Das Verlangen, sich zu übergeben. »Was ist das?«

Papas Antwort war leise. »Ich dachte,

ich hätte dich Lesen gelehrt, mein Mädchen.« Er sprach ohne Wut oder Sarkasmus. Es war die Stimme der Leere, die zu seinem Gesicht passte.

Liesel schaute jetzt Mama an.

Rosa hatte einen kleinen Riss unter ihrem rechten Auge, und innerhalb einer Minute durchzog er ihr Pappgesicht. Nicht bis zur Mitte, nur auf der rechten Seite. Er bohrte sich in einem Bogen die Wange hinab bis zum Kinn.

ZWANZIG MINUTEN SPÄTER: EI MÄDCHEN AUF DER HIMMELSTRASSE

Sie schaut hoch. Sie spricht flüsternd. »Der Himmel ist heute so weich, Max. Die Wolken sind weich und traurig, und...« Sie wendet den Blick ab und verschränkt die Arme. Sie denkt an ihren Papa, der in den Krieg zieht, und packt rechts und links des Körpers ihre Jacke. »Und es ist kalt, Max. Es ist so kalt...«

Fünf Tage später, als sie wieder einmal nach dem Wetter schaute, bekam sie keine Möglichkeit, in den Himmel zu blicken.

Nebenan saß Barbara Steiner mit ordentlich gekämmtem Haar auf der

Treppe. Sie rauchte eine Zigarette und zitterte. Liesel wollte zu ihr gehen, als Kurt aus dem Haus kam und sich zu seiner Mutter setzte.

Sein Blick fiel auf das Mädchen.

»Setz dich her, Liesel. Rudi kommt gleich.«

Nach kurzem Zögern ging Liesel auf das Haus der Steiners zu.

Barbara rauchte.

Eine zerknüllte Aschefalte baumelte am Ende der Zigarette. Kurt nahm sie,

klopfte die Asche ab und gab sie zurück.

Kurze Zeit später drücke Rudis Mutter die Zigarette aus und schaute auf. Sie strich mit der Hand über die ordentlichen Linien ihres Haars.

»Unser Papa geht auch«, sagte Kurt. Stille.

Eine Gruppe Kinder spielte in der Nähe von Frau Lindners Eckladen Ball.

»Wenn sie kommen und eines von deinen Kindern holen wollen«, sagte niemand Bestimmtem, »dann wird erwartet, dass man Ja sagt.«

DIE FRAU EINES MANNES, DER SEIN VERSPRECHEN HÄLT

IM KELLER, NEUN UH MORGENS

Noch sechs Stunden bis zum Abschied: »Ich habe auf einem Akkordeon gespielt, Liesel. Es gehörte jemand anderem.« Er schloss die Augen. »Das war der Anfang vom Ende.«

Das Glas Champagner im letzten Sommer nicht mitgerechnet, hatte Hans Hubermann seit etwa zehn Jahren keinen Alkohol mehr angerührt. Dann kam die

Nacht, bevor er seine Ausbildung bei der Wehrmacht antreten musste.

Er ging am Nachmittag mit Alex Steiner in den »Knoller« und blieb bis zum späten Abend dort. Beide Männer missachteten die Warnung ihrer Ehefrauen und betranken sich bis zum Umfallen, nicht zuletzt, weil Dieter Westheimer, der Wirt vom »Knoller«, ihnen eine Runde nach der anderen ausgab.

Als er noch nüchtern war, wurde Hans gebeten, auf die Bühne zu gehen und Akkordeon zu spielen. Passenderweise spielte er »Das Lied vom traurigen

Sonntag«, die berühmte ungarische Selbstmordhymne, und obwohl er all die Traurigkeit heraufbeschwor, die die Melodie mit sich brachte, war es trotzdem ein voller Erfolg. Liesel stellte sich die Szene in Bild und Ton vor. Münder waren voll. Leere Biergläser waren mit Schaum bestreift. Die Blasebälge seufzten, und das Lied war vorbei. Menschen klatschten. Die biergefüllten Münder begleiteten ihn jubelnd zurück zur Theke.

Nachdem er den Weg nach Hause gefunden hatte, gelang es Hans nicht, den Schlüssel ins Schlüsselloch zu stecken. Und so klopfte er. Mehrmals.

»Rosa!«

Es war die falsche Tür.

Frau Holzinger war nicht begeistert.

»Du Schwein! Du klopfst ans falsche Haus!« Sie rammte die Worte durch das Schlüsselloch. »Nebenan, du dämlicher Saukerl.«

»Danke, Frau Holzinger.«

»Du kannst mich mal, du Arschloch.«

»Wie bitte?«

»Geh heim!«

»Danke, Frau Holzinger.

»Habe ich dir nicht gerade gesagt, was du mich kannst?« »Haben Sie?«

(So jedenfalls rekonstruierte Liesel später das Gespräch, anhand dessen, was Papa ihr später, nachdem er wieder nüchtern geworden war, erzählte, und anhand ihrer eigenen Erfahrungen mit der übellaunigen Frau.)

»Mach, dass du wegkommst!«

Als er endlich heimkam, ging Papa nicht

ins Bett, sondern zu Liesel. Betrunker stand er im Türrahmen und schaute zu, wie sie schlief. Sie wachte auf und dachte sofort, dass er Max wäre.

»Bist du das?«, fragte sie.

»Nein«, sagte er. Er wusste genau, was sie vermutete. »Ich bin's. Papa.« Er zog sich zurück, und sie hörte seine Schritte hinunter in den Keller. Im Wohnzimmer schnarchte Rosa aus Leibeskräften.

Kurz vor neun Uhr am nächsten Morger befahl Rosa Liesel in der Küche: »Gib mir mal den Eimer da.«

Rosa füllte ihn mit kaltem Wasser und ging damit in den Keller. Liesel folgte ihr in dem vergeblichen Versuch, sie aufzuhalten. »Mama, das kannst du nicht machen!«

»Ach nein?« Sie drehte sich kurz auf den Stufen um. »Ist mir da etwas entgangen, Saumensch? Seit wann gibst du hier die Befehle?«

Beide schwiegen.

Das Mädchen gab keine Antwort.

»Das dachte ich mir.«

Sie gingen weiter und fanden ihn im hintersten Winkel, auf einem Bett aus Lumpen und Tüchern. Er glaubte, er sei es nicht wert, auf Max' Matratze zu schlafen.

»Jetzt schauen wir mal«, und Rosa hob den Eimer an, »ob er noch lebt.«

»Jesus, Maria und Josef!«

Der Wasserfleck war oval und zog sich von seiner Brust bis hinauf zu seinem Kopf. Sein Haar klebte an einer Seite seines Schädels, und sogar von seinen Wimpern tropfte das Nass. »Was soll das denn?«

»Du alter Säufer!«

»Jesus...«

Der Dampf, der aus seiner Kleidung aufstieg, sah beinahe unheimlich aus. Der Kater war nicht zu übersehen. Er hockte auf seinen Schultern wie ein nasser Zementsack.

Rosa ließ den Eimer von einer in die andere Hand gleiten. »Du hast Glück, dass du in den Krieg ziehst«, sagte sie. Sie hob die offene Hand hoch und scheute sich nicht, sie drohend zu schwenken. »Ansonsten würde ich dich eigenhändig umbringen, das ist dir doch

wohl klar, oder?«

Papa wischte sich ein Rinnsal aus
Wasser vom Hals. »Musste das wirklich
sein?«

»O ja.« Sie ging die Treppe hinauf.
»Und wenn du nicht in fünf Minuten
oben bist, kriegst du einen zweiten
Eimer ab.«

Allein im Keller mit Papa, machte sich
Liesel daran, die Wasserflut mit ein paar
Lumpen aufzuwischen.

Papa sprach. Mit seiner nassen Hand
hielt er das Mädchen am Arm fest,

sodass sie mit der Arbeit aufhörte. »Liesel.« Sein Gesicht klammerte sich an sie. »Glaubst du, er ist am Leben?«

Liesel setzte sich.

Sie schlug die Beine übereinander.

Der nasse Lumpen saugte sich an ihrem Knie fest.

»Ich hoffe es, Papa.«

Es kam ihr so dumm vor, das zu sagen, so offensichtlich, aber sie hatte keine Wahl.

Um wenigstens etwas Sinnvolles zu sagen und um ihn von dem Gedanken an Max abzulenken, kniete sie sich hin und legte einen Finger in eine kleine Pfütze auf dem Boden. »Guten Morgen, Papa.«

Als Antwort blinzelte Hans ihr zu.

Aber es war nicht das übliche Blinzeln. Es war schwerfälliger, beladen. Es kam von dem Nach-Max-Hans, dem verkaterten Hans. Er setzte sich auf und erzählte ihr von seinem Akkordeonspiel letzte Nacht und von Frau Holzinger.

IN DER KÜCHE, EIN UH MITTAGS

Noch zwei Stunden bis zum Abschied: »Geh nicht, Papa. Bitte.« Ihre Hand mit dem Suppenlöffel zittert. »Erst haben wir Max verloren. Ich kann dich nicht auch noch verlieren.« Als Antwort bohrt der verkaterte Mann seine Ellbogen in die Tischplatte und verdeckt sein rechtes Auge. »Du bist jetzt schon fast erwachsen, Liesel.« Er möchte zusammenbrechen, fängt sich aber wieder. Er steht es durch. »Pass auf deine Mama auf, ja?« Das Mädchen nickt nur ganz leicht. »Ja, Papa.«

Er verließ die Himmelstraße, in einen Anzug gekleidet und mit dem Kater auf

den Schultern.

Alex Steiner blieben noch vier Tage, bevor auch er gehen musste. Er kam, eine Stunde ehe der Zug fuhr, zu den Hubermanns und wünschte Hans alles Gute. Er brachte die ganze Steiner-Familie mit. Alle schüttelten Hans die Hand. Barbara umarmte ihn und küsste ihn auf beide Wangen. »Komm gesund wieder.«

»Ja, Barbara.« Die Art, wie er das sagte, spiegelte Selbstvertrauen wider. »Natürlich.« Er schaffte es sogar zu lachen. »Es ist ja bloß ein Krieg, nicht wahr? Ich habe schon einmal einen

überlebt.«

Als sie gemeinsam die Himmelstraße entlanggingen, kam die drahtige Frau aus dem Haus nebenan und stellte sich auf den Bürgersteig.

»Auf Wiedersehen, Frau Holzinger. Und bitte entschuldigen Sie die Sache gestern Nacht.«

»Auf Wiedersehen, Hans, du besoffener Saukerl.« Aber auch sie gab ihm einen guten Wunsch mit auf den Weg. »Komm bald wieder.«

»Ja, Frau Holzinger. Danke.«

Sie nahm den Faden auf. »Du weißt ja, was du mich kannst, stimmt's?«

An der Ecke schaute Frau Lindner durch das Schaufenster ihres Ladens nach draußen. Ihr Blick drückte Rechtschaffenheit aus. Liesel nahm Papas Hand. Sie hielt sie den ganzen Weg durch die Münchener Straße bis zum Bahnhof. Der Zug war schon eingefahren.

Sie standen auf dem Bahnsteig.

Rosa umarmte ihn zuerst.

Keine Worte.

Ihr Kopf war eng an seiner Brust vergraben, dann löste sie sich von ihm. Dann kam das Mädchen dran.

»Papa?« Nichts.

Geh nicht, Papa. Geh bitte nicht. Sollen sie doch kommen. Aber bitte, bitte geh nicht. »Papa?«

IM BAHNHOF, DREI UHR NACHMITTAGS

Keine Stunden, keine Minuten mehr bis zum Abschied: Er hält sie. Um etwas zu sagen, irgendetwas, spricht er über ihre Schulter hinweg. »Passt

du bitte auf mein Akkordeon auf, Liesel? Ich habe mich entschlossen, es nicht mitzunehmen.« Jetzt fällt ihm etwas wirklich Wichtiges ein. »Und wenn es noch mehr Luftangriffe gibt, lies den Leuten im Keller weiter vor, ja?« Das Mädchen spürt den Druck an ihren wachsenden Brüsten. Es tut weh, als er auf ihren Rippenbogen trifft. »Ja, Papa.« Sie starrt auf den Stoff seiner Jacke, der nur wenige Millimeter von ihren Augen entfernt ist. Sie spricht in ihn hinein. »Wirst du für uns spielen, wenn du heimkommst?«

Hans Hubermann lächelte seine Tochter

an, und dann war der Zug bereit zur Abfahrt. Er streckte die Hand aus und umfasste sanft ihr Gesicht. »Das verspreche ich.« Dann stieg er ein.

Sie schauten einander an, während der Zug anfuhr.

Liesel und Rosa winkten.

Hans Hubermann wurde kleiner und kleiner, und in seiner Hand hielt er nichts außer leerer Luft.

Auf dem Bahnsteig zerstreute sich die Menge, bis niemand mehr dastand, außer einer Frau wie ein Kleiderschrank und

einem dreizehnjährigen Mädchen.

In den nächsten paar Wochen, während Hans Hubermann und Alex Steiner in aller Eile durch ihre Ausbildung gehetzt wurden, herrschte in der Himmelstraße dicke Luft. Rudi war wie ausgewechselt - er sprach kaum noch. Mama war nicht sie selbst - sie fluchte nicht mehr. Auch Liesel spürte die Veränderung. Sie hatte kein Verlangen, ein Buch zu stehlen, egal wie sehr sie sich davon zu überzeugen versuchte, dass es sie aufmuntern würde.

Alex Steiner war seit zwölf Tagen weg, da hatte Rudi die Nase voll. Er sauste durch das Tor und klopfte an Liesels

Tür.

»Kommst du?«

»Ja.«

Es war ihr egal, wohin er ging oder was er vorhatte. Hauptsache, er nahm sie mit. Sie gingen durch die Himmelstraße, durch die Münchener Straße und dann aus Molching heraus. Erst nach etwa einer Stunde stellte Liesel die entscheidende Frage. Bis dahin hatte sie lediglich hin und wieder einen Blick auf Rudis entschlossenes Gesicht oder auf seine steifen Arme und seine Hosentaschen geworfen, in denen seine

zu Fäusten geballten Hände steckten.

»Wohin gehen wir?«

»Ist das nicht offensichtlich?«

Sie musste sich abmühen, um mit ihm
Schritt zu halten. »Ahm, um ehrlich zu
sein - nein.« »Ich will ihn suchen.«
»Deinen Papa?«

»Ja.« Dann dachte er nach. »Oder nein.
Ich glaube, ich suche zuerst den Führer.«

Die Schritte wurden noch schneller.
»Warum?«

Rudi blieb stehen. »Weil ich ihn umbringen will.« Er drehte sich einmal um die eigene Achse und sprach zum Rest der Welt. »Habt ihr das gehört, ihr Mistkerle?«, schrie er. »Ich bringe ihn um!«

Sie gingen weiter und legten noch ein paar Kilometer zurück. Dann verspürte Liesel das Verlangen umzukehren. »Es wird bald dunkel, Rudi.«

Er ging weiter. »Na und?«

»Ich gehe zurück.«

Rudi blieb stehen und schaute sie an, als

würde sie ihn verraten. »So ist's richtig, Bücherdiebin. Lass mich ruhig allein. Ich wette, wenn da am Ende des Weges ein blödes Buch auf dich warten würde, würdest du weitergehen. Stimmt's?«

Eine Zeit lang sagte keiner von ihnen etwas, dann raffte Liesel all ihren Willen zusammen. »Glaubst du, du bist der Einzige, du Saukerl?« Sie drehte sich um. »Du hast doch nur deinen Vater verloren.«

»Was soll das denn heißen?«

Liesel zählte sie, lautlos.

Ihre Mutter. Ihr Bruder. Max Vandenburg. Hans Hubermann. Alle waren sie weg. Und ihren leiblichen Vater hatte sie nicht einmal gekannt.

»Das heißt«, sagte sie, »dass ich heimgehe.«

Fünfzehn Minuten lang ging sie alleine, und auch als Rudi sich keuchend und schwitzend zu ihr gesellte, sprach mehr als eine Stunde lang keiner von ihnen ein Wort. Sie gingen einfach mit wehen Füßen und müden Herzen nebeneinanderher.

In ***Ein Lied im Dunkeln*** gab es ein

Kapitel mit dem Titel »Müde Herzen«.
Ein junges Mädchen hatte sich einem
Mann versprochen, aber es stellte sich
heraus, dass er mit ihrer besten Freundin
durchgebrannt war. Liesel glaubte sich
zu erinnern, dass es Kapitel 13 war.
»Mein Herz ist so müde«, hatte das
Mädchen gesagt. Sie saß in einer
Kapelle und schrieb in ihr Tagebuch.

Nein, dachte Liesel, während sie nach
Hause ging. ***Mein*** Herz ist müde. Ein
dreizehnjähriges Herz sollte sich nicht
so anfühlen.

Als sie die Außenbezirke von Molching
erreichten, warf Liesel ein paar Worte

zur Seite. Sie schaute zum Sportplatz.
»Weißt du noch, wie wir hier Rennen
gelaufen sind, Rudi?«

»Na klar. Ich habe auch gerade daran
denken müssen - wie wir beide
hingefallen sind.«

»Du hast gesagt, du wärst in Scheiße
gefallen.«

»Es war bloß Dreck.« Er konnte seiner
Belustigung nicht mehr Einhalt gebieten.
»Bei der Hitlerjugend bin ich in Scheiße
gefallen - in Kuhdung. Du bringst alles
durcheinander, Saumensch.«

»Ich bringe nichts durcheinander. Ich sage nur, was du behauptet hast. Was jemand sagt und was passiert ist, ist gewöhnlich zweierlei, Rudi, besonders bei dir.«

So war es schon besser.

Auf dem Rückweg durch die Münchener Straße blieb Rudi stehen und schaute durch das Schaufenster in den Laden seines Vaters. Ehe Alex die Stadt verlassen hatte, hatten er und Barbara darüber gesprochen, ob sie die Schneiderei während seiner Abwesenheit weiterführen sollte. Sie entschieden sich dagegen, zumal die

Geschäfte in letzter Zeit ohnehin nicht gut gelaufen waren. Außerdem war es durchaus möglich, dass zumindest einige Parteimitglieder immer noch eine Bedrohung darstellten. Unruhestifter und Querulanten sollten die Finger von Geschäften lassen. Der Sold von Alex Steiner würde reichen müssen.

An den Kleiderstangen hingen Anzüge, und die Schaufensterpuppen standen in lächerlichen Posen da. »Ich glaube, die da mag dich«, sagte Liesel nach einer Weile. Es war ihre Art, ihm zu sagen, dass es Zeit war weiterzugehen.

Rosa Hubermann und Barbara Steiner

standen gemeinsam auf dem Bürgersteig der Himmelstraße.

»O Jesus«, sagte Liesel. »Die sehen aus als hätten sie sich Sorgen gemacht.« »Die sehen stinkwütend aus.«

Als sie nach Hause kamen, prasselten Fragen auf sie ein, hauptsächlich von der Art wie: »Wo zum Teufel habt ihr zwei gesteckt?«, aber der Zorn wandelte sich schnell in Erleichterung.

Barbara allerdings bestand auf einer Antwort: »Nun, Rudi?«

Liesel antwortete an seiner Stelle: »Er

hat den Führer umgebracht«, sagte sie, und Rudi schaute sie so ehrlich erfreut an, dass sie sich unwillkürlich mit ihm freute.

»Mach's gut, Liesel.«

Etliche Stunden später drang Lärm aus dem Wohnzimmer. Er schlich sich zu Liesel ins Bett. Sie wachte auf und blieb still, dachte an Gespenster, an Papa und an Einbrecher und an Max. Geräusche von Türen, die geöffnet und geschlossen wurden, kamen als Nächstes, und dann eine faserige Stille. Die Stille war die größte Versuchung.

Nicht bewegen.

Sie dachte es öfter als ein Mal, aber nicht oft genug.

Ihre Füße zankten mit dem Fußboden. Luft atmete durch ihre Pyjamajacke.

Sie ging durch die Dunkelheit des Flurs in Richtung der Stille, die vor Kurzem noch Lärm gewesen war, zu dem Faden aus Mondlicht, der im Wohnzimmer lag. Sie blieb stehen und spürte die Nacktheit ihrer Knöchel und Zehen. Sie schaute.

Ihre Augen brauchten länger als erwartet, um in dem Dämmerlicht etwas

zu sehen, und als sie es taten, gab es keinen Zweifel: Rosa Hubermann saß auf der Bettkante, das Akkordeon ihres Mannes vor der Brust. Ihre Finger lauerten über den Tasten. Sie rührte sich nicht. Sie schien nicht einmal zu atmen.

Der Anblick warf sich dem Mädchen im Flur entgegen.

EIN GEMÄLDE

Titel: Rosa mit Akkordeon. Technik: Mondlicht auf Dunkel. Maße: 5,1 Zoll x Instrument x Schweigen.

Liesel blieb und schaute.

Minuten tröpfelten vorbei. Das Verlangen der Bücherdiebin, einen Ton zu vernehmen, war ermüdend, und doch war nichts zu hören. Die Tasten wurden nicht berührt. Die Blasebälge atmeten nicht. Da war nur das Mondlicht, wie eine lange Haarsträhne zwischen den Vorhängen, und da war Rosa.

Das Akkordeon blieb an ihrer Brust. Dann neigte sie den Kopf, und es sank in ihren Schoß. Liesel schaute. Sie wusste, dass Mama nun ein paar Tage lang mit dem Abdruck des Akkordeons auf ihrem Körper herumlaufen würde. Und sie wusste genau, dass in dem, was sie gerade sah, eine unglaubliche Schönheit

lag. Sie hütete sich, diese Schönheit zu zerstören.

Sie ging wieder ins Bett und schlief mit dem Bild ihrer Mama und der schweigenden Musik ein. Später, als sie aus ihrem vertrauten Traum erwachte und wieder in den Flur ging, war Rosa immer noch da, genauso wie das Akkordeon.

Wie ein Anker zog es sie nach unten. Ihr Körper war vornübergesunken. Sie wirkte tot.

In dieser Stellung kann sie doch unmöglich atmen, dachte Liesel, aber als

sie näher schlich, hörte sie es.

Mama schnarchte.

Wer braucht schon Blasebälge, dachte Liesel, wenn man eine solche Lunge hat?

Als Liesel schließlich ins Bett zurückkehrte, ließ das Bild von Rosa Hubermann und dem Akkordeon sie nicht los. Die Augen der Bücherdiebin blieben offen. Sie wartete darauf, dass der Schlaf das Bild erstickte.

DER SAMMLER

Weder Hans Hubermann noch Alex

Steiner wurden an die Front geschickt. Alex kam nach Österreich, in ein Wehrmachtskrankenhaus außerhalb von Wien. Aufgrund seiner Erfahrung im Schneiderhandwerk teilte man ihm eine Arbeit zu, die wenigstens entfernt mit seinem Beruf zu tun hatte. Jede Woche kamen kistenweise Uniformen und Socken und Hemden, und er flickte, was geflickt werden musste, selbst wenn die Kleidung nur noch als Unterwäsche für die leidenden Soldaten in Russland Verwendung finden konnte.

Hans wurde - Ironie des Schicksals - zuerst nach Stuttgart abkommandiert und später nach Essen. Er bekam den

ungeliebtesten Posten der ganzen Heimatfront. Er kam zur LSE.

EINE NOTWENDIGE ERKLÄRUNG

LSE = Luftwaffensondereinheit

Die Aufgabe der LSE war, während der Luftangriffe oben zu bleiben und Feuer zu löschen, die Wände von Gebäuden abzustützen und den Menschen zu helfen, die in den Trümmern eingeschlossen oder verletzt waren. Hans erfuhr recht schnell, dass die Abkürzung noch eine andere Bedeutung hatte. Die Männer in seiner Einheit erklärten ihm gleich am ersten Tag, dass die drei Buchstaben in

Wahrheit für »Leichensammlereinheit« standen.

Bei seiner Ankunft konnte Hans nur vermuten, was diese Männer, denen man eine solche Aufgabe zugeteilt hatte, angestellt hatten, und umgekehrt stellten sie über ihn die gleichen Vermutungen an. Ihr Anführer, Unteroffizier Boris Schipper, fragte ihn rundheraus danach. Als Hans die Sache mit dem Brot, dem Juden und der Peitsche erzählte, lachte der Schipper kurz auf. »Sie haben Glück, dass Sie noch am Leben sind.« Die Augen in seinem runden Gesicht waren ebenfalls rund, und er wischte ständig darüber. Entweder waren sie

müde, oder sie juckten, oder sie waren voller Rauch und Staub. »Denken Sie nur daran, dass Sie hier bei uns den Feind nicht vor Augen haben.«

Hans wollte eine Frage stellen, als hinter ihm eine Stimme eintraf. Ihr zugehörig war das schlanke Gesicht eines jungen Mannes, mit einem Lächeln aus Hohn. Reinhold Zucker. »Bei uns«, erklärte er, »befindet sich der Feind nicht hinter einem Hügel oder überhaupt in irgendeiner bestimmten Richtung voraus. Er ist überall um uns herum.« Er konzentrierte sich wieder auf den Brief, den er gerade schrieb. »Sie werden es ja selbst erleben.«

Nach einem wirren Zeitraum von ein paar Monaten würde Reinhold Zucker tot sein. Getötet durch Hans Hubermanns Sitz.

Während der Krieg mit vermehrter Heftigkeit in Deutschland Einzug hielt, begriff Hans, dass jede seiner Schichten auf die gleiche Art und Weise ihren Anfang nahm. Die Männer versammelten sich am Lastwagen, um darüber informiert zu werden, was während ihrer Pause getroffen worden war, was wahrscheinlich als Nächstes getroffen werden würde und wer mit wem zusammenarbeiten sollte.

Selbst wenn es keine Luftangriffe gab, hatten sie alle Hände voll zu tun. Sie fuhren durch zerstörte Städte und räumten auf. Im Lastwagen kauerten sich zwölf Männer zusammen und wurden auf und ab geworfen, je nach Beschaffenheit der Straße.

Von Anfang an hatte jeder seinen angestammten Platz.

Reinhold Zucker saß in der Mitte der linken Reihe.

Hans Hubermanns Sitz war ganz hinten, wo sich das Tageslicht hineinstreckte. Er lernte schnell, nach allem möglichen

Zeug Ausschau zu halten, das von weiter vorn im Innenraum des Lasters zu ihm geflogen kam. Er hatte besonderen Respekt vor Zigarettenkippen, die, immer noch glimmend, an ihm vorbeisegelten.

UNGEKÜRZTER BRIEF NAC HAUSE

Meine liebe Rosa, meine liebe Liesel, bei mir ist alles in Ordnung. Ich hoffe, es geht euch gut. In Liebe, Papa

Ende November lag ihm zum ersten Mal der rauchige Geschmack eines richtigen Luftangriffs auf der Zunge. Der

Lastwagen kämpfte sich rumpelnd durch Schutt, und überall war Gerenne und Geschrei. Feuer brannten, und die ausgebombten Hüllen von Gebäuden stapelten sich zuhauf. Rahmen und Balken bogen sich. Die Rauchbomben steckten wie Streichhölzer im Boden und drangen in die Lunge der Stadt.

Hans Hubermann arbeitete mit drei Männern in einer Gruppe. Sie bildeten eine Reihe. Boris Schipper war vorne. Seine Arme verschwanden im Rauch. Hinter ihm kam Kessler, dann Brunnenweg, dann Hubermann. Während der Unteroffizier das Feuer zu löschen versuchte, wässerten die anderen beiden

Männer den Unteroffizier, nur für alle Fälle. Hubermann wässerte alle drei vor ihm Stehenden.

Hinter ihm stöhnte ein Haus und fiel um.

Es fiel mit dem Gesicht nach vorn und landete nur ein paar Meter von seinen Fersen entfernt. Der Zement roch brandneu, und eine Wand aus Puderstaub raste auf ihn zu.

»Gottverdammt, Hubermann!« Die Stimme kämpfte sich aus den Flammen. Die drei Männer folgten ihr auf dem Fuße. Ihre Kehlen waren mit Aschepartikeln verstopft. Selbst als sie

es um die Ecke geschafft hatten, weg vom Zentrum der Zerstörung, schien ihnen der Dunst des zusammengefallenen Gebäudes zu folgen. Er war weiß und warm und kroch hinter ihnen her.

Sie sackten in der vorübergehenden Sicherheit zusammen, keuchten, husteten und fluchten. Der Unteroffizier wiederholte seine vorherige Äußerung. »Gottverdammt, Hubermann.« Er kratzte an seinen Lippen, um die Kruste zu entfernen. »Was zum Donner war das?«

»Es ist einfach zusammengefallen, direkt hinter uns.«

»Das ist mir auch klar. Die Frage ist: Wie hoch war es? Doch wohl gut und gerne zehn Stockwerke, oder?«

»Nein, Herr Unteroffizier, ich glaube, bloß zwei.«

»Jesus.« Ein Hustenanfall. »Maria und Josef.« Jetzt riss er an der klebrigen Masse aus Schweiß und Staub in seinen Augenhöhlen. »Da kann man nichts machen.«

Einer der anderen Männer wischte sich übers Gesicht und sagte: »Ich möchte nur ein Mal dabei sein, wenn sie eine Kneipe treffen. Ich könnte sterben für ein

Bier.«

Die Männer lehnten sich zurück.

Sie alle konnten es schmecken, fühlten, wie es die Flammen in ihren Kehlen auslöschte und den Rauch besänftigte. Es war ein schöner Traum, und ein unmöglicher. Sie alle waren sich der Tatsache bewusst, dass die Flüssigkeit, die hier durch die Straßen floss, kein Bier war, sondern eine Art von Milchbrei.

Alle vier Männer waren mit einer grauweißen Schicht aus Staub überzogen. Als sie aufstanden, um mit

ihrer Arbeit fortzufahren, zeigten sich nur in kleinen Spalten ihre Uniformen, die darunter lagen.

Der Unteroffizier ging zu Brunnenweg. Er klopfte ihm mehrmals schwer gegen die Brust. »So ist's besser. Sie hatten da ein bisschen Staub, mein Freund.« Brunnenweg lachte, und der Unteroffizier wandte sich zu seinem neuesten Rekruten. »Diesmal gehen Sie vor, Hubermann.«

Etliche Stunden lang löschten sie Feuer und suchten nach allem, was man benutzen konnte, um ein Gebäude dazu zu bringen, stehen zu bleiben. Manchmal,

wenn zwei Seiten zerstört waren, stachen die restlichen Ecken des Hauses heraus wie Ellbogen. Dies war Hans Hubermanns Stärke. Er kam fast immer in den Genuss, einen verkohlten Balken oder ein abgesplittertes Stück Beton zu finden, um es unter diese Ellbogen zu schieben und sie zu stützen.

Seine Hände steckten voller Splitter, und seine Zähne waren mit einem dicken Staubbelag verkrustet. Von seinen Lippen bröckelte klebriger, angetrockneter Staub, und an seiner Uniform befand sich keine Tasche, kein Faden und auch keine noch so kleine Falte, die nicht von ebendiesem Staub,

Dreck und Schweiß verklebt war.

Das Schlimmste an der Sache waren die Menschen.

Regelmäßig lief jemand durch den Nebel, meist nur mit einem einzigen Wort auf den Lippen. Alle riefen sie Namen.

Manchmal war es Wolfgang.

»Haben Sie meinen Wolfgang gesehen?«

Ihre Handabdrücke blieben auf seiner Jacke.

»Stephanie!«

»Hansi!«

»Gustel! Gustel Stoboi!«

Während die Dichte zu Boden sank, rollte eine Liste aus Namen durch die aufgerissenen Straßen. Manchmal folgte dem Namen eine ascheerfüllte Umarmung, manchmal ein kniefälliges Heulen des Kummers. Sie häuften sich, Stunde um Stunde, wie süßsaure Träume, die darauf warteten, geträumt zu werden.

Die Gefahren flössen ineinander. Staub

und Rauch und die böigen Flammen. Wie der Rest der Männer in seiner Einheit würde auch Hans die Kunst des Vergessens erlernen müssen.

»Wie geht's Ihnen, Hubermann?«, fragte ihn sein Unteroffizier einmal. Feuer stand neben seiner Schulter.

Hans nickte beiden unbehaglich zu.

Die Schicht war halb vorüber, da kam ein alter Mann hilflos durch die Straßen getaumelt. Hans hatte gerade ein Gebäude abgestützt und drehte sich um. Da stand der Mann und wartete geduldig darauf, dass er an die Reihe kam. Ein

Blutfleck war ihm über das Gesicht geschmiert. Er zog sich über seine Kehle und seinen Nacken. Er trug ein weißes Hemd mit einem dunkelroten Kragen und hielt sein Bein, als würde es nicht mehr zu seinem Körper gehören. »Können Sie mich auch abstützen, junger Mann?«

Hans hob ihn hoch und trug ihn aus dem Dunst heraus.

EINE KURZE, TRAURIGE ZWISCHENBEMERKUNG

Als Hans Hubermann den Mann in den Armen trug, besuchte ich die Straße in jener Stadt. Der Himmel war

schimmelweiß.

Erst als Hans den alten Mann niederlegte, auf einem Flecken Asphalt inmitten eines Rasens, bemerkte er es.

»Was ist los?«, fragte einer der anderen Männer. Hans deutete nur auf den alten Mann.

»Oh.« Eine Hand zog ihn weg. »Gewöhnen Sie sich dran, Hubermann.«

Den Rest der Schicht stürzte er sich in die Arbeit. Er versuchte, die immer wiederkehrenden Echos der rufenden Menschen zu ignorieren.

Etwa zwei Stunden später eilte er mit dem Unteroffizier und zwei anderen Männern aus einem Haus. Er achtete nicht darauf, wohin er trat, und stolperte. Erst als er sich wieder aufrappelte und sah, dass die anderen bestürzt auf das Hindernis starrten, das ihn zu Fall gebracht hatte, erkannte er, was es war.

Die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten.

Sie lag unter einer Decke aus Staub und Schutt und hielt sich die Ohren zu.

Es war ein Junge.

Vielleicht elf oder zwölf Jahre alt.

Nicht weit davon entfernt, als sie weiter durch die Straße gingen, stießen sie auf eine Frau, die den Namen Rudolf rief. Sie wurde wie magisch von den vier Männern angezogen und stellte sich ihnen im Nebel in den Weg. Sie war zierlich und vor Angst und Sorge gebeugt.

»Haben Sie meinen Jungen gesehen?«

»Wie alt ist er?«, fragte der Unteroffizier.

»Zwölf.«

O Herr im Himmel. O lieber Gott.

Alle dachten sie es, aber der Unteroffizier brachte es nicht über sich, ihr etwas zu sagen oder ihr den Weg zu weisen.

Die Frau versuchte, sich an ihnen vorbeizuschieben, aber Boris Schipper hielt sie fest. »Wir kommen gerade aus dieser Straße dort«, versicherte er ihr. »Dort werden Sie ihn nicht finden.«

Die gebeugte Frau hielt immer noch an der Hoffnung fest. Sie suchte weiter, halb laufend, halb gehend, und rief über ihre Schulter: »Rudi!«

Hans Hubermann dachte an einen anderen Rudi. An den aus der Himmelstraße. Bitte, flehte er einen Himmel an, den er nicht sehen konnte, bitte beschütze Rudi. Seine Gedanken wanderten weiter zu Liesel und Rosa, zu den Steiners und zu Max.

Als sie wieder zum Rest der Einheit stießen, ließ sich Hans fallen und legte sich auf den Rücken.

»Wie war's da unten bei euch?«, fragte jemand. Papas Lunge war voller Himmel.

Ein paar Stunden später, nachdem er

sich gewaschen, etwas gegessen und es wieder erbrochen hatte, machte er sich daran, einen ausführlichen Brief nach Hause zu schreiben. Seine Hände entzogen sich seiner Kontrolle, zwangen ihn, sich kurz zu fassen. Wenn er es über sich bringen würde, dann würde er den Rest persönlich erzählen, falls er je wieder nach Hause kommen sollte.

Meine liebe Rosa, meine liebe Liesel, begann er.

Es dauerte viele Minuten, bis diese sechs Worte geschrieben waren.

DIE BROTESSER

Molching hatte ein langes und ereignisreiches Jahr erlebt und war nun dabei, es hinter sich zu lassen.

Liesel verbrachte die letzten Wochen des Jahres 1942 in Gedanken an drei verzweifelte Männer, wie sie es nannte. Sie fragte sich, wo sie waren und was sie taten.

Eines Nachmittags holte sie das Akkordeon aus dem Koffer und polierte es mit einem Tuch. Nur ein Mal, kurz bevor sie es wieder weglegte, führte sie aus, wozu Mama nicht in der Lage gewesen war. Sie drückte mit dem Finger auf eine der Tasten und pumpte

verhalten die Blasebälge.

Rosa hatte es besser gewusst.

Der Ton ließ den Raum noch leerer erscheinen.

Wann immer sie Rudi begegnete, fragte sie ihn nach Neuigkeiten von seinem Vater. Manchmal erzählte er ihr in allen Einzelheiten von einem Brief, den sie von Alex Steiner erhalten hatten. Im Vergleich dazu war der Brief ihres eigenen Papas eine leise Enttäuschung.

Was Max betraf, war alles ihrer Vorstellungskraft überlassen.

Sie versammelte allen Optimismus in sich und stellte sich vor, wie er allein auf einer einsamen Straße ging. Manchmal sah sie ihn vor ihrem geistigen Auge durch eine Tür in Sicherheit stolpern, weil sein Ausweis eine freundliche Seele zum Narren gehalten hatte.

Die drei Männer tauchten überall auf.

Sie sah ihren Papa in der Fensterscheibe des Klassenzimmers. Max saß oft neben ihr vor dem Kamin. Alex Steiner kam, wenn sie mit Rudi zusammen war, und warf ihnen mahnende Blicke zu, wenn sie ihre Räder auf den Asphalt der

Münchener Straße fallen ließen und durch das Schaufenster in den Laden blickten.

»Schau dir diese Anzüge an«, sagte Rudi zu ihr. Sein Kopf und seine Hände lagen an der Glasscheibe. »Was für eine Verschwendung.«

Merkwürdigerweise war Frau Holzinger Liesels liebste Abwechslung. Die Vorlesestunden waren nun auch auf den Mittwoch ausgeweitet worden, und sie hatten bereits die durch das Wasser geschrumpfte Version des ***Pfeifers*** beendet und lasen nun den ***Traumträger.***

Manchmal kochte die alte Frau Tee oder setzte Liesel einen Teller Suppe vor, die um Längen besser war als die von Mama. Nicht so wässrig.

Seit Oktober hatte eine weitere Parade von Juden stattgefunden, und eine sollte noch folgen. Wie beim ersten Mal war Liesel zur Münchener Straße geeilt, diesmal um nachzusehen, ob Max Vandenburg dabei war. Sie fühlte sich innerlich zerrissen zwischen dem Verlangen, ihn zu sehen - der Gewissheit, dass er noch am Leben war -, und dem Wunsch, er möge nicht dabei sein, was Verschiedenes bedeuten konnte, unter anderem dass er sich noch

in Freiheit befand.

Mitte Dezember wurde eine kleine Gruppe von Juden und anderen Übeltätern die Münchener Straße entlang nach Dachau getrieben. Die dritte Parade.

Rudi marschierte siegessicher durch die Himmelstraße, betrat Haus Nummer 35 und kam mit einer kleinen Tüte und zwei Fahrrädern wieder.

»Traust du dich, Saumensch?«

DER INHALT VON RUDIS TÜTE

Sechs trockene Scheiben Brot, jeweils in vier Stücke gebrochen.

Sie radelten vor der Parade her auf Dachau zu und hielten an einer verlassenen Stelle der Straße an. Rudi reichte Liesel die Tüte. »Nimm dir eine Handvoll.«

»Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist.«

Er klatschte ihr etwas Brot in die Handfläche. »Dein Papa hat's auch gemacht.« Was konnte sie darauf erwidern? Es war die Peitschenhiebe wert.

»Wenn wir schnell sind, erwischen sie uns nicht.« Er fing an, das Brot auszulegen. »Na, mach schon, Saumensch.«

Liesel konnte nicht an sich halten. Ein Grinsen stahl sich in ihr Gesicht, während sie und Rudi Steiner, ihr bester Freund, die Brotstücke entlang der Straße verteilten. Als sie fertig waren, nahmen sie die Fahrräder und versteckten sich in einer Anpflanzung von Weihnachtsbäumen.

Die Straße war kalt und gerade. Es dauerte nicht lang, bis die Soldaten und die Juden in Sicht kamen.

In den Baumschatten schaute Liesel der Jungen an. Wie hatte er sich verändert, vom Obstdieb zum Brotgeber. Sein blondes Haar strahlte wie eine Kerze, obwohl es langsam dunklei wurde. Sie hörte, wie sein Magen knurrte - und doch verschenkte er sein Brot an andere Menschen.

War dies Deutschland?

War dies Nazi-Deutschland?

Der erste Soldat sah das Brot nicht - er hatte ja keinen Hunger -, aber der erste Jude sah es sehr wohl.

Seine hagere Hand streckte sich aus und hob das Stück auf, schob es wie im Traum in den Mund.

Ist das Max?, dachte Liesel.

Sie konnte ihn nicht sehen und rückte leicht zur Seite, um einen besseren Blick zu haben.

»He!«, warnte Rudi aufgeregt. »Bleib ruhig! Wenn die uns hier erwischen und eins und eins zusammenzählen, sind wir geliefert!«

Liesel ließ sich nicht beirren.

Weitere Juden bückten sich und hoben Brot von der Straße auf. Vom Rand der Baumlinie aus betrachtete die Bücherdiebin jeden einzelnen von ihnen. Max Vandenburg war nicht dabei.

Die Erleichterung war nur von kurzer Dauer.

Sie schlängelte sich um das Mädchen, gerade als einer der Soldaten bemerkte, wie sich die Hand eines Gefangenen zu Boden senkte. Die Straße wurde abgesucht. Die Gefangenen kauten so schnell und so leise, wie sie konnten. Gemeinsam schluckten sie.

Der Soldat hob ein paar Brotstücke auf
und blickte von einer Straßenseite zur
anderen. Auch die Gefangenen schauten.

»Da drin!«

Einer von den Soldaten kam
herübergestapft, zu dem Mädchen neben
den Bäumen. Als Nächstes sah er den
Jungen. Beide fingen an zu rennen.

Sie wandten sich in unterschiedliche
Richtungen, unter den Sparren aus
Zweigen und dem hohen Dach aus
Baumkronen hindurch.

»Nicht stehen bleiben, Liesel!« »Was ist

mit den Rädern?« »Scheiß auf die Räder!«

Sie rannten, und nach etwa hundert Metern rückte ihnen der geduckte Atem des Soldaten auf den Pelz. Er überholte Liesel, und sie wartete auf die dazugehörige Hand.

Sie hatte Glück.

Alles, was sie traf, war ein Stiefeltritt in den Hintern und eine Faustvoll Worte: »Renn weiter, Mädchen, du hast hier nichts verloren!« Sie rannte und rannte, etwa einen Kilometer weit. Zweige zerschnitten ihre Arme, Tannenzapfen

rollten vor ihre Füße, und der Geschmack von Weihnachtsbäumen legte sich auf ihre Lunge.

Etwa eine Dreiviertelstunde war vergangen, als sie zurückkehrte. Rudi saß neben den rostigen Rädern. Er hatte den Rest des Brotes zusammengeklaubt und kaute nun auf den trockenen Krusten herum.

»Ich hab dir doch gesagt, dass du nicht zu nah rangehen sollst«, sagte er.

Sie drehte sich um und präsentierte ihm ihr Hinterteil. »Habe ich da einen Stiefelabdruck?«

DAS VERSTECKTE SKIZZENBUCH

Ein paar Tage vor Weihnachten kam der nächste Luftangriff, doch Molching blieb verschont. Der Radiosprecher erklärte, dass die meisten Bomben auf unbewohntem Land niedergegangen waren.

Bedeutsamer als diese Tatsache war die Stimmung im Keller der Fiedlers. Nachdem alle eingetroffen waren, setzte man sich mit ernsten Mienen nieder und wartete. Alle schauten Liesel auffordernd an.

Papas Stimme kam zu ihr, klang laut in ihren Ohren.

»Und wenn es noch mehr Luftangriffe gibt, lies den Leuten im Keller weiter vor, ja?«

Liesel wartete ab. Sie wollte sichergehen, dass sie es wirklich wollten.

Rudi erhob seine Stimme und sprach für alle anderen. »Lies schon, Saumensch.«

Sie öffnete das Buch, und wieder fanden die Worte ihren Weg aus den Seiten zu allen, die im Keller anwesend waren.

Nachdem die Sirenen Entwarnung gegeben hatten, kehrte Liesel mit ihrer Mama nach Hause zurück und setzte sich zu ihr in die Küche. Etwas nagte an der Stirnseite von Rosa Hubermanns Gesichtsausdruck, und es dauerte nicht lange, da nahm sie ein Messer und ging aus der Küche. »Komm mal mit.«

Sie ging ins Wohnzimmer und zog das Laken von einer Ecke ihrer Matratze. An der Seite befand sich ein zugenähter Riss. Wenn man nicht wusste, dass er da war, konnte man ihn unmöglich entdecken. Vorsichtig trennte Rosa die Naht auf und schob ihre Hand hinein, dann den ganzen Arm. Als sie ihn

wieder herauszog, lag in ihrer Hand Max Vandenburgs Skizzenbuch.

»Er meinte, wir sollen es dir geben, wenn du dafür bereit bist«, sagte sie. »Ich dachte an deinen Geburtstag. Oder vielleicht Weihnachten.« Rosa Hubermann stand da, mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht. Es lag kein Stolz darin. Vielleicht eine gewisse Dichte, die Schwere der Erinnerung. »Ich glaube, du warst schon immer bereit dafür, Liesel. Vom ersten Tag an, als du hierherkamst und dich an das Tor geklammert hast. Das Buch ist für dich geschaffen.«

Rosa gab es ihr.

Auf dem Einband stand Folgendes:

DIE WORTESCHÜTTLERIN

Eine Sammlung von Gedanken für Liesel Meminger

Liesel hielt es mit weichen Händen. Sie starrte darauf. »Danke, Mama.« Dann umarmte sie sie.

Sie verspürte das heftige Verlangen, Rosa Hubermann zu sagen, dass dass sie es nicht tat.

Sie wollte das Buch eigentlich im Keller lesen, um der alten Zeiten willen, aber Mama schüttelte den Kopf. »Max ist nicht zufällig da unten krank geworden«, sagte sie, »und ich verspreche dir eines: Ich lasse nicht zu, dass du auch noch krank wirst.«

Sie las also in der Küche.

Rote und gelbe Lücken im Ofen.

Sie las die unzähligen Geschichten, betrachtete die Bilder und entzifferte die Bildunterschriften. Da war Rudi auf einem Podest mit drei Goldmedaillen um den Hals. »Haare wie Zitronen« stand

darunter. Der Schneemann war da, ebenso wie eine Liste der dreizehn Geschenke und die Schilderung von unzähligen Nächten im Keller oder vor dem Kamin.

Natürlich gab es auch viele Gedanken, Skizzen und Träume, die von Stuttgart handelten, von Deutschland und dem Führer. Auch Erinnerungen an Max' Familie. Schlussendlich konnte er nicht anders, als sie mit einzubeziehen. Er musste es tun.

Dann kam Seite 117.

Die Worteschüttlerin betrat die Bühne.

Es war eine Fabel oder ein Märchen, Liesel war sich nicht sicher, welches von beiden. Sogar Tage später noch, als sie die Begriffe im ***Duden Bedeutungswörterbuch*** nachschlug, konnte sie beide nicht unterscheiden.

Lange Zeit saß Liesel am Küchentisch und fragte sich, wo Max Vandenburg war, in dem undurchdringlichen Dickicht da draußen. Das Licht senkte sich um sie herum. Sie schlief ein. Mama schickte sie ins Bett, und sie gehorchte, mit Max' Skizzenbuch eng an ihre Brust gepresst.

Stunden später wachte sie auf und wusste die Antwort auf ihre Frage.

»Natürlich«, flüsterte sie. »Ich weiß, wo
er ist.« Und dann schlief sie wieder ein.

Sie träumte von dem Baum.

DIE ANZUGSAMMLUNG DES ANARCHISTEN

HIMMELSTRASSE 35, 2 DEZEMBER

In Abwesenheit zweier Väter haben die Steiners Rosa und Trudi Hubermann und Liesel eingeladen. Bei ihrem Eintreffen ist Rudi immer noch dabei, die Sache mit seiner Kleidung zu erklären. Er schaut Liesel an, und

sein Mund weitet sich, aber nur ein bisschen.

Die Tage, die dem Heiligabend 1942 vorausgingen, waren dicht und schwer von Schnee. Liesel las ***Die Worteschüttlerin*** viele Male und betrachtete die Skizzen und Kommentare am Rand. An Heiligabend fällte sie eine Entscheidung, was Rudi betraf. Was machte es schon aus, wenn sie ein wenig zu spät kam?

Sie ging kurz vor Einbruch der Dunkelheit nach nebenan und erklärte ihm, dass sie ein Weihnachtsgeschenk für ihn habe.

Rudi schaute auf ihre Hände und dann rechts und links von ihren Füßen. »Na, und wo ist es?«

»Ach, vergiss es einfach.«

Aber Rudi wusste Bescheid. Er hatte sie schon früher so erlebt. Risikofreudige Augen und klebrige Finger. Der Hauch des Stehlens hing an ihren Schultern, und er konnte ihn förmlich riechen. »Dieses Geschenk«, sagte er langsam, »das hast du noch nicht, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und du wirst es auch nicht kaufen.«

»Natürlich nicht. Glaubst du vielleicht, ich habe Geld?« Der Schnee fiel immer noch. An der Rasenkante lag er wie zersplittertes Glas. »Hast du den Schlüssel?«, fragte sie.

»Den Schlüssel wofür?« Aber es dauerte nicht lange, bis Rudi begriffen hatte. Er ging ins Haus und kam kurz darauf wieder. Mit den Worten von Viktor Chemmel gesprochen: »Es ist Zeit, einkaufen zu gehen.«

Das Licht schwand schnell, und bis auf die Kirche waren alle Geschäfte und Häuser in der Münchener Straße geschlossen. Liesel musste sich beeilen,

um mit den langen Schritten ihres Nebenmannes mitzuhalten. Sie kamen an das Schaufenster. »Steiner - Schneidermeister«. Auf der Glasscheibe lag eine dünne Schicht aus Staub und Ruß, die sich dort in den letzten Wochen angesammelt hatte. Auf der anderen Seite standen die Schaufensterpuppen wie Zeugen bei einer Gegenüberstellung. Sie waren ernst und lächerlich elegant. Das Gefühl, von ihnen beobachtet zu werden, war schwer abzuschütteln.

Rudi griff in seine Tasche.

Es war Heiligabend.

Sein Vater war irgendwo in der Nähe von Wien.

Rudi glaubte nicht, dass es ihm etwas ausmachen würde, wenn er und Liesel seinen geliebten Laden betraten. Der Umstände halber.

Die Tür öffnete sich widerstandslos, und sie gingen hinein. Rudis erster Gedanke war, das Licht einzuschalten, aber der Strom war abgestellt worden.

»Gibt's hier irgendwo Kerzen?«

Rudi war verärgert. »Immerhin habe ich den Schlüssel mitgebracht. Außerdem

war das Ganze deine Idee.«

Inmitten des Wortwechsels stolperte Liesel über eine Bodenwelle und fiel. Eine Schaufensterpuppe folgte ihr nach. Sie packte Liesel am Arm und entlud die Last ihrer Kleidung auf dem Mädchen. »Schaff das Ding von mir weg!« Die Puppe war in vier Teile zerbrochen. Der Rumpf mit dem Kopf, die Beine und beide Arme. Als sie sich wieder aufgerappelt hatte, stand Liesel da und keuchte. »Jesus, Maria.«

Rudi hob einen der Arme auf und tippte ihr mit der künstlichen Hand auf die Schulter. Sie drehte sich erschrocken

um, und er streckte ihr freundschaftlich die Puppenhand entgegen. »Nett, dich kennenzulernen.«

Ein paar Minuten lang schlängelten sie sich langsam durch die engen Gänge des Ladengeschäfts. Rudi ging in Richtung der Verkaufstheke. Dann fiel er über eine leere Kiste, schrie auf und fluchte und eilte zurück zum Eingang. »Das ist zu dämlich«, sagte er. »Warte mal eine Minute.«

Liesel saß da mit dem Arm der Schaufensterpuppe in der Hand, bis er mit einer Kerze aus der Kirche wiederkam.

Ein Kreis aus Licht lag auf seinem Gesicht.

»Wo ist jetzt dieses Geschenk, mit dem du so angegeben hast? Hoffentlich keine von diesen komischen Puppen.«

»Bring mal die Kerze hierher.«

Er kam auf die linke Seite des Ladens. Liesel nahm die Kerze und beleuchtete damit nacheinander die dort hängenden Anzüge. Sie zog einen heraus, hängte ihn zurück und nahm einen anderen. »Nein, auch zu groß.« Nach zwei weiteren Versuchen hielt sie einen dunkelblauen Anzug vor Rudi. »Der sieht so aus, als

könnte er passen, nicht wahr?«

Während Liesel im Dunkeln hockte, zog Rudi hinter einem der Vorhänge den Anzug an. Liesel sah nur einen kleinen Lichtschimmer und einen Schatten, der sich ankleidete.

Er kam wieder zum Vorschein und hielt Liesel die Kerze hin, damit sie etwas sehen konnte. Von dem beschirmenden Vorhang befreit, stand das Licht wie eine Säule und glänzte auf dem eleganten Anzug. Es beleuchtete auch das schmutzige Hemd darunter und Rudis zertretene Schuhe.

»Nun?«, fragte er.

Liesel fuhr mit ihrer Begutachtung fort. Sie ging einmal um ihn herum und zuckte dann mit den Schultern. »Nicht übel.«

»Nicht übel! Ich sehe besser aus als bloß nicht übel!«

»Die Schuhe vermasseln alles. Und dein Gesicht.«

Rudi stellte die Kerze auf die Theke und kam mit gespielter Wut auf sie zu. Liesel musste zugeben, dass Nervosität in ihr aufstieg. Und so registrierte sie in ihrem Innern Erleichterung und Enttäuschung

zugleich, als er stolperte und auf die gliederlose Schaufensterpuppe fiel.

Auf dem Boden lag Rudi und lachte.

Dann schloss er die Augen. Ganz fest.

Liesel eilte zu ihm. Sie kauerte sich nieder. Küss ihn, Liesel, küss ihn. »Geht's dir gut, Rudi? Rudi?«

»Ich vermisse ihn«, sagte der Junge seitlich zum Fußboden.

»Frohe Weihnachten«, erwiderte Liesel. Sie half ihm hoch und strich ihm den Anzug glatt.

TEIL 9

DIE LETZTE MENSCHLICHE FREMDE

Es wirken mit:

die nächste Versuchung - ein Kartenspieler - der Schnee von Stalingrad - ein altersloser Bruder - ein Unfall - der bittere Geschmack von Fragen - ein Werkzeugkasten, ein Bluter und ein Bär - ein zerstörtes Flugzeug - und eine Heimkehr

DIE NÄCHSTE VERSUCHUNG

Diesmal gab es Plätzchen. Aber sie waren trocken.

Es waren Kipferl, die von Weihnachten übrig geblieben waren, und sie standen seit etwa zwei Wochen auf dem Schreibtisch. Die untersten der kleinen, hufeisenförmigen Plätzchen, überzogen mit Puderzucker, klebten am Teller. Die anderen waren obenauf gehäuft und bildeten einen schmierigen Hügel. Sie konnte sie bereits riechen, als sich ihre Finger fest um den Fenstersims legten. Der Raum schmeckte nach Zucker und Teig, und nach Tausenden von Seiten.

Es lag kein Zettel dabei, aber Liesel

musste nicht lange überlegen: Dies war Ilsa Hermanns Werk, und Liesel zog die Möglichkeit, dass die Plätzchen nicht für sie bestimmt waren, gar nicht erst in Erwägung. Schnell ging sie zurück zum Fenster und schob ein Flüstern durch den Spalt. Das Flüstern hieß Rudi.

An diesem Tag waren sie zu Fuß gekommen, weil die Straßen zu glatt waren für die Fahrräder. Der Junge stand unter dem Fenster und hielt Wache. Als sie ihn rief, tauchte sein Gesicht auf, und sie reichte ihm den Teller. Blitzschnell griff er zu.

Seine Augen klebten an den Plätzchen,

und dann fragte er:

»Steht da sonst noch was? Vielleicht etwas Milch?«

»Was?«

»Milch«, wiederholte er, diesmal etwas lauter. Falls er die Empörung in Liesels Stimme bemerkt hatte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken.

Die Bücherdiebin tauchte wieder über ihm auf. »Bist du blöd? Darf ich jetzt bitte einfach mein Buch stehlen?«

»Na klar. Ich wollte bloß sagen, dass...«

Liesel ging auf das Regal hinter dem Schreibtisch zu. In der Schreibtischschublade fand sie Papier und Bleistift und schrieb »Danke schön« auf einen Zettel, den sie auf der Tischplatte liegen ließ.

Zu ihrer Rechten ragte wie ein Knochen ein Buch heraus. Seine Bleichheit war durch die dunklen Buchstaben auf dem Einband förmlich vernarbt. ***Die letzte menschliche Fremde.*** Leise flüsterte das Buch, als sie es aus dem Regal nahm. Staubflocken rieselten nieder.

Sie stand schon am Fenster und wollte gerade hinausklettern, da öffnete sich

knarrend die Tür zur Bibliothek.

Liesels Knie hing in der Luft, und ihre diebische Hand lag am Fensterrahmen. Sie drehte sich zu dem Knarren um und sah die Frau des Bürgermeisters in einem nagelneuen Morgenmantel und Pantoffeln dort stehen. Auf der Brusttasche des Mantels prangte ein Hakenkreuz. Die Propagandamaschine machte selbst vor Badezimmern keinen Halt.

Sie schauten einander an.

Liesel blickte auf Ilsa Hermanns Brust und hob den Arm. »Heil Hitler.« Sie

wollte sich gerade umdrehen, als eine Erkenntnis auf sie niederstürzte. Die Plätzchen.

Sie standen seit Wochen hier.

Das bedeutete, dass der Bürgermeister sie gesehen haben musste, wenn er die Bibliothek benutzte. Er hatte bestimmt gefragt, warum sie da standen. Oder - und sobald Liesel diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte, empfand sie einen merkwürdigen Optimismus - es war vielleicht gar nicht die Bibliothek des Bürgermeisters. Vielleicht war es ihre. Die von Ilsa Hermann.

Sie wusste nicht, warum es ihr so wichtig erschien, aber sie erfreute sich an der Tatsache, dass dieser Raum voller Bücher der Frau gehörte. Sie war es, die Liesel in die Bibliothek geführt und ihr gezeigt hatte, dass ihr die Tür - besser gesagt: das Fenster - immer offen stand. So war es besser. Alles schien zu passen.

Gerade als sie gehen wollte, sprudelte es aus ihr heraus: »Das ist Ihr Zimmer, nicht wahr?«

Die Frau des Bürgermeisters versteifte sich. »Ich habe früher oft hier drin gelesen, mit meinem Sohn. Aber dann...«

Liesels Hand berührte die Luft hinter sich. Sie sah eine Mutter auf dem Boden sitzen und ein Buch vorlesen, während ein kleiner Junge auf die Bilder und die Worte deutete. Dann sah sie einen Krieg am Fenster stehen. »Ich verstehe.«

Von draußen erklang ein Ruf.

»Was hast du gesagt?«

Liesel warf ein raues Flüstern hinter sich. »Sei still, Saukerl, und pass auf, dass niemand kommt.« Ilsa Hermann dagegen reichte sie die Worte langsam: »Also gehören all diese Bücher...«

»Ja, die meisten gehören mir. Einige sind von meinem Mann, ein paar davon von meinem Sohn, wie du ja weißt.«

Liesel war verlegen. Ihre Wangen erwärmten sich. »Ich habe immer gedacht, dies sei die Bibliothek des Bürgermeisters.«

»Aber warum denn?« Die Frau schien amüsiert zu sein.

Liesel bemerkte, dass auch an den Spitzen ihrer Pantoffeln Hakenkreuze aufgestickt waren. »Er ist der Bürgermeister. Ich dachte, er liest viel.«

Die Frau des Bürgermeisters steckte die Hände in die Taschen ihres Morgenmantels. »In letzter Zeit bist du diejenige, die den Raum am meisten nutzt.«

»Haben Sie das hier gelesen?« Liesel hielt ***Die letzte menschliche Fremde*** hoch.

Ilsa las den Titel. »Oh ja.«

»Ist es gut?«

»Nicht schlecht.«

Liesel verspürte den Drang zu gehen und

gleichzeitig eine seltsame Verpflichtung zu bleiben. Sie setzte an, etwas zu sagen, aber da waren zu viele Worte, und sie kamen zu schnell. Sie machte mehrmals den Versuch, sie zu fassen, aber dann war es die Bürgermeistergattin, die die Initiative ergriff.

Sie sah Rudis Gesicht im Fenster, oder vielmehr sein gelbes Haar. »Ich glaube, du solltest jetzt besser gehen«, sagte sie. »Er wartet auf dich.«

Auf dem Heimweg aßen sie.

»Bist du sicher, dass da sonst nichts war?«, fragte Rudi. »Bestimmt stand da

noch was anderes.«

»Sei froh, dass du die Plätzchen bekommen hast.« Liesel betrachtete die Gabe in Rudis Händen. »Jetzt sei ehrlich: Hast du welche gegessen, bevor ich rauskam?«

Rudi war zutiefst gekränkt. »He, du bist der Dieb hier, nicht ich!«

»Lüg mich nicht an, Saukerl. Du hast noch Puderzucker am Mundwinkel.«

Verdattert nahm Rudi den Teller in eine Hand und wischte sich mit der anderen über den Mund. »Ich hab keine gegessen,

ich schwör's.«

Die Hälfte der Plätzchen war verspeist, ehe sie die Brücke erreichten, und den Rest teilten sie mit Tommi Müller in der Himmelstraße.

Erst als sie fertig waren, fiel ihnen etwas ein. Rudi sprach es aus.

»Was zum Kuckuck sollen wir jetzt mit dem Teller machen?«

DER KARTENSPIELER

Zu der Zeit, als Liesel und Rudi die Plätzchen aßen, spielten die Männer der

LSE, die keinen Dienst hatten, Karten in einer Stadt in der Nähe von Essen. Sie hatten gerade eine lange Fahrt von Stuttgart bis hierher hinter sich gebracht und spielten um Zigaretten. Reinhold Zucker war stinksauer.

»Er schummelt, ich schwöre es«, murmelte er. Sie hockten in einem Verschlag, der ihnen als Baracke diente, und Hans Hubermann hatte gerade zum dritten Mal gewonnen. Zucker warf seine Karten wütend auf den Tisch und kämmte sich mit drei dreckigen Fingernägeln durch das fettige Haar.

EINIGE TATSACHEN ÜBE

REINHOLD ZUCKER

Er war vierundzwanzig Jahre alt. Wenn er ein Kartenspiel gewann, glühte er geradezu - er hielt sich die dünnen Tabakstangen an die Nase und atmete ihr Aroma ein. »Der Geruch des Sieges«, sagte er schadenfroh. Oh, und noch etwas. Er würde mit offenem Mund sterben.

Anders als der junge Mann links von ihm machte Hans Hubermann kein Aufhebens, wenn er gewann. Er war sogar so großzügig und gab jedem seiner Kameraden eine Zigarette wieder und zündete sie für sie an. Alle außer

Reinhold Zucker nahmen das Geschenk entgegen. Er für seinen Teil schnappte sich die angebotene Zigarette und warf sie wieder auf die umgedrehte Kiste, die ihnen als Tisch diente. »Ich will keine Almosen von dir, alter Mann.« Dann stand er auf und ging.

»Was ist los mit ihm?«, fragte der Unteroffizier, aber niemand machte sich die Mühe zu antworten. Reinhold Zucker war bloß ein vierundzwanzigjähriger Junge, der furchtbar schlecht Karten spielte.

Wenn er nicht seine Zigaretten an Hans Hubermann verloren hätte, hätte er ihn

nicht verabscheut. Wenn er ihn nicht verabscheut hätte, hätte er sich vielleicht nicht ein paar Wochen später auf seinen Platz gesetzt, als sie auf einer scheinbar harmlosen Straße unterwegs waren.

Ein Sitzplatz, zwei Männer, ein kurzer Streit und ich. Es bringt mich schier um, wie manche Menschen sterben.

DER SCHNEE VON STALINGRAD

An einem Tag Mitte Januar 1943 lag der Korridor der Himmelstraße düster und traurig da. Liesel schloss das Tor hinter sich und ging zu Frau Holzingers Tür. Sie klopfte. Als geöffnet wurde, schaute

sie überrascht hoch.

Ihr erster Gedanke war, dass der Mann vor ihr einer von Frau Holzingers Söhnen sein musste aber er sah keinem der Brüder auf dem gerahmten Bild neben der Tür ähnlich. Er kam ihr viel zu alt vor, obwohl sie sein Alter nicht schätzen konnte. Sein Gesicht war fleckig von Bartstoppeln, und seine Augen schauten sie schmerzhaft und laut an. Eine verbundene Hand fiel aus seinem Mantelärmel, und Kirschen aus Blut kullerten durch die Bandage. »Du kommst besser nachher wieder.«

Liesel versuchte, an ihm

vorbeizuschauen. Sie wollte nach Frau Holzinger rufen, aber der Mann verstellte ihr den Weg.

»Kind«, sagte er, »komm nachher wieder. Ich hole dich ab. Wo wohnst du?«

Mehr als drei Stunden später klopfte es an die Tür von Nummer 33, und vor ihr stand der Mann. Die Kirschen aus Blu waren zu Pflaumen geworden.

»Sie erwartet dich jetzt.«

Draußen im diesigen grauen Licht konnte sich Liesel nicht beherrschen. Sie fragte,

was mit seiner Hand passiert war. Er blies etwas Luft aus seinen Nasenlöchern, eine einzige Silbe, und dann antwortete er: »Stalingrad.«

»Wie bitte?« Er hatte in den Wind hineingeschaut, als er das sagte. »Ich habe Sie nicht verstanden.«

Er antwortete noch einmal, lauter, und jetzt gab er ihr eine ausführliche Erklärung. ***»Stalingrad*** ist mit meiner Hand passiert. Ich bekam eine Kugel in die Rippen, und drei meiner Finger wurden abgeschossen. Beantwortet das deine Frage?« Er stopfte die gesunde Hand in die Jackentasche und zitterte vor

Verachtung über den deutschen Wind. »Du glaubst wohl, hier ist es kalt, was?«

Liesel berührte die Wand neben sich. Sie konnte nicht lügen. »Ja, natürlich.«

Der Mann lachte. »Das ist keine Kälte.« Er holte eine Zigarette hervor und steckte sie sich zwischen die Lippen. Einhändig versuchte er, ein Streichholz anzuzünden. Bei diesem ekelhaften Wetter wäre es schon mit zwei Händen schwierig gewesen, mit einer jedoch war es ein hoffnungsloses Unterfangen. Er ließ die Streichholzschachtel fallen und fluchte.

Liesel hob sie auf.

Sie nahm ihm die Zigarette ab und steckte sie sich in den Mund. Aber auch sie konnte sie nicht anzünden.

»Du musst daran ziehen«, erklärte ihr der Mann. »Bei diesem Wetter kriegst du sie nur an, wenn du daran ziehst, verstehst du?«

Sie versuchte es wieder und überlegte, wie ihr Papa es immer getan hatte. Diesmal füllte sich ihr Mund mit Rauch. Er kletterte zwischen ihren Zähnen hindurch und kratzte ihre Kehle, aber sie unterdrückte ein Husten.

»Gut gemacht.« Er nahm die Zigarette, inhalierte und hielt ihr dann seine unverletzte Hand hin, die linke. »Michael Holzinger.«

»Liesel Meminger.«

»Kommst du, um meiner Mutter vorzulesen?«

In diesem Moment tauchte Rosa hinter Liesel auf, und das Mädchen spürte den Schock in ihrem Rücken. »Michael?«, fragte Rosa. »Bist du das?«

Michael Holzinger nickte. »Guten Tag, Frau Hubermann. Es ist lange her.« »Du

siehst so...« »Alt aus?«

Rosa war immer noch erschrocken, aber sie fasste sich schnell. »Möchtest du hereinkommen'; Wie ich sehe, hast du ja meine Pflegetochter schon kennengelernt...« Ihre Stimme wanderte beim Anblick der blutigen Hand davon.

»Mein Bruder ist tot«, sagte Michael Holzinger, und er hätte sie nicht heftiger treffen können, wenn er mit seiner unverletzten Hand zugeschlagen hätte. Rosa schwankte. Sicher, Krieg bedeutete Sterben, aber dennoch zog es einem immer den Boden unter den Füßen weg, wenn es jemanden traf, den man gut

kannte. Rosa hatte die beiden Holzinger-Jungs aufwachsen sehen.

Der gealterte junge Mann fand die Kraft, knapp zu berichten, was geschehen war, ohne die Fassung zu verlieren. »Ich war in einem der Gebäude, die wir als Krankenhaus benutzten, als man ihn brachte. Eine Woche bevor ich nach Hause fuhr. Drei Tage lang saß ich bei ihm, bis er starb.«

»Es tut mir leid.« Die Worte schienen nicht aus Rosas Mund zu kommen. An diesem Abend stand jemand anderes hinter Liesel Meminger, aber sie wagte nicht, sich umzudrehen und nachzusehen.

»Bitte.« Michael hob die Hand. »Reder wir nicht mehr darüber. Kann ich das Mädchen zum Vorlesen mitnehmen? Ich bezweifle zwar, dass meine Mutter etwas hören wird, aber sie sagte, ich solle sie holen.«

»Ja, nimm sie mit.«

Sie waren schon fast am Tor, als Michael Holzinger sich an etwas erinnerte. Er drehte sich um. »Rosa?« Er wartete, bis Mama die Tür wieder ganz aufgemacht hatte. »Ich habe gehört, dass Ihr Sohn auch da war. In Russland. Ich habe jemanden aus Molching getroffen, und der hat's mir erzählt. Aber ich bin

sicher, das wussten Sie bereits.«

Rosa versuchte, ihn zurückzuhalten. Sie eilte hinaus und hielt ihn am Ärmel fest. »Nein. Er ist eines Tages weggegangen und nie zurückgekommen. Wir haben versucht, ihn zu finden, dabei dann ist so viel passiert. Es war...«

Michael Holzinger war zur Flucht entschlossen. Das Letzte, was er jetzt hören wollte, war eine weitere tränenreiche Geschichte. Er löste sich mit einem Ruck von Rosa und sagte: »Soweit ich weiß, ist er am Leben.« Er ging zu Liesel, die am Tor stand, aber das Mädchen folgte ihm nicht nach

nebenan. Sie betrachtete jetzt Rosas Gesicht. Es hob sich und sackte zusammen, in einem einzigen Moment.

»Mama?«

Rosa hob die Hand. »Geh.«

Liesel wartete. »Ich sagte, geh.«

Als sie zu ihm aufschloss, versuchte der heimgekehrte Soldat, ein Gespräch in Gang zu bringen. Wahrscheinlich bedauerte er sein verbales Missgeschick Rosa gegenüber, und er bemühte sich, es unter anderen Worten zu begraben. Er hielt die verbundene Hand hoch und

sagte: »Ich kann die Blutung immer noch nicht stoppen.« Liesel war zum ersten Mal froh, als sie Frau Holzingers Küche betrat. Je eher sie anfangen konnte zu lesen, umso besser.

Frau Holzinger saß da mit Streifen aus Draht in ihrem Gesicht.

Ihr Sohn war tot.

Aber das war noch nicht alles.

Sie würde nie erfahren, wie es wirklich geschah, aber ich kann es euch sagen, denn ich bin derjenige, der Bescheid weiß. Ich scheine immer zu wissen, was

passiert, wenn Schnee, Waffen und unterschiedliche menschliche Sprachen im Spiel sind.

Wenn ich mir anhand der Worte im Buch der Bücherdiebin die Küche von Frau Holzinger vorstelle, sehe ich weder den Herd noch die Kochlöffel oder die Wasserpumpe oder etwas

Derartiges. Nicht am Anfang jedenfalls. Was ich sehe, ist der russische Winter und der Schnee, der von der Zimmerdecke fällt, und das Schicksal von Frau Holzingers zweitem Sohn.

Sein Name war Robert, und Folgendes

passierte mit ihm.

EINE KURZE GESCHICHTE AU DEM KRIEG

Seine Beine wurden ihm oberhalb der Schienbeine weggerissen, und sein Bruder schaute zu, wie er in einem kalten, stinkenden Lazarett starb.

Es war in Russland, am 5. Januar 1943. Ein weiterer eisiger Tag. Draußen in der Stadt und im Schnee lagen überall tote Russen und tote Deutsche. Diejenigen, die übrig waren, feuerten auf die unbeschriebenen, weißen Seiten vor ihnen. Drei Sprachen vermischten sich.

Die der Russen, die der Kugeln und die der Deutschen.

Während ich zwischen den gefallenen Seelen hindurchging, sagte einer der Männer: »Mein Bauch juckt.« Er sagte es viele Male. Trotz des Schocks kroch er vorwärts, zu einer dunklen, entstellten Gestalt, die sich auf den Boden ergoss. Als der Soldat mit der Bauchwunde dort ankam, sah er, dass es Robert Holzinger war. Seine Hände waren in Blut gebadet, und er häufte Schnee auf den Bereich oberhalb seiner Schienbeine, wo seine Beine bei der letzten Explosion abgetrennt worden waren. Heiße Hände und ein roter Schrei.

Dampf stieg vom Boden auf. Der Anblick und der Geruch von fauligem Schnee.

»Ich bin es«, sagte der Soldat zu ihm. »Peter.« Er zog sich ein paar Zentimeter näher.

»Peter?«, fragte Robert mit schwindender Stimme. Er fühlte wohl, dass ich in der Nähe war.

Ein zweites Mal. »Peter?«

Aus irgendeinem Grund stellen sterbende Männer immer die Fragen, auf die sie die Antwort bereits kennen.

Vielleicht wollen sie in dem Gefühl gehen, recht zu haben.

Die Stimmen klangen plötzlich alle gleich.

Robert Holzinger fiel nach rechts, auf den kalten, dampfenden Boden. Ich bin mir sicher, dass er mich in diesem Augenblick bereits erwartete.

Aber ich kam nicht zu ihm.

Zu seinem Unglück nahm ich ihn an diesem Nachmittag nicht mit, sondern stieg mit den anderen armen Seelen in meinen Armen über den jungen

Deutschen hinweg und machte mich auf den Weg zur anderen Seite, zu den Russen.

Hin und her ging ich.

Auseinandergenommene Männer.

Das war kein Skiurlaub, das kann ich euch versichern.

Wie Michael seiner Mutter erzählte, kam ich erst nach drei sehr langen Tagen zu dem Soldaten, der seine Füße in Stalingrad gelassen hatte. Ich folgte der Einladung in das behelfsmäßige Lazarett und zuckte bei dem Gestank

unwillkürlich zurück.

Ein Mann mit einer verbundenen Hand erzählte dem stummen, erstarrten Soldaten, dass er leben würde. »Du kommst bald heim«, versicherte er ihm.

Ja, dachte ich. Heim. Für immer.

»Ich werde auf dich warten«, fuhr er fort. »Eigentlich sollte ich schon Ende der Woche heimfahren, aber ich werde warten.«

Mitten im nächsten Satz des Bruders sammelte ich die Seele von Robert Holzinger ein.

Normalerweise muss ich mich anstrengen, um durch das Dach nach draußen zu schauen, wenn ich mich im Innern eines Gebäudes befinde, aber diesmal hatte ich Glück. Ein kleines Stück Dach war zerstört, und ich konnte hindurchsehen. Einen Meter neben mir redete Michael Holzinger immer noch. Ich versuchte, ihn zu ignorieren, und sah auf das Loch über mir. Der Himmel war weiß, aber er zerfiel zusehends. Wie immer wurde er zu einem riesigen Lumpen. Blut sickerte hindurch, und hier und da sahen die Wolken aus wie schmutzige Fußabdrücke im Schnee.

Fußabdrücke?, denkt ihr jetzt

wahrscheinlich. Na, wem die wohl gehören?

In Frau Holzingers Küche saß Liesel und las. Die Seiten wateten ungehört vorbei, und obwohl Russland vor meinen Augen verschwand, hörte der Schnee nicht auf, von der Zimmerdecke herabzufallen. Der Wasserkessel ist verschneit, genauso wie der Tisch. Auch die Menschen tragen Flicken aus Schnee auf ihren Köpfen und Schultern.

Der Bruder erschauert.

Die Frau weint.

Und das Mädchen liest weiter, denn deshalb ist sie hier, und es ist ein gutes Gefühl, zu etwas nutze zu sein nach dem Schnee von Stalingrad.

DER ALTERSLOSE BRUDER

In ein paar Wochen würde Liesel vierzehn Jahre alt sein. Ihr Papa war immer noch weg.

Sie hatte drei weitere Vorlesestunden bei der verzweifelten Frau hinter sich gebracht. Oft hatte sie Rosa nachts mit dem Kinn auf die Blasebälge des Akkordeons gestützt dasitzen und beten sehen.

Jetzt, dachte sie, ist es Zeit. Normalerweise war es das Stehlen, was sie aufheiterte, aber an diesem Tag war es das Zurückgeben.

Sie holte den Teller unter ihrem Bett hervor. So schnell sie konnte, spülte sie ihn in der Küche ab und ging aus dem Haus. Es war schön, durch Molching zu laufen. Die Luft war scharf und flach, wie die Watschen eines launigen Lehrers oder einer Nonne. Ihre Schuhe machten das einzige Geräusch auf der Münchener Straße.

Sie überquerte den Fluss mit einem Hauch von Sonnenschein hinter den

Wolken.

In der Großen Straße ging sie die Stufen zur Nummer 8 hinauf, stellte den Teller vor der Tür ab und klopfte. Als die Tür geöffnet wurde, war sie schon um die Ecke verschwunden. Liesel schaute nicht zurück, aber sie wusste, dass sie, wenn sie es getan hätte, ihren Bruder wieder am Fuß der Treppe gesehen hätte. Sein Knie war geheilt. Sie konnte sogar seine Stimme hören.

»Schon besser, Liesel.«

Mit großer Traurigkeit wurde ihr klar, dass ihr Bruder auf immer und ewig

sechs Jahre alt sein würde, aber als sie diesen Gedanken festhielt, unternahm sie dennoch den Versuch zu lächeln.

Sie blieb über der Amper stehen, auf der Brücke, wo Papa immer gestanden und sich ans Geländer gelehnt hatte.

Sie lächelte und lächelte, und nachdem alles draußen war, ging sie nach Hause. Niemals wieder stieg ihr Bruder in ihren Schlaf. Auf mancherlei Art vermisste sie ihn, aber seine tödlichen Augen auf dem Boden des Zuges oder den Klang des Hustens, der ihn umgebracht hatte, würde sie nie mehr wieder vermissen.

In dieser Nacht lag die Bücherdiebin im Bett, und der Junge kam nur, kurz bevor sie die Augen zumachte. Er war lediglich ein Mitglied einer ganzen Kompanie, denn Liesel bekam in ihrem

Zimmer ständig Besuch. Ihr Papa stand da und sagte, dass sie fast erwachsen war. Max saß in der Ecke und schrieb ***Die Worteschüttlerin.*** Rudi stand nackt in der Tür. Gelegentlich fand sich ihre Mutter an dem Gleis neben ihrem Bett ein. Und weit entfernt, in dem Raum, der sich wie eine Brücke zu einer namenlosen Stadt erstreckte, saß ihr Bruder auf einem Friedhof und spielte im Schnee.

Als Untermalung für ihre Visionen ertönte Rosas Schnarchen aus dem Wohnzimmer. Liesel lag wach, umringt, und erinnerte sich an ein Zitat aus ihrem neuesten Buch.

DIE LETZTE MENSCHLICHE FREMDE, SEITE 38

Überall in den Straßen der Stadt gingen Menschen, aber die Fremde hätte nicht einsamer sein können, wenn sie menschenleer gewesen wären.

Am Morgen waren die Visionen verschwunden, und sie konnte die leise

Rezitation von Worten im Wohnzimmer hören. Rosa saß wieder mit dem Akkordeon an der Brust da und betete.

»Lass sie gesund wiederkommen«, wiederholte sie immer wieder. »Bitte, Gott, bitte. Sie alle.« Selbst die Falten um ihre Augen schlossen sich wie Hände zum Gebet.

Höchstwahrscheinlich schmerzte sie das Akkordeon, aber sie verharrte in ihrer Position.

Rosa erzählte Hans nie von diesen frühen Morgenstunden, aber Liesel glaubte, dass es diese Gebete waren, die

dafür sorgten, dass Papa den Unfall der LSE in Essen überlebte. Und wenn sie nicht halfen, dann schadeten sie zumindest nicht.

DER UNFAL

Es war ein verblüffend klarer Nachmittag, und die Männer kletterten in den Lastwagen. Hans Hubermann hatte sich gerade auf seinen üblichen Platz gesetzt. Reinhold Zucker stand vor ihm.

»Mach Platz.«

»Bitte?«

Zucker kauerte sich unter dem Himmel des Fahrzeuges zusammen. »Ich sagte, mach Platz, Arschloch.« Der schmierige Dschungel seiner Haarsträhnen fiel in Klumpen auf seine Stirn. »Ich tausche meinen Sitz mit dir.«

Hans war verwirrt. Der hinterste Sitz war wahrscheinlich der unbequemste von allen. Es war zugig und kalt dort. »Warum?«

»Spielt das eine Rolle?« Zucker verlor die Geduld. »Vielleicht will ich als Erster raus, um aufs Scheißhaus zu kommen.«

Hans merkte schnell, dass der Rest der Einheit diesen jämmerlichen Kampf zwischen zwei angeblich erwachsenen Männern genau beobachtete. Er wollte nicht verlieren, aber er wollte auch nicht kleinlich erscheinen. Außerdem hatten sie gerade eine anstrengende Schicht hinter sich gebracht, und er hatte keine Kraft mehr für eine Auseinandersetzung. Mit gebeugtem Rücken ging er zu dem leeren Platz in der Mitte des Lastwagens.

»Warum hast du dem Scheißkopf nachgegeben?«, fragte der Mann neben ihm.

Hans zündete ein Streichholz an und ließ den Mann an seiner Zigarette ziehen. »Der Wind dahinten pfeift einem doch nur durchs Hirn.«

Der olivgrüne Laster war auf dem Weg zurück ins Lager, vielleicht noch zwölf Kilometer davon entfernt. Brunnenweg erzählte einen Witz über eine französische Kellnerin, als der linke Vorderreifen platzte und der Fahrer die Kontrolle über den Laster verlor. Das Fahrzeug überschlug sich mehrmals, und die Männer fluchten, während sie gemeinsam mit der Luft, dem Licht, dem Schmutz und dem Tabak herumgewirbelt wurden. Draußen sackte der blaue

Himmel von oben nach unten, und drinnen suchten alle nach etwas, woran sie sich festhalten konnten.

Als das Drehen aufhörte, wurden alle gegen die rechte Seite des Lastwagens gepresst. Gesichter bohrten sich in die dreckige Uniform neben sich. Fragen nach der Unversehrtheit der Insassen wurden herumgereicht, bis einer von den Männern, Eddi Alma, anfing zu schreien: »Holt den Mistkerl von mir runter!« Er sagte es drei Mal, schnell hintereinander. Er starrte in die bewegungslosen Augen von Reinhold Zucker.

SCHADENSBERICHT AUS ESSEN

Sechs Männer mit Brandwunden vor
Zigaretten. Zwei gebrochene Hände.
Etliche gebrochene Finger. Ein
gebrochenes Bein bei Hans Hubermann.
Ein gebrochenes Genick bei Reinhold
Zucker, etwa auf der Höhe seiner
Ohrläppchen.

Sie zerrten einander ins Freie, bis nur
noch die Leiche im Wagen lag.

Der Fahrer, Helmut Brohmann, saß auf
der Erde und kratzte sich am Kopf. »Der
Reifen«, erklärte er, »er ist einfach
geplatzt.« Ein paar von den Männern

setzten sich zu ihm und bescheinigten ihm einer nach dem anderen, dass es nicht seine Schuld war. Andere gingen herum und rauchten, fragten einander, ob sie glaubten, dass ihre Verletzungen schlimm genug waren, um vom Dienst befreit zu werden. Eine weitere kleine Gruppe versammelte sich hinten am Laster und betrachtete den Körper.

Am Straßenrand, unter einem Baum, öffnete sich ein Streifen ungeheuren Schmerzes in Hans Hubermanns Bein. »Es hätte mich treffen sollen«, sagte er.

»Was?«, rief der Unteroffizier vom Laster aus.

»Er saß auf meinem Platz.«

Helmut Brohmann fand seine Sinne wieder und kletterte zurück in die Fahrerkabine. Auf der Seite liegend, versuchte er, den Motor zu starten, aber da ließ sich nichts machen. Man funkte einen weiteren Laster herbei, genauso wie einen Krankenwagen. Der Krankenwagen kam nicht.

»Ihr wisst, was das heißt, nicht wahr?«, sagte Boris Schipper. Sie wussten es.

Sie setzten ihren Weg zurück ins Lager fort. Alle Männer versuchten, den Blick auf Reinhold Zuckers offenmündiges

Grinsen zu vermeiden. »Ich sage euch, wir hätten ihn mit dem Gesicht nach unten legen sollen«, erklärte jemand. Ein paar Mal wanderten die Gedanken des einen odei anderen einfach ab, und derjenige legte seine Füße auf die Leiche. Als sie ankamen, wollte sich jeder vor dem Ausladen des Körpers drücken. Nachdem es vollbracht war, machte Hans Hubermann ein paar kurze Schritte, dann zerbrach der Schmerz sein Bein, und er fiel in sich zusammen.

Eine Stunde später wurde er von einem Arzt untersucht, der ihm bescheinigte, dass das Bein gebrochen war. Der Unteroffizier stand mit einem schiefen

Grinsen daneben.

»Tja, Hubermann, sieht so aus, als ob Sie davonkämen, was?« Er schüttelte sein rundes Gesicht, rauchte und machte eine Liste von allem, was nun geschehen würde. »Sie ruhen sich aus. Man wird mich fragen, was wir mit Ihnen machen sollen. Ich werde sagen, dass Sie großartige Arbeit geleistet haben.« Er blies Rauch aus. »Ich glaube, ich werde sagen, dass Sie nicht mehr kräftig genug sind, um in der LSE zu arbeiten, und dass man Sie nach München zurückschicken soll, wo Sie in einem Büro arbeiten oder sich mit irgendwelchen Aufräumarbeiten

beschäftigen können. Wie klingt das?«

Hans konnte inmitten einer Grimasse aus Schmerz ein Lachen nicht unterdrücken. »Das klingt gut, Herr Unteroffizier.«

Boris Schipper drückte seine Zigarette aus. »Verdammt richtig, das klingt gut. Sie haben Glück, dass ich Sie mag Hubermann. Sie haben Glück, dass Sie ein guter Mann sind und spendabel im Umgang mit Ihren Zigaretten.«

Nebenan bereitete man den Gips vor.

DER BITTERE GESCHMACK

VON FRAGEN

Etwas mehr als eine Woche nach Liesels Geburtstag, Mitte Februar, erhielten sie und Rosa endlich einen ausführlichen Brief von Hans Hubermann. Liesel rannte vom Briefkasten ins Haus und zeigte ihn Mama. Rosa bat sie, ihn laut vorzulesen, und sie konnten ihre Aufregung nicht unterdrücken, als Liesel von dem gebrochenen Bein berichtete. Der nächste Satz jedoch verblüffte sie so sehr, dass sie die Worte nur lautlos mit den Lippen formte.

»Was ist los?«, drängte Rosa. »Saumensch?«

Liesel schaute von dem Brief auf und hätte am liebsten laut geschrien. Der Unteroffizier hatte Wort gehalten. »Er kommt heim, Mama. Papa kommt heim!«

Sie umarmten sich in der Küche, und der Brief wurde zwischen ihren Körpern zerdrückt. Ein gebrochenes Bein war wirklich ein Grund zum Feiern.

Nebenan wurde die Neuigkeit begeistert aufgenommen. Barbara Steiner rieb Liesel die Arme und rief nach dem Rest der Familie. In der Küche der Steiners schienen alle über Hans Hubermanns bevorstehende Heimkehr wie aus dem Häuschen zu sein. Rudi lächelte und

lachte, und Liesel merkte, dass er sich alle Mühe gab. Aber sie spürte auch den bitteren Geschmack von Fragen in seinem Mund.

Warum er?

Warum Hans Hubermann und nicht Alex Steiner? Die Fragen waren berechtigt.

EIN WERKZEUGKASTEN, EIN BLUTER, EIN BÄR

Seit sein Vater letzten Oktober in die Wehrmacht eingezogen worden war, war Rudis Ärger stetig gewachsen. Die

Nachricht, dass Hans Hubermann heimkehrte, war alles, was er brauchte, um einen Schritt weiterzugehen. Er sagte Liesel nichts davon. Er beklagte sich bei ihr nicht über die Ungerechtigkeit. Er entschied sich zu handeln.

In der diebischen Zeit eines dunklen Nachmittags trug er einen Kasten aus Metall durch die Himmelstraße.

RUDIS WERKZEUGKASTEN

Er war fleckig rot und etwa so lang wie ein übergroßer Schuhkarton. Darin befanden sich: 1 verrostetes Taschenmesser 1 kleine

Taschenlampe

2 Hämmer (1 x klein, 1 x mittelgroß) 1 Handtuch

3 Schraubendreher (von unterschiedlicher Größe) 1 Skimaske 1 PI Teddybär

Liesel sah ihn durch das Küchenfenster. Sie bemerkte seinen zielstrebigen Gang und das entschlossene Gesicht, ganz wie an dem Tag, an dem er losgezogen war, um seinen Vater zu suchen. Er packte den Griff des Werkzeugkastens mit so viel Kraft, wie er aufbringen konnte, und seine Bewegungen waren steif vor Zorn.

Die Bücherdiebin ließ das Handtuch fallen, das sie gerade noch festgehalten hatte, und ersetzte es durch einen einzigen Gedanken.

Er geht stehlen.

In Windeseile war sie draußen.

Sie verschwendeten keine Zeit mit Begrüßungen.

Rudi ging einfach weiter und redete mit der kalten Luft vor seinem Mund. In der Nähe des Mietshauses, in dem Tommi Müller wohnte, sagte er: »Weißt du was, Liesel? Ich habe nachgedacht. Du bist

gar kein Dieb.« Er ließ sie nicht zu Wort kommen. »Die Frau lässt dich herein. Sie stellt dir sogar Plätzchen hin, Himmel nochmal. Das kann man doch wohl kaum Stehlen nennen. Stehlen, das ist, was die Wehrmacht tut. Nimm zum Beispiel deinen Vater, und meinen.« Er trat gegen einen Stein, der metallisch klingend gegen ein Tor prallte. Rudi ging schneller. »All diese reichen Nazis da oben, in der Großen Straße, in der Gelbstraße, in der Heidestraße.«

Liesel brachte all ihre Konzentration auf, um mit ihm Schritt zu halten. Sie hatten Frau Lindners Eckladen schon hinter sich gelassen und waren in der

Münchener Straße. »Rudi...«

»Was ist das überhaupt für ein Gefühl?«

»Was meinst du?«

»Wenn du eines von den Büchern nimmst?«

In diesem Moment schwieg sie. Wenn er eine Antwort wollte, musste er hartnäckiger sein. Er war es. »Na?« Aber noch bevor Liesel überhaupt den Mund aufmachen konnte, antwortete Rudi selbst: »Es ist ein gutes Gefühl, nicht wahr? Etwas zu stehlen, was einem eigentlich gehört.«

Liesel zwang ihre Aufmerksamkeit auf den Werkzeugkasten, und sie versuchte, ihn zu bremsen. »Was hast du da drin?«

Er beugte sich vor und öffnete den Kasten.

Alle Gegenstände ergaben einen Sinn, bis auf den Teddybären.

Während sie weitergingen, erklärte Rudi, was er mit den Gegenständen im Werkzeugkasten tun wollte. Die Hämmer zum Beispiel dienten zum Einschlagen von Fenstern. Das Handtuch wickelte man vorher darum, damit der Lärm gedämpft wurde.

»Und der Teddybär?«

Er gehörte Anna-Marie Steiner und war nicht größer als eines von Liesels Büchern. Der Pelz war zottelig und abgeschabt. Die Augen und Ohren waren mehrmals neu angenäht worden, aber er schaute dennoch freundlich drein.

»Das«, so verkündete Rudi, »ist mein Geniestreich. Wenn ein Kind reinkommt, während ich im Haus bin, kann ich ihm den Teddy geben, um es zu beruhigen.«

»Und was willst du stehlen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Geld,

Lebensmittel, Schmuck. Alles, was ich kriegen kann.« Es hörte sich ganz einfach an.

Erst fünfzehn Minuten später, als Liesel die plötzliche Stille in seinem Gesicht bemerkte, begriff sie, dass Rudi Steiner überhaupt nichts stehlen würde. Die Entschlossenheit war verschwunden, und obwohl er sich nach wie vor im Glorienschein seines Vorhabens sonnte, erkannte sie, dass er nicht mehr daran glaubte. Er ***versuchte*** zu glauben, und das ist immer ein schlechtes Zeichen. Seine verbrecherische Grandeur zerfiel vor ihren Augen. Ihre Schritte verlangsamten sich, und sie betrachteten

die Häuser. Liesels Erleichterung saß rein und traurig in ihrem Herzen.

Sie waren in der Gelbstraße.

Überall ragten die Häuser dunkel und groß empor.

Rudi zog die Schuhe aus und hielt sie in der linken Hand. In der Rechten hatte er den Werkzeugkasten.

Zwischen den Wolken stand der Mond. Man konnte kilometerweit sehen.

»Worauf warte ich noch?«, fragte er. Liesel erwiderte nichts. Wieder öffnete

Rudi den Mund, aber es kamen keine Worte. Er stellte den Werkzeugkasten auf den Boden und setzte sich darauf.

Seine Socken wurden kalt und nass.

»Wie gut, dass du noch ein Paar im Werkzeugkasten hast«, bemerkte Liesel. Sie sah, dass er versuchte, ein Lachen zu unterdrücken. Trotz allem.

Rudi rutschte etwas zur Seite und wandte sich von ihr ab. Jetzt war auch für Liesel Platz auf dem Werkzeugkasten.

Die Bücherdiebin und ihr bester Freund

saßen Rücken an Rücken auf einem fleckig roten Werkzeugkasten mitten auf der Straße. Jeder schaute in die entgegengesetzte Richtung, und eint Zeit lang schwiegen sie. Dann standen sie auf, Rudi wechselte seine Socken, und sie machten sich auf den Heimweg. Rudi ließ die nassen, kalten Socken auf der Straße liegen. Als Geschenk entschied er, für die Gelbstraße.

RUDI STEINER SPRICHT DI WAHRHEIT

»Ich glaube, ich kann besser Dinge zurücklassen als sie stehlen.«

Ein paar Wochen später erwies sich der Werkzeugkasten doch noch als nützlich. Rudi räumte die Schraubendreher und Hämmer heraus und bestückte den Kasten mit so vielen Wertsachen der Steiners, wie hineingingen, für den Fall eines Luftangriffs. Der einzige Gegenstand, der drin blieb, war der Teddybär.

Am 9. März verließ Rudi das Haus mit dem Werkzeugkasten. Die Sirenen stürzten sich wieder einmal auf Molching.

Während die Steiners durch die Himmelstraße eilten, hämmerte Michael

Holzinger heftig an Rosa Hubermanns Tür. Rosa und Liesel kamen heraus, und Michael Holzinger erklärte ihnen sein Problem. »Meine Mutter«, sagte er. Immer noch waren Pflaumen aus Blut in seinem Verband. »Sie will nicht rauskommen. Sie sitzt in der Küche am Tisch.«

Obwohl bereits Wochen vergangen waren, hatte Frau Holzinger noch nicht einmal begonnen, sich zu erholen. Jedes Mal, wenn Liesel zum Vorlesen kam, starrte die Frau die meiste Zeit aus dem Fenster. Ihre Worte waren leise, fast bewegungslos. Alle Grobheit und Verkniffenheit war ihr aus dem Gesicht

geschabt worden. Es war meistens Michael, der Liesel verabschiedete oder ihr den Kaffee gab und ihr dankte. Und jetzt das.

Rosa verlor keine Zeit.

Eilig watschelte sie durch das Tor und stellte sich in den Türrahmen. »Holzinger!« Kein Laut außer der Sirenen und Rosa. »Holzinger, scher dich hier raus, du dämliche alte Kuh!« Takt war noch nie Rosas Stärke gewesen. »Wenn du nicht rauskommst, dann bleiben wir hier stehen und krepieren auf offener Straße!« Sie drehte sich um und betrachtete die hilflosen

Gestalten auf dem Bürgersteig. Die Sirene war gerade verstummt. »Was jetzt?«

Michael zuckte mit den Schultern, orientierungslos, ratlos. Liesel setzte ihre Büchertasche ab und schaute ihn an. Sie musste schreien, um sich verständlich zu machen, weil genau in diesem Moment die nächste Sirene einsetzte. »Kann ich reingehen?« Aber sie wartete nicht auf eine Antwort. Sie rannte den kurzen Weg entlang und schob sich an Mama vorbei.

Frau Holzinger saß ungerührt am Tisch.

Was soll ich sagen?, dachte Liesel.

Wie kriege ich sie dazu mitzukommen?

Die Sirenen holten wieder Atem, und sie hörte, wie Rosa nach ihr rief. »Lass sie einfach sitzen, Liesel, wir müssen gehen! Wenn sie sterben will, ist das ihre Sache.« Doch dann stießen die Sirenen wieder geräuschvoll die Luft aus. Sie stürzten nieder und begruben die Stimme unter sich.

Jetzt blieben nur noch der Lärm, das Mädchen und die drahtige Frau. »Frau Holzinger, bitte!«

Wie an dem Tag, als sie Ilsa Hermann gegenübergestanden hatte, während draußen Rudi mit dem Teller voller Plätzchen auf sie wartete, lag ihr auch nun eine Vielzahl von Worten und Sätzen auf der Zunge. Der Unterschied war, dass heute auch noch Bomben zugegen waren. Heute war die Sache etwas dringender.

DIE MÖGLICHKEITEN

»Frau Holzinger, wir müssen gehen.« »Frau Holzinger, wir werden sterben, wenn wir hierbleiben.« »Sie haben doch noch einen Sohn.« »Alle warten auf Sie.« »Die Bomben werden Sie ir

Stücke reißen.« »Wenn Sie nicht mitkommen, komme ich nicht mehr zum Vorlesen, und dann haben Sie den einzigen Freund verloren, den Sie noch hatten.«

Sie riskierte es mit dem letzten Satz und schrie die Worte direkt in die Sirenen hinein. Ihre Hände lagen auf dem Tisch.

Die Frau schaute auf und traf ihre Entscheidung. Sie rührte sich nicht.

Liesel ging. Sie löste sich vom Tisch und hastete aus dem Haus.

Rosa hielt ihr das Tor auf. Michael

Holzinger war auf der Himmelstraße gestrandet.

»Komm mit!«, drängte ihn Rosa, aber der heimgekehrte Soldat zögerte. Er wollte gerade wieder hineingehen, als irgendetwas ihn dazu veranlasste, sich umzudrehen. Seine verstümmelte Hand war alles, was noch mit dem Tor in Verbindung blieb. Voller Scham zog er sie an sich und folgte Rosa und Liesel, die auf Haus Nummer 45 zurannten.

Alle drei schauten sich mehrmals um, aber da war keine Frau Holzinger.

Die Straße kam ihnen so breit vor, so

endlos lang. Erst als die letzte Sirene sich in Luft auflöste, stolperten die drei in den Keller der Fiedlers.

»Wo wart ihr denn so lange?«, wollte Rudi wissen. Er hatte den Werkzeugkasten in der Hand.

Liesel stellte ihre Büchertasche ab und setzte sich darauf. »Wir wollten noch Frau Holzinger holen.«

Rudi schaute sich um. »Und? Wo ist sie?« »Zu Hause. In ihrer Küche.«

Im hintersten Winkel des Kellers stand Michael, verkrampft und zitternd. »Ich

hätte bei ihr bleiben sollen«, sagte er, »ich hätte bei ihr bleiben sollen, ich hätte bei ihr bleiben sollen...«

Seine Stimme war fast lautlos, aber seine Augen schrien förmlich. Wild schlugen sie in ihren Höhlen, während er seine verletzte Hand drückte und eine Blutrose auf dem Verband erblühte.

Rosa versuchte, ihn zu beruhigen.

»Bitte, Michael, es ist nicht deine Schuld.«

Aber der junge Mann mit den wenigen verbliebenen Fingern an seiner rechten

Hand war untröstlich. Er kroch in Rosas Augen.

»Können Sie mir erklären«, sagte er, »denn ich verstehe es nicht...« Er fiel zurück und kauerte sich hin, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. »Sagen Sie mir, Rosa, wieso sie da sitzen kann, bereit zu sterben, wenn ich doch immer noch leben will.« Das Blut verdickte sich. »Warum will ich leben? Ich sollte es nicht wollen, aber ich tue es.«

Minutenlang weinte der junge Mann unbeherrscht, während Rosas Hand auf seiner Schulter lag. Die Menschen im Keller schauten zu. Er konnte nicht

aufhören zu weinen, auch nicht, als sich die Kellertür öffnete und schloss und Frau Holzinger eintrat.

Ihr Sohn schaute auf.

Rosa trat zur Seite.

Als sie einander fanden, entschuldigte sich Michael. »Mama, es tut mir leid, ich hätte bei dir bleiben sollen.«

Frau Holzinger hörte ihn nicht. Sie saß nur neben ihrem Sohn und hob seine bandagierte Hand an. »Du blutest wieder«, sagte sie. Dann saßen sie da, wie alle anderen auch, und warteten.

Liesel griff in ihre Tasche und kramte durch die Bücher.

DAS BOMBARDEMENT VO MÜNCHEN AM 9. UND 10. MÄRZ

Die Nacht wurde lang, angefüllt mit Bomben und Vorlesen. Ihr Mund war trocken, aber die Bücherdiebin schaffte vierundfünfzig Seiten.

Die meisten Kinder schliefen fest und hörten nicht die Sirenen, die erneut Sicherheit verkündeten. Ihre Elterr weckten sie oder trugen sie die Kellertreppe hinauf in eine Welt aus Dunkelheit.

Weit entfernt brannte es, und ich hatte gerade über zweihundert ermordete Seelen aufgelesen. Ich war auf dem Weg nach Molching, um eine weitere zu holen.

Die Luft über der Himmelstraße war rein.

Die Sirenen hatten etliche Stunden lang abgewartet, für den Fall, dass eine neuerliche Bedrohung auftauchte, und der Rauch hatte sich in die Atmosphäre verzogen.

Es war Bettina Steiner, die das kleine Feuer und den Streifen Rauch bemerkte,

weiter unten, in der Nähe der Amper. Er zog in den Himmel, und das Mädchen hob den Finger. »Schaut mal.«

Das Mädchen hatte es zuerst bemerkt, aber es war Rudi, der handelte. In seiner Hast vergaß er, den Werkzeugkasten abzustellen. Er sprintete zum Fuß der Himmelstraße, sauste durch ein paar Seitenstraßen und trat dann in den Wald. Liesel folgte ihm auf dem Fuße (nachdem sie ihre Bücher bei der heftig protestierenden Rosa abgeladen hatte), und dann kamen vereinzelte Leute aus verschiedenen Luftschutzkellern.

»Rudi, warte!«

Rudi wartete nicht.

Liesel konnte lediglich den Werkzeugkasten zwischen den Bäumen erkennen, während er dem ersterbenden Glühen und dem umnebelten Flugzeug entgegenrannte. Es hockte rauchend auf einer Lichtung neben dem Fluss. Der Pilot hatte versucht, dort zu landen.

Zwanzig Meter vor dem Flugzeug blieb Rudi stehen.

Wir kamen beide beinahe gleichzeitig dort an, und ich bemerkte ihn, wie er da stand und nach Luft schnappte.

Die Glieder der Bäume lagen im Dunkeln verstreut.

Um das Flugzeug herum waren Zweige und Nadeln aufgehäuft, wie Brennstoff. Zu seiner Linken hatten sich drei Kerben in die Erde gebrannt. Das langsamer werdende Ticken erkaltenden Metalls jagte die Minuten und Sekunden, bis es Rudi und Liesel so vorkam, als würden sie schon seit Stunden dastehen. Die wachsende Menge versammelte sich hinter ihnen. Ihr Atem und ihre Sätze klebten an Liesels Rücken.

»Na?«, sagte Rudi. »Wollen wir mal nachschauen?«

Er ging durch die Reste der Bäume dorthin, wo der Rumpf des Flugzeuges in den Boden gegraben war. Die Nase lag im fließenden Wasser, und die Flügel waren nach hinten abgeknickt.

Rudi umkreiste das Flugzeug langsam, vom Heck aus rechts herum. »Da ist überall Glas«, sagte er. »Wahrscheinlich von der Windschutzscheibe.« Und dann sahen sie den Körper. Rudi Steiner hatte noch nie ein so bleiches Gesicht gesehen. »Komm nicht her, Liesel.« Aber Liesel kam doch.

Sie konnte das fast bewusstlose Gesicht des feindlichen Piloten sehen. Die hohen

Bäume schauten, und der Fluss strömte dahin. Das Flugzeug gab gelegentlich ein Husten von sich, und der Kopf im Innern rollte von links nach rechts. Er sagte etwas, was sie selbstverständlich nicht verstanden.

»Jesus, Maria und Josef«, flüsterte Rudi. »Er lebt.«

Der Werkzeugkasten schlug rumpelnd gegen die Flanke des Flugzeugs und zog den Klang von weiteren menschlichen Stimmen und Schritten nach sich.

Der Feuerschein war nun vergangen, und der Morgen war still und schwarz. Nur

der Rauch stellte sich ihm in den Weg, aber auch der würde schon bald erschöpft sein.

Die Wand aus Bäumen verstellte den Blick auf das brennende München. Mittlerweile hatten sich die Augen des Jungen nicht nur an die Dunkelheit gewöhnt, sondern auch an das Gesicht des Piloten. Die Augen waren wie Kaffeeflecke, und Schnittwunden überzogen seine Wangen und sein Kinn. Der gekräuselte Stoff seiner Uniform lag unordentlich auf seiner Brust.

Trotz Rudis Warnung kam Liesel noch näher, und ich sage euch, dass wir

einander in genau diesem Moment erkannten.

Ich weiß, wer du bist, dachte ich.

Es waren einmal ein Zug und ein hustender Junge. Da waren einmal Schnee und ein in Tränen aufgelöstes Mädchen.

Du bist gewachsen, dachte ich, aber ich erkenne dich.

Sie wich nicht zurück, versuchte auch nicht, gegen mich anzukämpfen, aber ich bin mir sicher, dass irgendetwas dem Mädchen verriet, dass ich da war.

Konnte sie meinen Atem riechen? Konnte sie meinen verfluchten, kreisenden Herzschlag hören, der sich wie die Sünde, die er ist, in meiner tödlichen Brust um sich selbst dreht? Ich weiß es nicht, aber sie erkannte mich. Sie schaute mir ins Gesicht, und sie schaute nicht weg.

Der Himmel wurde äschern, und wir beide setzten unseren Weg fort. Wir beide schauten zu, wie der Junge in seinen Werkzeugkasten griff und zwischen ein paar Bilderrahmen herumkramte, um dann ein kleines, gelbliches Stofftier herauszuziehen.

Vorsichtig kletterte er zu dem sterbenden Mann.

Er setzte den lächelnden Teddybären behutsam auf die Schulter des Piloten. Die Spitze des Plüschohrs berührte seine Kehle.

Der sterbende Mann atmete ein. Er sprach. Auf Englisch sagte er: »Thank you.« Danke. Die kerzengeraden Schnitte öffneten sich, während er sprach, und ein kleiner Blutstropfen rollte ihm schräg über die Kehle.

»Was?«, fragte Rudi. »Was haben Sie gesagt?«

Unglücklicherweise war ich schneller als er. Die Zeit war gekommen, und ich griff in das Cockpit hinein. Langsam zog ich die Seele des Piloten aus der zerknitterten Uniform und rettete sie aus dem Flugzeugwrack. Die Menge spielte mit der Stille, während ich mich hindurchdrängte. Ich kämpfte mich frei.

Über mir verfinsterte sich der Himmel - ein letzter Moment Dunkelheit -, und ich hätte schwören können, dass ich da oben ein schwarzes Zeichen in Form eines Hakenkreuzes erkennen konnte. Es hing schief und schien zu trödeln.

»Heil Hitler«, sagte ich, aber da war ich

schon zwischen den Bäumen. Hinter mir hockte ein Teddy auf der Schulter einer Leiche. Eine Kerze mit zitronengelber Flamme stand zwischen den Zweigen. Die Seele des Piloten lag in meinen Armen.

Wahrscheinlich hat in all den Jahren von Hitlers Herrschaft dem Führer niemand treuer gedient als ich. Ein menschliches Herz ist nicht wie das meine beschaffen. Das menschliche Herz folgt einer Geraden, während meines Kreise zieht und ich daher immerwährend zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein kann. Entsprechend erlebe ich auch die Menschen in ihrem besten und in ihrem

schlechtesten Licht. Ich sehe ihre Hässlichkeit und ihre Schönheit, und ich frage mich, wie ein und dieselbe Sache beides zugleich sein kann. Doch um eines beneide ich sie: Menschen haben wenigstens so viel Verstand, um zu sterben.

HEIMKEHR

Es war die Zeit von Blutern und Flugzeugwracks und Teddybären, aber das erste Quartal des Jahres 1943 endete für die Bücherdiebin dennoch mit einem Lächeln.

Anfang April wurde Hans Hubermanns

Gips verkürzt, bis lediglich oberhalb des Knies, und er stieg in den Zug nach München. Eine Woche lang durfte er sich zu Hause erholen, und dann sollte er sich den Bürohengsten der Wehrmacht in München anschließen. Er würde die Papierarbeit über die Aufräumarbeiten in den Münchener Fabriken, Häusern, Kirchen und Hospitälern erledigen. Die Zeit würde zeigen, ob er später wieder hinausgeschickt würde, um selbst Hand anzulegen. Das hing von seinem Bein ab und vom Zustand der Stadt.

Bei seiner Heimkehr war es dunkel. Er kam einen Tag später als erwartet, weil der Zug von einem Luftangriff

aufgehalten worden war. Er stand vor der Tür von Nummer 33 in der Himmelstraße und ballte die Hand zur Faust.

Vier Jahre zuvor hatte er Liesel in Empfang genommen und durch diese Tür gelockt. Max Vandenburg hatte gestanden, wo er jetzt stand, mit einem Schlüssel, der ihm in die Hand biss. Jetzt war Hans Hubermann an der Reihe. Er klopfte vier Mal, und die Bücherdiebin öffnete.

»Papa. Papa.«

Sie sagte es wohl hundert Mal, während

sie ihn in der Küche umarmte und nicht mehr loslassen wollte.

Später, nachdem sie gegessen hatten, saßen sie bis in die Nacht hinein am Küchentisch, und Hans erzählte seiner Frau und Liesel Meminger alles. Er erklärte ihnen die Aufgaben der LSE, berichtete von den raucherfüllten Straßen und den beklagenswerten, verlorenen, umherirrenden Seelen. Und von Reinhold Zucker, dem armen, dummen Reinhold Zucker. Es dauerte Stunden.

Um ein Uhr morgens ging Liesel ins Bett, und Papa kam und setzte sich zu ihr, wie

früher. Sie wachte mehrmals auf, um nachzusehen, ob er noch da war, und er enttäuschte sie nicht.

Die Nacht war still.

Ihr Bett war warm und weich, voller Zufriedenheit.

Ja, es war eine herrliche Nacht für Liesel Meminger, und die Stille, die Wärme und die Weichheit sollten noch etwa drei Monate lang anhalten.

Aber ihre Geschichte reichte für sechs.

TEIL 10

DIE BÜCHERDIEBIN

Es wirken mit: der Weltuntergang - der achtundneunzigste Tag - ein Kriegstreiber - die Wege der Worte - ein katatonisches Mädchen - Bekenntnisse - Ilsa Hermanns kleines schwarzes Buch - Flugzeugbäuche - und ein Berg aus Schutt

DER WELTUNTERGANG *(Teil 1)*

Wieder gestatte ich euch einen Blick auf das Ende. Vielleicht um den Schlag zu mindern, vielleicht auch um mir selbst

das Erzählen leichter zu machen. Wie auch immer, ich muss euch sagen, dass es in der Himmelstraße regnete, als für Liesel Meminger die Welt unterging.

Der Himmel tropfte.

Wie ein Wasserhahn, den sich ein Kind bemüht hatte zuzudrehen, es aber nicht ganz geschafft hatte. Die ersten Tropfen waren kühl. Ich fühlte sie auf meinen Händen, als ich vor Frau Lindners Eckladen stand.

Über mir konnte ich sie hören.

In dem trüben Himmel sah ich die

blechernen Flugzeuge. Ich sah, wie sich ihre Bäuche öffneten und die Bomben gleichmütig herausfielen. Sie waren weit von ihrem eigentlichen Ziel entfernt, wie so oft.

EINE TRAURIGE HOFFNUNGSVOLLE ÜBERLEGUNG

Niemand wollte die Himmelstraße bombardieren. Niemand würde eine Straße bombardieren wollen, die nach dem Himmel benannt ist, oder? Oder?

Die Bomben regneten herab, und kurz darauf kochten die Wolken, und die

kalten Regentropfen verwandelten sich in Asche. Wie Schneeflocken segelten sie hernieder.

Die Himmelstraße wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Häuser wurden von einer Seite der Straße zur anderen geschoben. Das gerahmte Bild eines ernst blickenden Führers wurde auf den zerstörten Boden geschmettert. Und doch lächelte er, auf jene ernsthafte Weise. Er wusste etwas, was wir anderen nicht wussten. Und ich wusste etwas, was er nicht wusste. All das, während die Menschen schliefen.

Rudi Steiner schlief. Mama und Papa schliefen. Frau Holzinger, Frau Lindner, Tommi Müller. Alle schliefen. Alle starben.

Nur ein Mensch überlebte.

Sie überlebte, weil sie im Keller saß und die Geschichte ihres eigenen Lebens las und sie auf Fehler überprüfte. Vor einiger Zeit hatte man diesen Raum als zu niedrig erklärt, aber in dieser Nacht, in der Nacht des 7. Oktober, reichte er aus. Die Hüllen der Zerstörung stürzten zusammen, und Stunden später, nachdem sich eine seltsame, ungepflegte Stille auf Molching niedergelassen hatte, konnten

die Männer der LSE etwas hören. Ein Echo. Da unten, irgendwo, hämmerte ein Mädchen mit einem Bleistift gegen eine Farbdose.

Alle hielten inne, mit gespitzten Ohren und gekrümmten Rücken, und als sie es wieder hörten, fingen sie an zu graben.

GEGENSTÄNDE, DIE VON HAND ZU HAND GEREICHT WURDEN

Zementbrocken und Dachziegel. Ein Stück Wand, auf die eine baumelnde Sonne gemalt worden war.

Ein unglücklich wirkendes Akkordeon,

das aus seinem zerbrochenen Kasten spähte.

Alles wurde hinaufgeworfen.

Als ein weiteres Stück Hauswand beiseitegeräumt war, sah einer der Männer die Haare der Bücherdiebin.

Der Mann hatte so ein nettes Lachen. Er verkündete die Geburt eines Kindes. »Ich kann's nicht glauben - sie lebt!«

Zwischen den durcheinanderlaufenden und schreienden Männern herrschte eine solche Freude. Ich konnte ihre Begeisterung nicht recht teilen.

Ich hatte ihren Papa in einem Arm gehalten und ihre Mama im anderen. Ihrer beider Seelen waren so weich.

Ein Stück weit entfernt legte man ihre Körper ab, neben den anderen. Papas schöne silbrige Augen fingen schon an zu rosten, und Mamas Papplippen waren halb geöffnet festgefroren, in der Form eines unvollendeten Schnarchens. Diese gotteslästerlichen Deutschen - Jesus, Maria und Josef.

Die rettenden Hände zogen Liesel heraus und fegten Schuttkrümel von ihrer Kleidung. »Liebes Mädchen«, sagten sie, »die Sirenen kamen zu spät. Was

hast du da im Keller gemacht? Woher hast du Bescheid gewusst?«

Was sie nicht bemerkten, war das Buch, das das Mädchen noch immer festhielt. Sie schrie ihre Antwort. Ein ohrenbetäubender Schrei einer Lebenden.

»Papa!«

Noch einmal. Ihr Gesicht verzerrte sich, als ihre Stimme eine höhere, panikerfüllte Note traf. »Papa! ***Papa!«***

Sie reichten sie aus den Trümmern hinauf, während sie schrie, heulte und

weinte. Wenn verletzt war, merkte sie es nicht. Sie kämpfte sich frei, suchte und rief und heulte weiter.

Sie hielt noch immer das Buch in der Hand.

Verzweifelt klammerte sie sich an die Worte, die ihr das Leben gerettet hatten.

DER ACHTUNDNEUNZIGSTE TAG

Siebenundneunzig Tage lang, gerechnet von Hans Hubermanns Rückkehr im April 1943, war alles in bester Ordnung. Manchmal packte ihn die Schwermut bei

dem Gedanken an seinen Sohn, der bei Stalingrad kämpfte, aber er hoffte, dass er etwas von seinem eigenen Glück an Hans junior vererbt hatte.

Am dritten Abend zu Hause spielte er in der Küche auf dem Akkordeon. Ein Versprechen war ein Versprechen. Es gab Musik, Suppe, Witze und das Gelächter eines vierzehnjährigen Mädchens.

»Saumensch«, warnte Mama sie, »hör auf, so laut zu lachen. So lustig sind seine Witze nicht. Außerdem sind sie schweinisch...«

Nach einer Woche meldete sich Hans wieder zum Dienst und fuhr in die Stadt zu einem Wehrmachtsoffizier. Zu Hause erzählte er, dass sich dort ein anständiger Vorrat an Zigaretten und Lebensmitteln befand und dass er manchmal ein paar Kekse oder etwas Marmelade mit heimbringen könnte. Es war wie in den guten alten Zeiten. Ein unbedeutender Luftangriff im Mai. Ein »Heil Hitler« hier und da, und alles war gut.

Bis zum achtundneunzigsten Tag.

EINE KNAPPE BEMERKUNG EINER ALTEN FRAU

Sie stand auf der Münchener Straße und sagte: »Jesus, Maria und Josef, ich wünschte, sie würden sie nicht hier entlangbringen. Diese elenden Juden bringen nur Pech. Sie sind ein böses Omen. Jedes Mal, wenn ich sie sehe, habe ich das Gefühl, dass wir verloren sind.«

Es war dieselbe alte Frau, die die Juden beim ersten Mal, als Liesel sie sah, angekündigt hatte. Von ebener Erde aus betrachtet, war ihr Gesicht eine Backpflaume. Ihre Augen hatten das dunkle Blau einer Vene. Und ihre Prophezeiung war zutreffend.

Im Herzen des Sommers erhielt Molching eine Vorahnung dessen, was kommen würde. Es war so wie immer. Zuerst kam der auf und ab hüpfende Kopf eines Soldaten in Sicht und der Gewehrlauf, der in die Luft über ihm stieß. Dann die zerrüttete Kette aus klirrenden Juden.

Der einzige Unterschied bestand darin, dass sie diesmal aus der entgegengesetzten Richtung vorbeigetrieben wurden. Sie wurden durch das benachbarte Nebling gebracht, um die Straßen zu kehren und die Aufräumarbeiten zu erledigen, die die Wehrmacht verweigerte. Spät am Tag

wurden sie ins Lager zurückgeführt, langsam und müde, geschlagen.

Wieder hielt Liesel Ausschau nach Max Vandenburg. Sie zog die Möglichkeit in Betracht, dass er in Dachau gelandet war, ohne durch Molching gekommen zu sein. Er war nicht dabei. Diesmal nicht.

Aber wartet es nur ab, denn an einem warmen Nachmittag im August würde Max mit ziemlicher Sicherheit mit dem Rest von ihnen durch die Stadt laufen. Aber anders als die anderen würde er nicht zu Boden schauen.

Er weigerte sich, seinen Blick auf jenen

Boden zu richten, der dem Führer als Bühne diente.

MAX VANDENBURG BLICKRICHTUNG

Er würde die Gesichter in der Münchener Straße nach dem eines diebischen Mädchens absuchen.

An diesem Tag im Juli, der - so errechnete Liesel später - gleichzeitig der achtundneunzigste Tag seit der Rückkehr ihres Papas war, stand sie da und studierte den vorrückenden Haufen aus trauervollen Juden, immer auf der Suche nach Max. Sich auf ihn zu

konzentrieren schwächte wenigstens den Schmerz des bloßen Zuschauens ab.

Was für ein schrecklicher Gedanke, schrieb sie später im Keller der Himmelstraße, aber sie wusste, dass es stimmte. Der Schmerz, ihnen zuzuschauen. Aber was war mit ***deren*** Schmerz? Der Schmerz der stolpernden Schuhe und der Folter und der sich schließenden Tore des Lagers?

Zwei Mal innerhalb von zehn Tagen kamen sie vorbei, und kurz darauf erwies sich die Aussage der backpflaumengesichtigen Frau auf der Münchener Straße als korrekt.

Das Leiden war über sie gekommen.

Wenn sie die Juden als eine Warnung oder ein Vorspiel dafür betrachteten, so hätten sie auch den Führer und sein Bestreben, Russland zu unterwerfen, als den eigentlichen Grund ansehen müssen. Denn als die Himmelstraße Ende Juli erwachte, fand man einen heimgekehrten Soldaten tot auf. Er hing von einem der Deckenbalken in einer Wäscherei neben Frau Lindners Eckladen herab. Ein weiteres menschliches Pendel. Eine weitere Uhr, die aufgehört hatte zu ticken.

Der sorglose Besitzer der Wäscherei

hatte die Tür nicht abgeschlossen.

24. JULI, 6.03 UHR MORGENS

In der Wäscherei war es warm, die Deckenbalken waren fest, und Michael Holzinger sprang von dem Stuhl wie von einer Klippe.

So viele Leute jagten in dieser Zeit hinter mir her, schrien meinen Namen, baten mich, sie mitzunehmen. Dann gab es noch die wenigen, die mich gelegentlich zu sich riefen und mir mit gepresster Stimme zuflüsterten.

»Nimm mich«, sagten sie, und sie ließen

sich nicht aufhalten. Sie hatten Angst, keine Frage, aber nicht vor mir. Es war die Angst, alles zu vermasseln und dann wieder sich selbst gegenüberzustehen, der Welt und Menschen wie euch.

Es gab nichts, was ich hätte tun können.

Sie hatten zu viele Möglichkeiten, sie waren zu erfinderisch - und wenn sie es zu gut machten, wie auch immer sie es anstellten, konnte ich mich ihnen nicht verweigern.

Michael Holzinger wusste genau, was er tat.

Er brachte sich um, weil er hatte leben wollen.

Natürlich sah ich Liesel Meminger an diesem Tag nicht. Wie üblich ermahnte ich mich, dass ich viel zu viel zu tun hatte, um in der Himmelstraße zu bleiben und dem Geschrei zu lauschen. Es ist schlimm genug, wenn die Menschen mich auf frischer Tat ertappen, und daher entschied ich mich wie üblich zu einem raschen Abgang, hinein in die frühstücksfarbene Sonne.

Ich hörte nicht die Detonation der Stimme eines alten Mannes, als er den erhängten Körper fand, noch das

Geräusch rennender Schritte und herunterklappender Kiefer, als sich mehr Menschen dort versammelten. Ich hörte nicht, wie ein hagerer Mann mit einem Schnurrbart murmelte: »Eine Schande, eine himmelschreiende Schande...«

Ich sah nicht Frau Holzinger flach auf der Himmelstraße liegen, mit weit ausgebreiteten Armen und einem schreienden Gesicht, voller Verzweiflung. Nein, ich erfuhr erst ein paar Monate später davon, als ich zurückkehrte und etwas las, was ***Die Bücherdiebin*** hieß. Dort wurde mir berichtet, dass Michael Holzinger nicht seiner verletzten Hand oder einer

anderen Wunde erlegen war, sondern der Schuld zu leben.

Im Vorfeld seines Todes hatte das Mädchen bemerkt, dass er nicht schlief, dass jede Nacht Gift für ihn war. Ich stelle mir oft vor, wie er wach lag, schweißgebadet in Laken aus Schnee oder mit Visionen der abgetrennten Beine seines Bruders vor Augen. Liesel schrieb, dass sie ihm manchmal beinahe von ihrem eigenen Bruder erzählt hätte, wie sie es bei Max getan hatte, aber zwischen dem weit entfernten Husten und zwei abgerissenen Beinen schien ihr ein zu großer Unterschied zu bestehen. Wie tröstet man einen Menschen, der so

etwas gesehen hatte? Sollte man ihm sagen, dass der Führer stolz auf ihn war, dass der Führer ihn liebte für das, was er in Stalingrad getan hatte? Wie hätte man das je wagen können? Man konnte nur ihm das Reden überlassen. Das Dilemma ist allerdings, dass solche Menschen die wichtigsten Worte für danach aufheben, wenn die Mitmenschen das Pech haben, sie zu finden. Ein Zettel, ein Satz, sogar eine Frage - oder ein Brief, wie in der Himmelstraße im Juli 1943.

MICHAEL HOLZINGER

ABSCHIED

Liebe Mama, kannst du mir verzeihen? Ich konnte es einfach nicht länger ertragen.

Ich gehe zu Robert. Es ist mir egal, was die verdammten Katholiken dazu sagen.

Es muss im Himmel einen Platz geben für Menschen, die dort gewesen sind, wo ich war. Du denkst vielleicht, dass ich dich nicht liebe, weil ich tat, was ich tat, aber ich liebe dich. Dein Michael

Ausgerechnet Hans Hubermann wurde gebeten, Frau Holzinger die Nachricht zu

überbringen. Er stand auf ihrer Türschwelle, und sie las es wohl in seinen Augen. Zwei Söhne in sechs Monaten.

Der Morgenhimmel stand brennend hinter ihm, als die drahtige Frau an ihm vorbeiging. Sie rannte schluchzend auf die Ansammlung zu, weiter unten an der Himmelstraße. Sie sagte den Namen Michael, zwanzig Mal und mehr, aber Michael hatte ihr bereits geantwortet. Die Bücherdiebin schrieb, dass Frau Holzinger den Körper fast eine Stunde lang umarmt hielt. Dann kehrte sie zu der blendenden Sonne der Himmelstraße zurück und setzte sich hin. Sie konnte

nicht mehr laufen.

Aus der Ferne schauten die Leute zu. So etwas war leichter, wenn man weiter weg war. Hans Hubermann saß bei ihr.

Er legte seine Hände auf die ihren, und sie fiel mit dem Rücken auf die harte Erde. Er ließ es zu, dass ihre Schreie die Straße erfüllten.

Viel später begleitete Hans sie mit äußerster Sorgfalt durch ihr Tor und ins Haus hinein. Und egal wie oft ich versuche, es anders zu sehen, ich kann den Anblick nicht abschütteln ...

Wenn ich mir die Szene mit der am Boden zerstörten Frau und dem hochgewachsenen, silberäugigen Mann vorstelle, schneit es in der Küche der Himmelstraße 31.

DER KRIEGSTREIBER

Der Geruch eines frisch geschreinerten Sargs. Schwarze Kleidung. Riesige Koffer unter den Augen. Liesel stand wie alle anderen auf dem Gras. Am selben Nachmittag las sie Frau Holzinger vor. ***Der Traumträger,*** das Lieblingsbuch der Nachbarin.

Es war ein geschäftiger Tag, für alle.

27. JULI 1943

Michael Holzinger wurde beerdigt, und die Bücherdiebin las der Hinterbliebenen vor. Die Alliierten bombardierten Hamburg - und diesbezüglich kann man von Glück sagen, dass ich ein wandelndes Wunder bin. Niemand außer mir könnte über fünfunddreißigtausend Menschen in so kurzer Zeit forttragen. Nicht in einer Million Menschenjahren.

Den Deutschen wurde nun langsam, aber sicher die Rechnung präsentiert. Die pickligen, klapprigen Knie des Führers

fingen an zu zittern.

Aber eines muss man diesem Führer lassen.

Er hatte einen eisernen Willen.

Weder ließ er nach in seiner Kriegstreiberei noch verringerte sich die Bestrafung und Ausrottung der sogenannten jüdischen Plage. Mittlerweile befanden sich überall in Europa Konzentrationslager, viele auch auf deutschem Boden.

In diesen Lagern zwang man die Menschen zu arbeiten und zu laufen.

Max Vandenburg war ein solcher Jude.

DER WEG DER WORTE

Es passierte in einer Kleinstadt im Herzen von Hitlers Reich.

Die Flut des Leidens wurde mit schöner Regelmäßigkeit herausgepumpt, und gerade war wieder ein Stück davon angekommen.

Juden wurden durch die Randbezirke von München getrieben, und ein junges Mädchen tat das Undenkbare, bahnte sich ihren Weg durch die anderen und ging mit den Gefangenen. Die Soldaten

zerrten sie weg und stießen sie zu Boden. Sie stand auf und ging weiter.

Der Morgen war warm.

Ein herrlicher Tag für eine Parade.

Die Soldaten und die Juden gingen durch etliche Städte und hatten nun Molching erreicht.

Möglicherweise gab es in den Lagern mehr Arbeit, oder einige Gefangene waren gestorben. Was immer der Grund dafür war, jedenfalls brachte man einen neuen Schub frischer, müder Juden zu Fuß nach Dachau.

Wie immer rannte Liesel gemeinsam mit der üblichen Schar Schaulustiger zur Münchener Straße.

»Heil Hitler!«

Sie hörte den ersten Soldaten schon aus weiter Ferne und schob sich durch die Menge, auf die Stimme und die Prozession zu. Die Stimme erstaunte sie. Sie verwandelte den unendlichen Himmel in eine Zimmerdecke, an die sie fast mit ihrem Kopf stieß, und die Worte prallten ab, landeten irgendwo auf dem Boden vor den humpelnden jüdischen Füßen.

Ihre Augen.

Sie schauten auf die unter ihnen hinweggleitende Straße, einer nach dem anderen. Als Liesel einen guten Aussichtspunkt erreicht hatte, blieb sie stehen und betrachtete sie. Ihre Augen rasten durch die Akten aus Gesichtern und verglichen sie mit dem des Juden, der ***Der Überstehmann*** und ***Die Worteschüttlerin*** geschrieben hatte.

Haare wie Federn, dachte sie.

Nein, Haare wie Geäst. So sahen sie aus, wenn sie nicht gewaschen waren. Halt Ausschau nach Haaren wie Zweige

und sumpfigen Augen und einem Splitterbart.

Gott, es waren so viele.

So viele Paare sterbender Augen und schlurfender Füße.

Liesel suchte sie ab, und es war nicht so sehr ein Erkennen von Gesichtszügen, das Max Vandenburg verriet. Es war die Art, wie sich das Gesicht benahm - es betrachtete ebenfalls die Menge. Starr vor Aufmerksamkeit.

Liesel fühlte, wie sie innehielt, als sie das einzige Gesicht entdeckte, das die

deutschen Zuschauer direkt anblickte. Es prüfte sie mit solcher Entschlossenheit, dass die Leute rechts und links der Bücherdiebin es bemerkten und auf ihn deuteten.

»Was guckt der denn so?«, fragte eine männliche Stimme neben ihr.

Die Bücherdiebin trat auf die Straße.

Noch nie war ihr eine Bewegung so zur Last gefallen. Noch nie war das Herz in ihrer jungen Brust so entschieden und so groß gewesen.

Sie trat vor und sagte sehr leise: »Er

sucht nach mir.«

Ihre Stimme machte sich davon und fiel in ihr hinab. Sie musste sie wiederfinden -hineingreifen, um wieder sprechen zu lernen und seinen Namen zu rufen.

Max.

»Ich bin hier, Max!« Lauter.

»Max, ich bin hier!« Er hörte sie.

MAX VANDENBURG, AUGUS 1943

Seine Haare waren wie Geäst, genau

wie Liesel vermutet hatte, und die sumpfigen Augen traten hierhin und dorthin, erhoben sich über die Schultern der anderen Juden. Als sie bei ihr ankamen, flehten sie. Sein Bart strich sein Gesicht hinab, und sein Mund zitterte, als er das Wort sagte, den Namen, das Mädchen. Liesel.

Liesel zuckte nun endgültig von der Menge weg und betrat die Flut aus Juden, webte sich hindurch, bis sie seinen Arm mit ihrer linken Hand nehmen konnte.

Sein Gesicht fiel auf sie nieder.

Es streckte sich ihr entgegen, als sie stolperte und der Jude, der böse Jude, ihr aufhalf. Er brauchte seine ganze Kraft dazu.

»Ich bin hier, Max«, sagte sie wieder. »Ich bin hier.«

»Ich kann es nicht glauben...« Die Worte tropften von Max Vandenburgs Mund. »Wie groß du geworden bist!« In seinen Augen stand tiefe Traurigkeit. Sie liefen über. »Liesel... Sie haben mich vor ein paar Monaten erwischt.« Die Stimme war verkrüppelt, aber sie kroch zu ihr. »Auf halbem Weg nach Stuttgart.«

Von inmitten der Menge aus betrachtet, war der Strom aus Juden ein trübes Durcheinander aus Armen und Beinen. Zerfetzte Uniformen. Die Soldaten hatten sie noch nicht gesehen, und Max sprach eine Warnung aus. »Du musst mich gehen lassen, Liesel.« Er versuchte sogar, sie wegzuschieben, aber das Mädchen war zu stark. Max' hungernde Arme konnten sie nicht bewegen, und so ging sie weiter, inmitten des Schmutzes, des Hungers und der Verwirrung.

Nach einer langen Reihe aus Schritten bemerkte sie der erste Soldat.

»He!«, rief er hinein. Er deutete mit der

Peitsche auf sie. »He, Mädchen, was machst du da? Komm da raus!«

Als sie ihn nicht beachtete, benutzte der Soldat seinen Arm, um die klebrige Masse aus Menschen zu teilen. Er schob sie beiseite und ging zwischen ihnen hindurch. Er türmte sich über Liesel auf, die sich wehrte und die erstickte Miene von Max Vandenburg erblickte. Sie hatte ihn schon verängstigt erlebt, aber noch nie so wie jetzt.

Der Soldat nahm sie.

Seine Hände vergriffen sich an ihrer Kleidung.

Sie fühlte die Knochen in seinen Fingern und die Kugeln seiner Fingergelenke. Sie rissen an ihrer Haut. »Ich sagte, geh da raus!«, befahl er. Jetzt zerrte er das Mädchen zur Seite und stieß sie gegen die Wand aus zuschauenden Deutschen. Es wurde wärmer. Die Sonne brannte ihr ins Gesicht. Das Mädchen war schmerzhaft aufgeschlagen, aber jetzt stand sie wieder. Sie atmete tief durch und wartete. Dann ging sie wieder hinein.

Diesmal kam Liesel von hinten.

Vor sich konnte sie das deutliche Geäst aus Haaren sehen und ging darauf zu.

Diesmal streckte sie nicht die Hand aus. Sie blieb stehen. Irgendwo in ihr drin steckten die Seelen von Worten. Sie kletterten heraus und stellten sich neben sie.

»Max«, sagte sie. Er drehte sich um und schloss kurz die Augen, während sie fortfuhr. »Es war einmal ein seltsamer kleiner Mann«, sagte sie. Ihre Arme hingen locker herab, aber ihre Hände lagen zu Fäusten geballt an ihren Oberschenkeln. »Aber es war auch einmal eine Worteschüttlerin.«

Einer der Juden auf dem Weg nach Dachau blieb ebenfalls stehen.

Er stand völlig still, während die anderen verdrießlich um ihn herumliefen und ihn allein ließen. Seine Augen torkelten. Es war so einfach. Die Worte wurden von dem Mädchen zu dem Juden gereicht. Sie kletterten an ihm empor.

Als sie wieder sprach, stürzten Fragen aus ihrem Mund. Heiße Tränen kämpften in ihren Augen um Raum, weil sie sie nicht herauslassen wollte. Es war besser, entschieden und stolz zu bleiben. Sollten doch die Worte die Arbeit erledigen. »>Bist du es wirklich?<«, sagte sie. »>War es deine Wange, von der ich den Samen nahm?<«

Max Vandenburg stand weiter still. Er ging nicht in die Knie.

Menschen und Juden und Wolken - alles hielt inne. Alles sah zu.

Max stand da und schaute zuerst das Mädchen an, dann den Himmel, der weit und blau und herrlich war. Mächtige Strahlen - Balken aus Sonne - fielen hierhin und dorthin auf die Straße, prächtig anzusehen. Wolken bogen ihre Rücken, um hinter sich zu schauen, während sie weiterzogen. »Es ist so ein schöner Tag«, sagte er, und seine Stimme lag in Stücken. Ein großartiger Tag, um zu sterben. Ein großartiger Tag,

um zu sterben, einfach so.

Liesel ging auf ihn zu. Sie hatte den Mut, die Hände auszustrecken und sein bärtiges Gesicht zu halten. »Bist du es wirklich, Max?«

Solch ein herrlicher deutscher Tag, und solch eine aufmerksame Zuschauermenge.

Er ließ seinen Mund ihre Handfläche küssen. »Ja, Liesel, ich bin es.« Er hielt ihre Hand an sein Gesicht und weinte in ihre Finger. Er weinte, als die Soldaten kamen und eine kleine Ansammlung von anmaßenden Juden stehen blieb und

zuschaute.

Im Stehen wurde er ausgepeitscht.

»Max«, weinte das Mädchen.

Dann lautlos, während man sie wegschaffte.

Max.

Jüdischer Faustkämpfer.

Maxi Taxi. So nannte dich dieser Freund in Stuttgart, als du auf der Straße gekämpft hast, weißt du noch? Weißt du noch, Max? Du hast es mir erzählt. Ich

erinnere mich an alles ...

Das warst du - der Junge mit den harten Fäusten, und du sagtest, du würdest dem Teufel ins Gesicht schlagen, wenn er käme, um dich zu holen.

Erinnerst du dich an den Schneemann, Max?

Erinnerst du dich? Im Keller?

Erinnerst du dich an die weiße Wolke mit dem grauen Herzen?

Der Führer kommt immer noch manchmal und schaut auf dich herunter.

Er vermisst dich. Wir alle vermissen dich.

Die Peitsche. Die Peitsche.

Die Peitsche in der Hand des Soldaten fuhr fort. Sie landete auf Max' Gesicht. Sie spaltete sein Kinn und schnitzte in seine Kehle.

Max fiel zu Boden, und der Soldat wandte sich nun dem Mädchen zu. Sein Mund öffnete sich. Er hatte makellose Zähne.

Ein plötzlicher Blitz fuhr ihr über die Augen. Sie erinnerte sich an den Tag, an

dem sie sich gewünscht hatte, dass Ilsa Hermann oder wenigstens die verlässliche Rosa sie schlagen möge, aber keiner von beiden hatte es getan. Am heutigen Tag wurde sie nicht enttäuscht.

Die Peitsche schnitt in ihr Schlüsselbein und griff auf ihr Schulterblatt über.

»Liesel!«

Sie kannte diese Stimme.

Der Soldat schwang seinen Arm, und sie erblickte einen fassungslosen Rudi Steiner in einer Lücke in der Menge. Er

rief nach ihr. Sie konnte sein gequältes Gesicht und die gelben Haare sehen. »Liesel, komm weg da!«

Die Bücherdiebin ging nicht weg.

Sie schloss ihre Augen und nahm den nächsten brennenden Hieb in Empfang, und noch einen, bis ihr Körper auf den warmen Asphalt der Straße auftraf. Er erhitzte ihre Wange.

Mehr Worte kamen, diesmal von dem Soldaten.

»Steh auf!«

Der knappe Satz galt nicht dem Mädchen, sondern dem Juden. Er wurde erweitert. »Steh auf, du dreckiges Arschloch, du jüdischer Hurensohn, steh auf, steh auf...«

Max hievte sich hoch. Noch ein Liegestütz, Max.

Nur noch ein Liegestütz auf dem kalten Kellerboden.

Seine Füße bewegten sich.

Sie zogen ihn, und er ging weiter.

Seine Beine stammelten, und seine

Hände wischten an den Spuren der Peitsche, um das Stechen zu lindern. Als er versuchte, sich nach Liesel umzuschauen, legten sich die Hände des Soldaten auf seine blutigen Schultern und schoben.

Der Junge kam zu ihr. Seine schlaksigen Beine beugten sich, und er rief etwas nach links.

»Tommi, komm her, und hilf mir. Wir müssen sie auf die Füße stellen. Tommi, beeil dich!« Er hob die Bücherdiebin unter den Armen hoch. »Liesel, komm schon, du musst von der Straße runter.«

Als sie in der Lage war aufzustehen, schaute sie in die schockierten, gefrorenen Gesichter der Deutschen, wie frisch ausgepackt. Zu ihren Füßen ließ sie sich fallen, aber nur ganz kurz. Am Boden schürfte sie sich die Haut auf der Wange auf, ein Gefühl, als würde ein Streichholz angezündet. Ihr Puls briet den Asphalt.

Weit unten auf der Straße sah sie die schemenhaften Beine und Fersen der zuhinterst laufenden Juden.

Ihr Gesicht brannte, und ihre Arme und Beine wurden von Schmerzen heimgesucht - eine Taubheit, die

gleichzeitig wehtat und sie ermüdete.

Sie stand, zum letzten Mal.

Störrisch fing sie an zu gehen und dann zu rennen, um die letzten Schritte von Max Vandenburg einzuholen.

»Liesel, was machst du da?«

Sie entkam dem Griff von Rudis Worten und ignorierte die gaffenden Menschen zu beiden Seiten. Die meisten von ihnen waren stumm. Statuen mit klopfenden Herzen. Wie Zuschauer auf der Ziellinie eines Marathonlaufs. Liesel rief wieder, und sie wurde nicht gehört. Haare hingen

ihr in die Augen. »Bitte, Max!«

Nach vielleicht dreißig Metern, gerade als sich ein Soldat umdrehte, wurde Liesel zu Boden gerissen. Hände schlossen sich von hinten um sie, und der Junge von nebenan brachte sie zu Fall. Er zwang ihre Knie auf die Straße und erduldete die Strafe dafür. Er sammelte ihre Schlag« ein, als wären es Geschenke. Ihre knochigen Hände und Ellbogen riefen nur ein leises Stöhnen hervor. Er nahm die lauten, klobigen Flecken aus Speichel und Tränen auf seinem Gesicht hin, als ob sie ihm das Liebste wären. Die Hauptsache aber war, dass er sie festhalten konnte.

Ein Junge und ein Mädchen lagen mit verschlungenen Gliedern auf der Münchener Straße. Sie waren verdreht und angespannt.

Zusammen schauten sie den verschwindenden Menschen nach. Sie schauten zu, wie sie sich auflösten, wie menschliche Tabletten in der feuchten Luft.

BEKENNTNISSE

Nachdem die Juden gegangen waren, lösten sich Rudi und Liesel voneinander. Die Bücherdiebin sagte nichts. Auf Rudis Fragen gab es keine Antworten.

Liesel kehrte auch nicht heim. Verloren ging sie zum Bahnhof und wartete stundenlang auf ihren Papa. Rudi stand während der ersten zwanzig Minuten bei ihr, aber da es noch über einen halben Tag dauerte, bis Hans nach Hause kam, ging er und holte Rosa. Auf dem Weg dorthin erzählte er ihr, was geschehen war, und als Rosa eintraf, stellte sie dem Mädchen keine Fragen. Sie hatte die Puzzleteilchen bereits zusammengesetzt und kam nur an ihre Seite und überredete sie schließlich, sich hinzusetzen. Sie warteten gemeinsam.

Als Papa alles erfuhr, ließ er seine Tasche fallen und versetzte der

Bahnhofsluft ein paar Fußtritte.

Keiner von ihnen dachte an diesem Abend an Essen. Papas Finger entweihten das Akkordeon, ermordeten ein Lied nach dem anderen, egal wie viel Mühe er sich auch gab. Nichts mehr schien zu funktionieren.

Drei Tage lang blieb die Bücherdiebin im Bett.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag klopfte Rudi an die Haustür und fragte, ob sie immer noch krank war. Das Mädchen war nicht krank.

Am vierten Tag ging Liesel zu ihrem Nachbarn und fragte, ob er mit ihr noch einmal zu den Weihnachtsbäumen gehen würde, wo sie im vorigen Jahr das Brot ausgelegt hatten.

»Ich hätte dir schon früher davon erzählen sollen«, sagte sie.

Wie verabredet gingen sie die Straße nach Dachau entlang. Sie standen zwischen den Bäumen. Bei ihnen standen lange Konturen aus Licht und Schatten. Tannenzapfen lagen überall wie Kekskrümel verstreut.

Danke, Rudi.

Für alles. Dafür, dass du mich von der Straße aufgelesen hast, dass du mich aufgehalten hast

Sie sagte nichts davon.

Ihre Hand lehnte an einem flockigen Ast neben ihr. »Rudi, wenn ich dir jetzt etwas sage, versprichst du, nichts davon zu verraten, und zwar niemandem?«

»Natürlich.« Er spürte die Ernsthaftigkeit im Gesicht des Mädchens und die Schwere in ihrer Stimme. Er lehnte sich an den nächsten Baum. »Was ist los?«

»Versprich es.«

»Das habe ich bereits getan.«

»Dann versprich es noch einmal. Du darfst es weder deiner Mutter noch deinen Brüdern oder Tommi Müller erzählen. Niemandem.«

»Ich verspreche es.«

Lehnend.

Zu Boden schauend.

Mehrmals suchte sie nach dem richtigen Anfang, las die Sätze zu ihren Füßen auf,

befestigte Worte an Tannenzapfen und abgebrochenen Zweigen.

»Weißt du noch, als ich mich beim Fußballspielen verletzt habe?«, fragte sie. »Auf der Straße?«

Es dauerte etwa eine Dreiviertelstunde, bis sie die Geschichte von zwei Kriegen, einem Akkordeon, einem jüdischen Faustkämpfer und einem Keller erzählt hatte. Nicht zu vergessen, was vor vier Tagen auf der Münchener Straße geschehen war.

»Das ist der Grund, warum du damals so nahe herangegangen bist«, sagte Rudi,

»als wir das Brot dabeihatten. Du wolltest nachschauen, ob er dabei ist.«

»Ja.«

»Herr im Himmel.«

»Ja.«

Die Bäume waren hoch und dreieckig. Sie waren still.

Liesel zog ***Die Worteschüttlerin*** aus ihrer Tasche und zeigte Rudi eine der Seiten. Auf ihr wai ein Junge mit drei Medaillen um den Hals zu sehen.

»Haare wie Zitronen«, las Rudi. Seine Finger berührten die Worte. »Du hast ihm von mir erzählt?«

Zunächst konnte Liesel nicht sprechen. Vielleicht war es die unvermittelte Holprigkeit der Liebe, die sie für ihn empfand. Oder hatte sie ihn schon immer geliebt? Höchstwahrscheinlich.

So unmöglich ihr in diesem Moment die Worte waren, so sehr wünschte sie sich, dass er sie küssen möge. Sie wünschte, er würde ihre Hand nehmen und sie zu sich ziehen. Sie küssen. Egal wohin. Auf den Mund, ihren Nacken, ihre Wange. Ihre Haut war leer, unbesetzt,

erwartungsvoll.

Vor Jahren, als sie sich auf dem schlammigen Sportplatz ein Wettrennen geliefert hatten, war Rudi ein hastig zusammengewürfelter Haufen Knochen gewesen, mit einem zerklüfteten, kantigen Lächeln. An diesem Nachmittag zwischen den Bäumen war er ein Schenkender, der Brot und Teddybären verteilte. Er war ein dreifacher Sieger. Er war ihr bester Freund. Und er war noch einen Monat von seinem Tod entfernt.

»Natürlich habe ich ihm von dir erzählt«, sagte Liesel.

Sie sagte Lebewohl, ohne es zu wissen.

ILSA HERMANNS KLEINES SCHWARZES BUCH

Mitte August wollte sie aus dem üblichen Grund zur Großen Straße 8 gehen. Um sich aufzuheitern. Das glaubte sie jedenfalls.

Der Tag war heiß gewesen, aber für den Nachmittag waren Schauer angekündigt. Als Liesel an Frau Lindners Eckladen vorbeiging, musste sie an eine Passage aus ***Die letzte menschliche Fremde*** denken, kurz vor Ende des Buches.

DIE LETZTE MENSCHLICH FREMDE, SEITE 211

Die Sonne rührt die Erde um. Immer im Kreis, so rührt sie uns, wie einen Eintopf.

Zu diesem Zeitpunkt kam Liesel die Stelle nur in den Sinn, weil es so warm war.

Auf der Münchener Straße erinnerte sie sich an das Ereignis, das vorige Woche hier stattgefunden hatte. Sie sah die Juden die Straße entlangkommen, sah ihre Ströme, ihre Nummern und ihren Schmerz. Sie entschied, dass in dem

Zitat ein Wort fehlte.

Die Welt ist ein ***grässlicher*** Eintopf, dachte sie.

Sie ist so grässlich, dass ich sie nicht ertragen kann. Liesel überquerte die Brücke. Die Amper war wundervoll, smaragdgrün und klar. Sie konnte die Steine auf dem Grund sehen und hörte das vertraute Lied des Wassers. Die Welt verdiente einen solchen Fluss gar nicht.

Sie erstieg den Hügel zur Großen Straße. Die Häuser waren hübsch und verabscheuungswürdig. Sie genoss den

kleinen Schmerz in ihren Waden und ihrer Lunge. Geh schneller, dachte sie, und sie erhob sich, wie ein Ungeheuer aus dem Sand. Sie roch das Gras der Nachbarschaft. Es war frisch und süß, grün mit gelben Spitzen. Sie überquerte den Hof, ohne den Kopf auch nur ein Mal zur Seite zu drehen, ohne jedes ängstliche Zögern.

Das Fenster.

Hände auf dem Rahmen. Die Schere der Beine. Aufkommende Füße.

Bücher und Seiten und ein glücklicher Ort.

Sie zog ein Buch aus dem Regal und setzte sich damit auf den Fußboden.

Ist sie zu Hause?, fragte sie sich, aber es kümmerte sie nicht, ob Ilsa Hermann in der Küche Kartoffeln schälte oder auf dem Postamt in der Schlange stand. Oder wie ein Geist über ihr schwebte und betrachtete, was das Mädchen las.

Das Mädchen scherte sich nicht mehr darum.

Lange Zeit saß sie da und las.

Sie hatte ihren Bruder sterben sehen, mit einem wachen Auge und einem, das noch

im Traum gefangen war. Sie hatte ihrer Mutter Lebewohl gesagt und in Gedanken ihren einsamen Marsch zurück zum Bahnhof gesehen, nach Hause in die Vergessenheit. Eine Frau aus Draht hatte sich hingelegt, während ihr Schrei durch die Straße lief, bis er zur Seite fiel, wie eine rollende

Münze, die an Schwung verliert. Ein junger Mann hing an einem Seil aus Stalingrader Schnee. Sie hatte einen Bomberpiloten in einem Metallkasten sterben sehen. Sie hatte erlebt, wie ein Jude, der ihr zwei Mal die schönsten Seiten ihres Lebens geschenkt hatte, in ein Konzentrationslager getrieben

worden war. Und im Zentrum all dessen sah sie den Führer, der seine Worte brüllte und sie herumreichte.

Diese Bilder waren die Welt, und es brodelte in ihr, während sie inmitten der schönen Bücher mit ihren manikürten Titeln saß. Es kochte in ihr, während sie die Seiten anschaute, die bis zum Erbrechen voll mit Absätzen und Worten waren.

Ihr Mistkerle, dachte sie.

Ihr geliebten Mistkerle.

Macht mich nicht glücklich. Bitte erfüllt

mich nicht. Lasst mich nicht glauben, dass aus all dem etwas Gutes entstehen kann. Schaut euch meine Wunden an. Seht ihr diesen Schnitt? Seht ihr den Schnitt in meinem Innern? Seht ihr, wie er vor euren Augen wächst und mich auswäscht? Ich will auf nichts mehr hoffen. Ich will nicht beten, dass Max am Leben und in Sicherheit ist. Oder Alex Steiner.

Denn die Welt verdient sie nicht.

Sie riss eine Seite aus dem Buch und zerpflückte sie. Dann ein Kapitel.

Schon bald lagen zwischen ihren Beinen

und um sie herum Wortfetzen. Worte. Warum musste es sie geben? Ohne sie wäre nichts hiervon wirklich. Ohne Worte wäre der Führer ein Niemand. Es würde keine humpelnden Gefangenen geben, keinen Grund für Trost oder weltliche Raffinessen, auf dass es uns wieder besser gehe.

Wozu waren die Worte gut?

Dann sagte sie es laut, in dem orange glühenden Raum. »Wozu sind Worte gut?«

Die Bücherdiebin stand auf und ging vorsichtig zur Tür der Bibliothek. Der

Protest der Scharniere war halbherzig, nicht der Rede wert. Der luftige Korridor war durchdrungen von hölzerner Leere.

»Frau Hermann?«

Die Frage fiel auf sie zurück und wurde wieder weggestoßen, in Richtung der Eingangstür. Sie schaffte es nicht bis dorthin, sondern landete schwach auf den dicken Holzdielen.

»Frau Hermann?«

Nichts als Stille begrüßte ihre Rufe, und sie überlegte, ob sie in der Küche

nachsehen sollte, um Rudis willen. Sie hielt sich zurück. Es wäre nicht richtig, Lebensmittel von einer Frau zu stehlen, die für sie ein Wörterbuch an den Fensterrahmen gelehnt hatte. Außerdem hatte sie gerade eines ihrer Bücher zerstört, Seite für Seite, Kapitel für Kapitel. Sie hatte bereits genug Schaden angerichtet.

Liesel kehrte in die Bibliothek zurück und öffnete eine Schreibtischschublade. Sie setzte sich hin.

DER LETZTE BRIEF

Liebe Frau Hermann,

wie Sie sehen, war ich wieder in Ihrer Bibliothek und habe eines Ihrer Bücher kaputtgemacht. Ich war einfach so wütend und so verängstigt, und ich wollte die Worte zum Schweigen bringen. Ich habe von Ihnen gestohlen, und jetzt habe ich Ihr Eigentum zerstört. Es tut mir leid. Als Strafe für mich selbst habe ich beschlossen, nicht wieder herzukommen. Aber ist das überhaupt eine Strafe? Ich liebe diesen Ort, und ich hasse ihn auch, weil er voller Worte ist.

Sie waren mir eine Freundin, obwohl ich Sie gekränkt habe, obwohl ich

unausstehlich war (ein Wort, das ich in Ihrem Wörterbuch nachgeschlagen habe), und ich denke, ich werde Sie ab jetzt in Ruhe lassen. Es tut mir wirklich alles sehr leid.

Nochmals danke Liesel Meminger

Sie ließ den Brief auf dem Schreibtisch liegen und sagte dem Raum zum letzten Mal Lebewohl, indem sie drei Mal im Kreis lief und ihre Hände über die Buchrücken gleiten ließ. So sehr sie sie auch verabscheute, konnte sie ihnen doch nicht widerstehen. Flocken aus zerrissenem Papier waren um ein Buch mit dem Titel ***Das Gesetz von Tommi***

Hoffmann verstreut. In der Brise, die durch das Fenster zog, hoben sich ein paar Schnipsel und sanken wieder herab.

Das Licht war immer noch orange, aber nicht mehr so strahlend wie zuvor. Ihre Hände spürten den letzten Griff auf dem hölzernen Fenstersims, und zum letzten Mal merkte sie das Ziehen in ihrem Bauch, als sie sich fallen ließ, und das Brennen in ihren Fußsohlen, als sie landete.

Als sie den Hügel hinabgestiegen und über die Brücke gegangen war, war das orangefarbene Licht verschwunden. Wolken versammelten sich.

In der Himmelstraße fielen die ersten Regentropfen auf ihre Haut. Ich werde Ilsa Hermann niemals wiedersehen, dachte sie. Aber die Bücherdiebin konnte besser lesen und Bücher zerreißen als Voraussagen machen.

DREI TAGE SPÄTER

Die Frau klopfte an Nummer 33 und wartete auf eine Antwort.

Es kam Liesel merkwürdig vor, sie ohne ihren Morgenmantel zu sehen. Das Sommerkleid war gelb mit einem roten Saum. Aufgenäht war eine Tasche mit einer kleinen Blume darauf. Keine

Hakenkreuze. Schwarze Schuhe. Noch nie zuvor waren ihr Ilsa Hermanns Schienbeine aufgefallen. Sie hatte Porzellanbeine.

»Frau Hermann, es tut mir leid - was ich das letzte Mal in der Bibliothek angestellt habe.«

Die Frau bedeutete ihr zu schweigen. Sie griff in ihre Tasche und zog ein kleines schwarzes Buch heraus. Darin befand sich keine Geschichte, sondern liniertes Papier. »Ich dachte, dass du, wenn du meine Bücher nicht mehr lesen möchtest, vielleicht selbst eines schreiben willst. Dein Brief war...« Sie überreichte

Liesel das schwarze Buch mit beiden Händen. »Du kannst schreiben. Du kannst gut schreiben.« Das Buch war schwer, der Einband matt wie der von ***Das Schulterzucken.*** »Und bitte«, fuhr Ilsa Hermann fort, »bestrafe dich nicht selbst, wie du in deinem Brief geschrieben hast. Werde nicht so wie ich, Liesel.«

Das Mädchen schlug das Buch auf und berührte das Papier. »Danke schön, Frau Hermann. Ich kann Ihnen einen Kaffee kochen, wenn Sie möchten. Wollen Sie nicht hereinkommen? Ich bin allein. Meine Mama ist nebenan, bei Frau Holzinger.«

»Müssen wir durchs Fenster klettern?«

Liesel vermutete, dass dies das breiteste Lächeln war, das sich Frau Hermann seit Jahren gestattet hatte. »Ich glaube, wir gehen besser durch die Tür. Das ist einfacher.«

Sie saßen in der Küche.

Kaffeetassen und Brot mit Marmelade. Sie suchten nach Worten, und Liesel konnte hören, wie Ilsa Hermann schluckte, aber es war trotzdem nicht ungemütlich. Es war sogar schön zu sehen, wie die Frau sanft auf ihren Kaffee blies, um ihn abzukühlen.

»Wenn ich jemals etwas schreibe und es auch zu Ende bringe«, sagte Liesel, »dann zeige ich es Ihnen.«

»Das wäre schön.«

Als die Frau des Bürgermeisters ging, schaute Liesel ihr nach. Sie betrachtete das gelbe Kleid und die schwarzen Schuhe und die Porzellanbeine auf der Himmelstraße.

Am Briefkasten stand Rudi und fragte: »War das die, von der ich denke, dass sie es war?«

»Ja.«

»Im Ernst?«

»Sie hat mir ein Geschenk gebracht.«

Wie sich herausstellte, schenkte Ilsa Hermann Liesel Meminger an diesem Tag nicht nur ein Buch. Sie schenkte ihr auch einen Grund, Zeit im Keller zu verbringen - an ihrem Lieblingsplatz, den sie zunächst mit Papa und später mit Max geteilt hatte. Sie schenkte ihr einen Grund, ihre eigenen Worte aufzuschreiben, zu erkennen, dass Worte auch ihr das Leben geschenkt hatten.

»Bestrafe dich nicht selbst«, hörte Liesel sie wieder sagen, aber die Strafe und

der Schmerz würden kommen, und auch das Glück. So war das Schreiben.

In der Nacht, als Mama und Papa schliefen, schlich sich Liesel hinunter in den Keller und machte die Kerosinlampe an. Eine Stunde lang betrachtete sie lediglich Papier und Bleistift. Sie wollte sich erinnern, und wie es ihre Gewohnheit war, schaute sie nicht weg.

»Schreib«, befahl sie sich.

Nach mehr als zwei Stunden hatte Liesel Meminger angefangen zu schreiben, ohne zu wissen, ob sie alles richtig machte. Woher sollte sie auch wissen, dass

jemand ihre Geschichte aufheben und überallhin mitnehmen würde?

Niemand erwartet so etwas.

Niemand kann es planen.

Sie benutzte einen kleinen Farbeimer als Hocker und einen großen als Tisch. Liesel senkte die Spitze des Bleistifts auf die erste Seite. Mitten auf das Papier schrieb sie die folgenden Worte.

DIE BÜCHERDIEBIN

Eine kurze Geschichte von

Liesel Meminger

FLUGZEUGBÄUCHE

Auf der dritten Seite tat ihr die Hand
weh.

Worte sind so schwer, dachte sie, aber
trotzdem schaffte sie im Laufe der Nacht
elf Seiten.

SEITE 1

**Ich versuche, es zu verdrängen, aber
ich weiß, dass dies alles mit einem Zug
anfing, mit dem Schnee und mit
meinem hustenden Bruder. An diesem**

Tag stahl ich mein erstes Buch. Es war ein Handbuch für Totengräber, und ich stahl es auf meinem Weg in die Himmelstraße...

Sie schlief da unten ein, auf einem Bett aus Lumpen, während sich das Papier des Buches, das auf dem größeren der beiden Farbeimer lag, leicht nach innen rollte. Am nächsten Morgen stand Mama über ihr, mit einer Frage in den desinfizierten Augen.

»Liesel«, sagte sie, »was zum Kuckuck machst du hier unten?«

»Ich schreibe, Mama.«

»Jesus, Maria und Josef.« Rosa stapfte wieder die Stufen hinauf. »Du bist in fünf Minuten oben, oder du machst Bekanntschaft mit dem Wassereimer, verstanden?«

»Verstanden.«

Jede Nacht ging Liesel hinab in den Keller. Sie hatte das Buch stets bei sich. Stundenlang schrieb sie, mit dem Ziel, jede Nacht mindestens zehn Seiten mit ihrem Leben zu füllen. Es gab so vieles zu bedenken, so viele Dinge, die nicht weggelassen werden durften. Sei geduldig, sagte sie sich, und mit dem wachsenden Papierberg wuchs auch die

Stärke ihrer Schreibhand.

Manchmal schrieb sie darüber, was im Keller passierte, während sie schrieb. Sie hatte gerade über den Moment geschrieben, als Papa sie auf den Kirchenstufen geohrfeigt hatte, und wie sie an jenem Abend zusammen den Hitlergruß geübt hatten. Liesel schaute auf. Hans Hubermann packte eben das Akkordeon ein. Er hatte eine halbe Stunde lang gespielt, während Liesel geschrieben hatte.

SEITE 42

Papa hat mir heute Nacht

Gesellschaft geleistet. Er hatte das Akkordeon dabei und saß ungefähr da, wo Max immer gesessen hat. Ich betrachte oft seine Finger und sein Gesicht, wenn er spielt. Das Akkordeon atmet. Auf Papas Wangen

sind Falten. Sie sehen aus wie aufgemalt, und aus irgendeinem Grund möchte ich am liebsten weinen, wenn ich sie sehe. Nicht aus Trauer oder Stolz. Ich mag einfach die Art, wie sie sich bewegen und sich verändern. Manchmal denke ich, mein Papa ist ein Akkordeon. Wenn er mich anschaut und lächelt und atmet, dann höre ich die Musik.

Nach zehn Nächten des Schreibens wurde München wieder bombardiert. Liesel war auf Seite 102 und schlief im Keller. Sie hörte weder den Kuckuck noch die Sirenen, und sie hielt das Buch im Schlaf fest, als Papa kam und sie weckte. »Liesel, komm.« Sie nahm ***Die Bücherdiebin*** und ihre anderen Bücher, und gemeinsam holten sie Frau Holzinger.

SEITE 175

Ein Buch trieb die Amper hinab. Ein Junge sprang ins Wasser, watete darauf zu und packte es mit der rechten Hand. Er grinste. Bis zur

Hüfte stand er im eisigen Dezemberwasser. »Wie war's mit einem Kuss, Saumensch?«

Beim nächsten Luftangriff am 2. Oktober war sie fertig. Nur ein paar Dutzend Seiten waren leer geblieben, und die Bücherdiebin hatte bereits angefangen, das Geschriebene noch einmal durchzulesen. Das Buch war in zehn Abschnitte unterteilt, die alle mit den Titeln von Büchern oder Geschichten überschrieben waren und erzählten, wie diese Bücher und Geschichten ihr Leben geprägt hatten.

Oft frage ich mich, auf welcher Seite sie

gerade war, als ich ein paar Nächte später im strömenden Regen durch die Himmelstraße ging. Ich frage mich, was sie gerade las, als die erste Bombe aus dem Bauch eines Flugzeuges fiel.

Ich stelle mir vor, wie sie kurz auf die Wand schaut, auf Max Vandenburgs seiltanzende Wolke, auf die baumelnde Sonne und auf die Gestalten, die darauf zugehen. Dann betrachtet sie die mühevollen Rechtschreibübungen, aufgemalt mit Wandfarbe. Ich sehe den Führer die Kellertreppe hinunterkommen, die Boxhandschuhe lässig um den Nacken gebunden. Und die Bücherdiebin liest und liest wieder und

wieder ihren letzten Satz, viele Stunden lang.

DIE BÜCHERDIEBIN - LETZTER SATZ

Ich habe die Worte gehasst, und ich habe sie geliebt, und ich hoffe, ich habe sie richtig gemacht.

Draußen pfiff die Welt. Der Regen war fleckig.

DER WELTUNTERGANG *(Teil 2)*

Fast alle Worte sind nun verblasst. Das schwarze Buch löst sich unter dem Gewicht meiner Reisen langsam auf. Das ist ein weiterer Grund, warum ich diese Geschichte erzähle. Wie war das doch gleich? Wenn man etwas oft genug sagt, vergisst man es nicht mehr. Außerdem kann ich euch erzählen, was geschah, nachdem die Worte der Bücherdiebin verklungen waren, und wie ich überhaupt von ihrer Geschichte erfuhr. Das kam so.

Stellt euch vor, ihr geht im Dunkeln durch die Himmelstraße. Euer Haar wird nass, und der Druck der Luft steht kurz vor dem Zerplatzen. Die erste

Bombe trifft das Mietshaus, in dem Tommi Müller wohnt. Sein Gesicht zuckt unschuldig im Schlaf, und ich knie neben seinem Bett. Als Nächstes seine Schwester. Kristinas Füße gucken unter der Bettdecke hervor. Sie passen zu den Fußabdrücken in dem Himmel-und-Hölle-Spielfeld auf der Straße. Ihre kleinen Zehen. Die Mutter schläft ein paar Meter neben ihnen. Vier Zigaretten liegen verkrümmt im Aschenbecher, und der dachlose Raum ist glühend rot. Die Himmelstraße brennt.

Da fangen die Sirenen an zu heulen.

EINE LISTE VON STRASSEN

Münchener Straße, Ellenberger Straße, Johannsonstraße, Himmelstraße. Die Hauptstraße und noch drei weitere in dem ärmlicheren Teil der Stadt.

»Zu spät«, flüstere ich, »das könnt ihr euch jetzt sparen.« Denn alle haben sich zum Narren halten lassen, einmal und noch einmal. Zunächst hatten die Alliierten einen Angriff auf München vorgetäuscht, um stattdessen Stuttgart anzugreifen. Aber dann waren zehn Flugzeuge zurückgeblieben. Oh, es gab Warnungen, sicher. Aber in Molching kamen sie gleichzeitig mit den Bomben an.

Innerhalb weniger Minuten waren sie alle weg. Eine Kirche wurde niedergeschlagen.

Die Erde, auf der Max Vandenburg mit seinen Füßen gestanden hatte, wurde untergepflügt.

In der Himmelstraße 31 schien mich Frau Holzinger in der Küche zu erwarten. Vor ihr stand eine zerbrochene Tasse, und im letzten wachen Moment hatte ihr Gesicht einen Ausdruck angenommen, der mich zu fragen schien, wo ich bloß so lange geblieben war.

Im Gegensatz dazu schlief Frau Lindner

tief und fest. Ihre kugelsicheren Brillengläser zersprangen neben ihrem Bett. Ihr Laden wurde ausgelöscht; die Verkaufstheke landete auf der anderen Straßenseite, und das gerahmte Bild des Führers wurde von der Wand gerissen und zu Boden geworfen. Der Mann wurde zu einem glasigen Brei zusammengeschlagen. Auf dem Weg nach draußen trat ich auf ihn.

Die Fiedlers lagen ordentlich zugedeckt im Bett.

Von Pfiffikus war nur die Nasenspitze zu sehen.

Alle Steiners. Ich fuhr mit den Fingern durch Barbaras schönes, gekämmtes Haar. Ich nahm den ernsthaften Blick aus Kurts ernsthaft schlafendem Gesicht und küsste die Kleinen, eines nach dem anderen.

Dann Rudi. Herr im Himmel, Rudi...

Er lag im Bett mit einer seiner Schwestern. Sie hatte ihn wohl getreten oder ihn zur Seite geschoben, um mehr Platz zu haben, denn er lag auf der Kante und hatte die Arme um sie geschlungen. Der Junge schlief. Sein Kerzenhaar entzündete das Bett, und ich hob ihn und Bettina auf, während ihre Seelen noch

unter der Decke lagen. Sie starben wenigstens schnell und voller Wärme. Der Junge im Flugzeug, dachte ich. Der mit dem Teddybären. Wo war Rudis Trost? Wo war jemand, der diesem Lebensraub die Schärfe nahm? Wer war da, um ihn zu wiegen, während der Teppich des Lebens unter seinen Füßen weggezogen wurde?

Niemand.

Nur ich.

Und ich kann nicht besonders gut trösten, erst recht nicht, wenn meine Hände kalt sind, und das Bett ist warm. Ich trug ihn

sanft durch die zerschmetterte Straße, mit einem salzigen Auge und einem schweren, tödlichen Herzen. Bei ihm gab ich mir ein bisschen mehr Mühe. Einen Augenblick lang betrachtete ich den Inhalt seiner Seele und sah einen schwarz angemalten Jungen, der »Jesse Owens« rief, während er durch ein eingebildetes Zielband lief. Ich sah ihn bis zur Hüfte in eiskaltem Wasser stehen und nach einem Buch angeln, und ich sah einen Jungen im Bett liegen und sich vorstellen, wie ein Kuss von den herrlichen Lippen der Nachbarin schmecken würde. Er stellt etwas mit mir an, dieser Junge. Jedes Mal. Das ist sein einziges Vergehen. Er tritt mir aufs Herz. Er bringt mich zum Weinen.

Schließlich die Hubermanns. Hans. Papa.

Er lag lang im Bett, und ich konnte das Silber durch seine Augenlider schimmern sehen. Seine Seele saß aufrecht da. Sie kam mir entgegen. Diese Art Seelen tun das - die besten von ihnen. Diejenigen, die sich erheben und sagen: »Ich weiß, wer du bist, und ich bin bereit. Nicht dass ich gehen möchte, natürlich nicht, aber ich werde mitkommen.« Diese Seelen sind immer leicht, denn das meiste von ihnen ist ausgelöscht. Der größte Teil von ihnen hat bereits den Weg zu anderen Orten

gefunden. Diese hier wurde hinausgeschickt durch den Atem eines Akkordeons, durch den merkwürdigen Geschmack von Champagner im Sommer und durch die Kunst, ein Versprechen zu halten. Er lag in meinen Armen und ruhte. Ich spürte ein kitzelndes Verlangen nach einer letzten Zigarette und den starken, fast magnetischen Drang hin zum

Keller, zu dem Mädchen, das seine Tochter war und das dort ein Buch schrieb, von dem er hoffte, es eines Tages zu lesen.

Liesel.

Seine Seele flüsterte ihren Namen, während ich ihn forttrug. Aber in diesem Haus gab es keine Liesel. Jedenfalls nicht für mich.

Für mich war nur eine Rosa da, und ja, ich glaube tatsächlich, dass ich sie mitten im Schnarchen hochhob, denn ihr Mund war halb geöffnet, und ihre rosafarbenen Papierlippen waren mitten in der Bewegung verharrt. Wenn sie mich gesehen hätte, hätte sie mich vermutlich »Saukerl« genannt, und ich hätte es ihr nicht übel genommen. Später, nachdem ich ***Die Bücherdiebin*** gelesen hatte, wusste ich, dass sie jeden so nannte. Saukerl. Saumensch. Besonders

diejenigen, die sie liebte. Ihr elastisches Haar war gelöst. Es rieb gegen das Kissen, und ihr schrankförmiger Körper hatte sich mit dem Schlag ihres Herzens gehoben. Und seid versichert, diese Frau hatte tatsächlich ein Herz, und zwar ein größeres, als die meisten Leute vermutet hätten. Da war eine Menge drin, aufgestapelt, meterhoch auf verborgenen Regalen. Erinnert euch, dass sie die Frau war, die mit dem Akkordeon am Körper in jenen langen Mondspaltennächten auf dem Bett gesessen hatte. Sie war die Frau, die einen Juden durchgefüttert hatte, ohne auch nur eine einzige Frage zu stellen, nicht in der ersten Nacht und auch nicht danach. Und sie war eine Frau, die mit ausgestrecktem Arm tief in

eine Matratze hineingegriffen hatte, um einem jungen Mädchen ein Skizzenbuch zu geben.

DAS LETZTE GLÜCK

Ich ging von einer Straße zur anderen und kehrte wegen eines einzigen Mannes namens Schultz noch einmal in die Himmelstraße zurück.

Er hatte es in dem zusammengefallenen Haus nicht aushalten können, und ich trug seine Seele die Himmelstraße entlang, als ich bemerkte, wie die Männer von der LSE anfingen zu schreien und zu lachen.

In dem Berg aus Schutt war ein kleines Tal.

Der heiße Himmel war rot und kreiselte um sich selbst. Pfefferstreifen dehnten sich aus, und ich wurde neugierig. Ja, ja, ich weiß, was ich euch am Anfang gesagt habe. Normalerweise führt meine Neugier dazu, dass ich Zeuge eines wie auch immer gearteten menschlichen Aufschreis werde, aber bei dieser Gelegenheit muss ich sagen, dass ich froh war - und es immer noch bin, froh, dass ich dabei war, obwohl es mir das Herz brach.

Es stimmt, sie fing an zu heulen und nach

Hans Hubermann zu schreien, als man sie herauszog. Die Männer der LSE versuchten, sie mit ihren staubigen Armen festzuhalten, aber die Bücherdiebin konnte sich losreißen. Verzweifelten Menschen scheint das recht oft zu gelingen.

Sie wusste nicht, wohin sie rannte, denn die Himmelstraße gab es nicht mehr. Alles war neu und apokalyptisch. Warum war der Himmel rot? Schneite es tatsächlich? Und warum verbrannten die Schneeflocken ihr die Arme?

Liesel verlangsamte ihre Schritte zu einem taumelnden Gang und

konzentrierte sich auf das, was vor ihr lag.

Wo ist Frau Lindners Eckladen?, fragte sie sich. Wo ist...?

Sie wanderte noch ein Stückchen weiter, bis der Mann, der sie gefunden hatte, ihren Arm nahm und auf sie einredete: »Du hast einen Schock, Mädchen. Es ist nur ein Schock, bald wird es dir besser gehen.«

»Was ist passiert?«, fragte Liesel. »Ist dies hier die Himmelstraße?«

»Ja.« Der Mann hatte enttäuschte Augen.

Was hatte er in den letzten Jahren alles gesehen? »Das ist die Himmelstraße. Du bist ausgebombt worden, Mädchen. Es tut mir so leid. Liebes.«

Ihr Mund wanderte weiter, obwohl ihr Körper nun stillstand. Sie hatte ihr Geheul nach Hans Hubermann vergessen. Das war Jahre her - das war das Werk der Bomben. Sie sagte: »Wir müssen zu meinem Papa und meiner Mama. Wir müssen Max aus dem Keller holen. Wenn er nicht im Keller ist, ist er im Flur und schaut aus dem Fenster. Das macht er manchmal bei einem Luftangriff - er kriegt den Himmel nicht oft zu sehen, wissen Sie? Ich muss ihm sagen,

wie das Wetter jetzt ist. Er wird mir das nicht glauben...«

Ihr Körper gab nach, und der Mann von der LSE fing sie auf und setzte sie nieder. »Wir bringen sie gleich weg«, erklärte er seinem Unteroffizier. Die Bücherdiebin bemerkte etwas Schweres, Schmerzendes in ihrer Hand und schaute nach.

Das Buch. Die Worte.

Ihre Finger bluteten, genau wie an dem Tag, an dem sie hier angekommen war.

Der Mann von der LSE half ihr auf die

Füße und wollte sie wegführen. Ein Holzlöffel brannte. Ein Mann ging mit einem zerbrochenen Akkordeonkasten vorbei, und Liesel konnte das Instrument im Innern sehen. Sie sah die weißen Zähne und die schwarzen Noten dazwischen. Sie lächelten sie an und brachten Liesel in die Wirklichkeit zurück. Wir sind ausgebombt worden, dachte sie, und sie wandte sich zu dem Mann an ihrer Seite. »Das Akkordeon gehört meinem Papa.« Noch einmal. »Das Akkordeon gehört meinem Papa.«

»Hab keine Angst, Mädchen, du bist in Sicherheit. Nur noch ein kleines Stück weiter.«

Aber Liesel ging nicht weiter.

Sie schaute dorthin, wo der Mann das Akkordeon hinbrachte, und folgte ihm. Während der rote Himmel noch immer die wunderschöne Asche zerstreute, hielt sie den groß gewachsenen Arbeiter der LSE an und sagte: »Ich kann Ihnen das gerne abnehmen - es gehört meinem Papa.« Sanft nahm sie dem Mann den Kasten aus der Hand und wollte ihn wegtragen. Und in diesem Moment sah sie den ersten Leichnam.

Der Akkordeonkasten fiel ihr aus der Hand. Der Klang einer Explosion.

Frau Holzinger lag mit abgespreizten Gliedern auf dem Boden.

DIE NÄCHSTEN ZWÖLF STUNDEN IN LIESEL MEMINGERS LEBEN

Sie dreht sich auf dem Absatz herum und schaut den zersplitterten Kanal entlang, der einst die Himmelstraße gewesen war. Sie sieht zwei Männer einen Körper tragen, und sie folgt ihnen.

Als sie die anderen sah, musste sie husten. Sie lauschte einen Moment, während einer der Männer den anderen erzählte, dass sie eine der Leichen in

Stücke zerfetzt gefunden hatten, in einem Ahornbaum.

Erschlagene Schlafanzüge und zerrissene Gesichter. Es war das Haar des Jungen, das sie zuerst sah.

Rudi?

»Rudi?«

Er lag da, mit gelben Haaren und geschlossenen Lippen. Die Bücherdiebin rannte zu ihm und fiel hin. Sie ließ das schwarze Buch los. »Rudi«, schluchzte sie, »wach auf...« Sie packte ihn am Schlafanzug und schüttelte ihn leicht,

ungläubig. »Wach auf, Rudi«, und jetzt, während der Himmel die Erde weiter aufheizte und mit Asche bestäubte, hielt Liesel Rudi Steiners Schlafanzugjacke mit beiden Händen. »Rudi, bitte.« Die Tränen hakten sich an ihrem Gesicht fest. »Rudi, bitte, wach auf. Verdammt nochmal, wach auf. Ich liebe dich doch. Komm schon, Rudi, komm schon, Jesse Owens, weißt du denn nicht, dass ich dich liebe, wach auf, wach auf, wach auf...«

Aber die Welt kümmerte es nicht.

Der Schutt häufte sich noch höher auf. Zementhügel mit roten Gipfeln. Ein

wunderschönes, tränenzerrüttetes Mädchen, das die Toten schüttelt.

»Komm schon, Jesse Owens...«

Aber der Junge wachte nicht auf.

Ungläubig vergrub Liesel den Kopf an Rudis Brust. Sie hielt seinen schlaffen Körper fest und versuchte zu vermeiden, dass er nach hinten rutschte, bis sie ihn schließlich doch auf dem geschlachteten Boden niederlassen musste. Sie tat es sanft.

Langsam, langsam. »Lieber Gott, Rudi...«

Sie beugte sich vor und schaute in sein lebloses Gesicht. Liesel küsste ihren besten Freund, Rudi Steiner, behutsam und wahrhaftig, auf seine Lippen. Er schmeckte staubig und süß. Er schmeckte nach dem Bedauern im Schatten der Bäume und im Schimmer der Anzugsammlung des Anarchisten. Sie küsste ihn lang und sanft, und als sie sich zurückzog, berührte sie seinen Mund mit den Fingern. Ihre Hände zitterten. Ihre Lippen waren plump, und noch ein Mal beugte sie sich vor. Diesmal verlor sie die Beherrschung und verschätzte sich in der Distanz. Ihrer beider Zähne prallten in der entleibten Welt der Himmelstraße aufeinander.

Sie sagte kein Lebewohl. Dazu war sie nicht in der Lage. Nach ein paar Minuten an seiner Seite schaffte sie es, sich von der Erde loszureißen. Es erstaunt mich immer wieder, wozu Menschen fähig sind, selbst wenn die Ströme über ihre Gesichter fließen und sie weitertaumeln, hustend und suchend und findend.

DIE NÄCHSTE ENTDECKUNG

Die Körper von Mama und Papa, die verdreht auf dem knirschenden Bett

der Himmelstraße liegen.

Sie lief nicht, und sie rannte auch nicht.

Liesel bewegte sich überhaupt nicht. Ihre Augen waren über die Menschen hinweggescheuert und hielten inne, als sie mit verschwommenem Blick den hochgewachsenen Mann und die schrankförmige Frau entdeckten. Das ist meine Mama. Das ist mein Papa. Die Worte stapelten sich in ihr auf.

»Sie bewegen sich nicht«, sagte sie leise. »Sie bewegen sich nicht.«

Vielleicht würden sie sich schließlich doch bewegen, wenn sie selbst nur lange genug stillstand. Aber sie blieben reglos, obwohl Liesel stocksteif verharrte. Ich bemerkte in diesem Moment, dass sie

keine Schuhe trug. Wie merkwürdig, dass mir das auffiel. Vielleicht versuchte ich, ihr nicht ins Gesicht zu sehen, denn die Bücherdiebin war unwiderruflich am Ende.

Sie machte einen Schritt und wollte es dabei belassen, aber sie tat es nicht. Langsam ging Liesel zu ihrer Mama und ihrem Papa und setzte sich zwischen sie. Sie hielt Mamas Hand und fing an zu sprechen. »Weißt du noch, als ich hierher kam, Mama? Ich habe mich an das Tor geklammert und geweint. Weißt du noch, was du zu den Leuten auf der Straße gesagt hast?« Ihre Stimme bebte. »Du sagtest: >Was glotzt ihr denn so, ihr

Arschlöcher? <« Sie nahm Mamas Hand fester und berührte das Handgelenk. »Mama, ich weiß, dass du... Ich war so froh, dass du in die Schule gekommen bist und mir gesagt hast, dass Max aufgewacht war. Wusstest du, dass ich dich mit Papas Akkordeon gesehen habe?« Sie klammerte sich an die steifer werdende Hand. »Ich bin aufgestanden und habe zugeschaut, und du warst so wunderschön. Verdammt, du warst so wunderschön, Mama.«

MOMENTE DES VERMEIDENS

Papa. Sie wollte ihn nicht ansehen. Sie konnte ihn nicht ansehen. Noch nicht.

Nicht jetzt.

Papa hatte silberne Augen, keine toten. Papa war ein Akkordeon. Aber seine Blasebälge waren leer. Nichts ging hinein, und nichts kam heraus.

Sie wiegte sich vor und zurück. Ein schriller, leiser, verzerrter Ton war in ihrem Mund gefangen, bis sie sich schließlich umdrehen konnte.

Zu Papa.

In diesem Moment konnte ich einfach nicht anders. Ich beschrieb eine Kurve, um besser sehen zu können, und als ich

ihr wieder ins Gesicht blicken konnte, wusste ich, dass dies derjenige war, den sie am meisten geliebt hatte. Ihre Züge streichelten das Antlitz des Mannes. Sie folgten einer der Falten seine Wange hinab. Er hatte neben ihr im Badezimmer gesessen und ihr beigebracht, wie man Zigaretten dreht. Er hatte einem toten Mann auf der Münchener Straße Brot geschenkt, und er hatte das Mädchen gebeten, den Menschen im Luftschutzraum vorzulesen. Wenn er das nicht getan hätte, wäre sie vielleicht nie zum Schreiben in den Keller gegangen.

Papa, der Akkordeonspieler, und die Himmelstraße.

Das eine existierte nicht ohne das andere, denn für Liesel bedeutete beides Heimat. Ja, das war Hans Hubermann für Liesel Meminger.

Sie wandte sich um und sprach den Mann von der LSE an.

»Bitte«, sagte sie, »das Akkordeon meines Papas. Könnten Sie es für mich holen?«

Es gab ein kleines Durcheinander, dann brachte ein älterer Mann Liesel den Kasten, und sie öffnete ihn. Sie holte das **Versehrte** Instrument heraus und legte es neben Papas Leichnam. »Hier, Papa.«

Und ich schwöre euch, dass Liesel, als sie neben Hans Hubermann kniete, ihn aufstehen sah und hörte, wie er Akkordeon spielte. Ich sah es selbst, viele Jahre später, in einer Vision der Bücherdiebin. Er stand auf und schnallte sich inmitten des Massivs aus zerborstenen Häusern das Akkordeon um und spielte. Er spielte mit Freundlichkeit in den silbernen Augen und einer Zigarette im Mundwinkel. Er griff sogar einmal daneben und lachte dann darüber. Die Blasebälge atmeten, und der große Mann spielte für Liesel Meminger, ein letztes Mal, während der Himmel langsam vom Feuer genommen wurde.

Spiel weiter, Papa. Papa hörte auf.

Er ließ das Akkordeon fallen, und seine silbrigen Augen fingen wieder an zu rosten. Jetzt war er nur ein Körper auf der Straße, und Liesel hob ihn hoch und umarmte ihn. Sie weinte über Hans Hubermanns Schulter hinweg.

»Leb wohl, Papa, du hast mich gerettet. Du hast mir das Lesen beigebracht. Niemand kann so spielen wie du. Ich werde nie wieder Champagner trinken. Niemand kann so spielen wie du.«

Ihre Arme hielten ihn fest. Sie küsste seine Schulter - sein Gesicht noch

einmal anzuschauen, konnte sie nicht ertragen -, und dann bettete sie ihn nieder.

Die Bücherdiebin weinte, bis man sie sanft wegführte.

Später erinnerte man sich an das Akkordeon, aber niemand beachtete das Buch.

Es gab viel zu tun. Unzählige Male wurde ***Die Bücherdiebin,*** neben anderen Gegenständen, mit Füßen getreten. Schließlich hob man das Buch auf, ohne es eines Blickes zu würdigen, und warf es auf einen Müllwagen.

Gerade als der Wagen abfahren wollte, kletterte ich schnell hinauf und nahm es mit...

Es war ein glücklicher Zufall, dass ich da war.

Aber wem will ich eigentlich etwas vormachen? Ich bin früher oder später im Jahr 1943 war ich fast überall.

EPILOG

DIE LETZTE FARBE

Es wirken mit: der Tod und Liesel - hölzerne Tränen - Max - und der

Übergeber

TOD UND LIESEL

Seitdem sind etliche Jahre vergangen, aber es gibt immer noch viel zu tun. Ich versichere euch, dass die Welt eine Fabrik ist. Die Sonne feuert sie an, und die Menschen beherrschen sie. Und ich bleibe. Ich trage sie davon.

Was den Rest der Geschichte betrifft, werde ich nicht lange um den heißen Brei herumreden. Ich bin müde, so müde, und ich werde es euch erzählen, so knapp und direkt, wie ich nur kann.

EINE LETZTE TATSACHE

Ich möchte euch mitteilen, dass die Bücherdiebin gestern erst gestorben ist.

Liesel Meminger lebte noch sehr lange, weit entfernt von Molching und dem Untergang der Himmelstraße.

Sie starb in einem Vorort von Sydney, Australien. Das Haus hatte die Nummer 45 - so wie das der Fiedlers, wo die Menschen bei Luftangriffen Schutz gesucht hatten -, und der Himmel hatte das großartige Blau eines Nachmittags. Wie die Seele ihres Papas, so saß auch

ihre aufrecht da.

Ihre letzten Visionen galten ihren drei Kindern, ihren Enkeln, ihrem Ehemann und der langen Liste aus Leben, die mit ihrem eigenen verwoben waren, unter ihnen - leuchtend wie Laternen -Hans und Rosa Hubermann, ihr Bruder und der Junge, dessen Haar für immer die Farbe von Zitronen hatte.

Aber es gab auch noch andere Bilder.

Kommt mit, und ich werde euch eine Geschichte erzählen. Ich will euch etwas zeigen.

HOLZ AM NACHMITTAG

Die Himmelstraße war zerstört, und Liesel Meminger hatte kein Zuhause mehr. Man sprach von ihr als dem »Mädchen mit dem Akkordeon«, und man brachte sie zur Polizei, wo nun entschieden werden musste, was mit ihr werden sollte.

Sie saß auf einem sehr harten Stuhl. Das Akkordeon lugte durch ein Loch im Kasten.

Nach drei Stunden erschienen der Bürgermeister und die Frau mit den Fusselhaaren auf der Wache. »Wir

haben gehört«, sagte die Frau, »dass ein Mädchen aus der Himmelstraße überlebt hat.«

Der Polizist zeigte ihr den Weg.

Ilsa Hermann bot ihr an, den Kasten zu tragen, aber Liesel hielt ihn fest in der Hand, als sie die Stufen der Wache hinuntergingen. Ein paar Häuserblocks von der Münchener Straße entfernt trennte eine deutlich sichtbare Linie die Ausgebombten von den Glücklichen.

Der Bürgermeister saß am Steuer.

Ilsa hatte sich neben Liesel auf den

Rücksitz gesetzt.

Zwischen beiden stand der Instrumentenkasten. Liesels Hand lag darauf, und sie ließ es zu, dass Ilsa Hermann diese Hand mit ihrer eigenen hielt.

Es wäre so leicht gewesen zu schweigen, aber Liesel reagierte ganz anders auf ihr Unglück. Sie saß in dem eleganten Gästezimmer im Haus des Bürgermeisters und redete und redete - mit sich selbst - bis tief in die Nacht hinein. Sie aß kaum etwas. Das Einzige, was sie völlig verweigerte, war ein Bad.

Vier Tage lang trug sie die Überreste der Himmelstraße mit sich herum, hinterließ sie auf den Teppichen und Bodendielen der Großen Straße 8. Sie schlief viel und träumte nicht, und meistens wäre sie am liebsten gar nicht aufgewacht. Alles verschwand, wenn sie schlief.

An dem Tag, an dem die Beerdigungen stattfanden, hatte sie sich immer noch nicht gewaschen, und Ilsa Hermann fragte höflich, ob sie es jetzt tun wolle. Bei früheren Gelegenheiten hatte sie ihr lediglich das Badezimmer gezeigt und ihr ein Handtuch gewiesen.

Die Trauergäste, die der Bestattung von Hans und Rosa Hubermann beiwohnten, sprachen noch lange über das Mädchen in dem hübschen Kleid und der Schicht aus Himmelstraßenschmutz. Es ging das Gerücht, dass sie später am selben Tag völlig angekleidet in die Amper watete und etwas Merkwürdiges sagte.

Etwas von einem Kuss.

Etwas von einem Saumenschen.

Wie viele Male musste sie Abschied nehmen?

Danach kamen und gingen die Wochen

und Monate und jede Menge Krieg. In den Augenblicken schlimmster Trauer dachte sie an ihre Bücher, besonders an diejenigen, die speziell für sie gemacht worden waren, und an das eine, das ihr Leben gerettet hatte. Eines Morgens, in einem neuerlichen Zustand des Schocks, ging sie gar in die Himmelstraße, um die Bücher zu suchen, aber es war nichts von ihnen übrig geblieben. Es gab keine Linderung, keine Heilung. Es würde Jahre, Jahrzehnte dauern. Dazu brauchte es ein langes Leben.

Für die Steiners gab es zwei Trauerfeiern. Die erste fand am Tage ihrer Grablegung statt; die zweite, als

Alex Steiner auf Urlaub nach Hause kam.

Seit ihn die Nachricht erreicht hatte, war Alex dahingewelkt.

»Herr im Himmel«, sagte er, »wenn ich Rudi nur auf diese Schule geschickt hätte.«

Man rettet jemanden.

Man tötet jemanden.

Wie hätte er es ahnen sollen?

Das Einzige, was er mit Sicherheit

wusste, war, dass er alles dafür gegeben hätte, in jener Nacht in der Himmelstraße gewesen zu sein, denn dann hätte Rudi überlebt.

Er erzählte Liesel davon, auf den Stufen zur Großen Straße 8. Er war sofort, nachdem er von ihrer Rettung gehört hatte, zu ihr gekommen.

An diesem Tag, auf den Stufen, wurde Alex Steiner in Stücke gesägt.

Liesel sagte ihm, dass sie Rudis Lippen geküsst hatte. Es war ihr peinlich, aber sie glaubte, dass er es gerne wissen wollte. Er weinte hölzerne Tränen und

schenkte ihr ein Eichenlächeln. Der Himmel, den ich in Liesels Vision von diesem Tag sah, war grau und schimmernd. Ein silbriger Nachmittag.

MAX

Als der Krieg vorbei war und Hitler sich in meine Arme begeben hatte, nahm Alex Steiner die Arbeit in seinem Schneidergeschäft wieder auf. Er verdiente kaum Geld damit, aber immerhin konnte er sich ein paar Stunden am Tag ablenken. Liesel begleitete ihn oft. Sie verbrachten viel Zeit miteinander und gingen häufig nach Dachau, nachdem das

Konzentrationslager befreit worden war, nur um jedes Mal von den Amerikanern abgewiesen zu werden.

Endlich, im Oktober 1945, kam ein Mann mit sumpfigen Augen, fedrigen Haaren und einem glatt rasierten Gesicht in den Laden. Er ging zur Verkaufstheke. »Ich suche Liesel Meminger. Ist sie hier?«

»Ja, sie ist hinten«, sagte Alex. Hoffnung machte sich in ihm breit, aber er wollte ganz sicher sein. »Darf ich fragen, wer Sie sind?«

Liesel kam heraus.

Sie fielen sich in die Arme, weinten und gingen zu Boden.

DER ÜBERGEBER

Ja, ich habe in dieser Welt vieles erlebt. Ich bin bei den größten Katastrophen dabei und diene den schlimmsten Schurken.

Aber es gibt auch andere Momente.

Einer Vielzahl von Geschichten (oder nur einer Handvoll, wie ich bereits eingangs erklärte) gestatte ich, mich bei der Arbeit abzulenken, genauso wie es die Farben vermögen. Ich finde sie an

den unglücklichsten, unwahrscheinlichsten Orten, und ich sorge dafür, dass ich mich an sie erinnere, während ich mit meiner Arbeit fortfahre. ***Die Bücherdiebin*** ist eine solche Geschichte.

Als ich nach Sydney kam und Liesel mitnahm, konnte ich endlich etwas tun, worauf ich schon lange gewartet hatte. Ich setzte sie ab, und wir gingen über die Anzac Avenue, in der Nähe des Fußballplatzes, und dann zog ich ein staubiges schwarzes Buch aus meiner Tasche.

Die alte Frau war verblüfft. Sie nahm es

in die Hand und fragte: »Ist das mein Buch?« Ich nickte.

Beklommen öffnete sie ***Die Bücherdiebin*** und blätterte durch die Seiten. »Ich kann es nicht glauben...« Obwohl der Text verblasst war, konnte sie ihre Worte noch lesen. Die Finger ihrer Seele berührten die Geschichte, die vor so langer Zeit im Keller der Himmelstraße geschrieben worden war.

Sie setzte sich auf die Bordsteinkante, und ich gesellte mich zu ihr.

»Hast du es gelesen?«, fragte sie mich, aber sie schaute mich nicht an. Ihre

Augen hingen an den Worten.

Ich nickte. »Viele Male.« »Hast du es verstanden?« Was folgte, war ein langes Schweigen.

Ein paar Autos fuhren vorüber, in beide Richtungen. Hinter den Lenkrädern saßen Hitlers, Hubermanns und Maxe, Mörder, Lindners und Steiners ...

Ich wollte der Bücherdiebin vieles sagen, über Schönheit und Brutalität. Aber was sollte ich ihr darüber erzählen, was sie nicht schon längst wusste? Ich wollte ihr erklären, dass ich die menschliche Rasse permanent unter-

und überschätze - dass ich sie nur selten ***einzuschätzen*** weiß. Ich wollte sie fragen, wie ein und dieselbe Sache so hässlich und gleichzeitig so herrlich sein kann und ihre Worte und Geschichten so vernichtend und brillant.

Aber nichts davon kam mir über die Lippen.

Ich konnte mich nur Liesel Meminger zuwenden und ihr die einzige Wahrheit sagen, die ich wirklich kenne.